

Arshaluys Mardigian

... meine Seele sterben lassen, damit mein Körper weiterleben kann

Arshaluys Mardigian

... meine Seele sterben lassen,
damit mein Körper weiterleben kann

Ein Zeitzeugenbericht vom Völkermord
an den Armeniern 1915/16

Aus dem Englischen von Walburga Seul
Mit einer Einordnung von Tessa Hofmann

Deutsche Erstausgabe
© 2020 zu Klampen Verlag · Röse 21 · 31832 Springe
www.zuklampen.de

© der Originalausgabe
Ravished Armenia. The Story of Aurora Mardiganian. The Christian Girl Who
Survived the Great Massacres. New York: Kingfield Press 1918

Satz: Germano Wallmann · Gronau · www.geisterwort.de
Umschlaggestaltung: © Stefan Hilden · München · www.hildendesign.de
Illustration: Cover: © Armenian Genocide Museum-Institute,
Aurora Mardiganyan Collection
Umschlag innen vorn und hinten: © Gerayer Koutcharian · Berlin
Druck: Docupoint GmbH · Magdeburg · www.docupoint-md.de
gedruckt auf FSC-zertifizierten Materialien

ISBN 978-3-86674-608-4

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Widmung

Ich widme mein Buch allen Müttern und Vätern hier in den Vereinigten Staaten, die eine Tochter im Glauben an Gott erzogen haben. Ich habe mitangesehen, wie meine Mutter, bevor man ihre Leiche achtlos in die Wüste warf, ihren Geist aushauchte, weil sie mich gelehrt hatte, dass Jesus Christus mein Erlöser ist. Ich musste erleben, dass mein Vater gewaltsam starb, weil er mir, seinem kleinen Mädchen, empfahl: »Vertraue auf den Herrn, sein Wille geschehe.« Ich erlebte, wie Tausende und Abertausende von ihren Müttern zärtlich geliebte Töchter durch die Peitsche, das Messer oder unter den Qualen von Hunger und Durst sterben mussten oder in die Sklaverei gezwungen wurden, weil sie in Christus ihren König sahen und dem Christentum treu bleiben wollten. Gott hat mich gerettet, damit ich im Namen aller überlebenden Angehörigen meines Volkes eine Botschaft nach Amerika bringen konnte, und jeder Vater, jede Mutter wird spüren, dass alles, wovon ich auf den kommenden Seiten Zeugnis ablege, aus tiefer Überzeugung und Dankbarkeit dem gegenüber, der mich gerettet hat, berichtet wurde.

Arshaluys Mardigian
New York City, Dezember 1918



Arshaluys Mardigian, USA, 1918.

Mit freundlicher Genehmigung vom ARMENIAN GENOCIDE
MUSEUM-INSTITUTE, Aurora Mardiganyan Collection.

Inhalt

<i>H. L. Gates</i>	
Prolog	9
1. Kapitel	
Als der Pascha zu uns nach Hause kam	18
2. Kapitel	
Die Tage des Terrors beginnen	31
3. Kapitel	
Vahby Bey trifft seine Wahl	45
4. Kapitel	
Das grausame Lächeln des Kemal Efendi	56
5. Kapitel	
Die Gendarmen in Aktion	69
6. Kapitel	
Das Rekrutieren für die Harems von Konstantinopel	80
7. Kapitel	
Malatya – die Stadt des Todes	91
8. Kapitel	
Im Harem des Hadji Ghafour	101
9. Kapitel	
Der Überfall auf das Kloster	110
10. Kapitel	
Diyarbakir	121
11. Kapitel	
»Ishim yok, keifim tchok!«	133
12. Kapitel	
Das Wiedersehen	144

13. Kapitel	
Der Ruf des Schäfers	155
14. Kapitel	
Die Botschaft von General Andranik	166

ANHANG

<i>Tessa Hofmann</i>	
Versuch einer Annäherung an A. Martikjans Leidensgeschichte	181
<i>Hayk Demoyan</i>	
Aurora und ihr Sieg über die Finsternis	236
<i>Nora Waln</i>	
Bericht über die erste Begegnung mit Arshaluys Mardigian	243
<i>H. L. Gates</i>	
Würdigung aus der Erstausgabe von <i>Ravished Armenia</i> , 1918	248
Editorische Notiz	250
Hinweise zu Phonetik und Umschrift osmanischer Eigen- und Ortsnamen	252
Über	
<i>Arshaluys Mardigian</i>	255
<i>Walburga Seul</i>	259
<i>Tessa Hofmann</i>	259

*H. L. Gates*¹

Prolog

Arshaluys – das Licht des Morgens

Da, auf dem Gipfel eines Berges im Taurusgebirge, stand er, der alte Schäfer Vartabed, dessen Schafherden mit ihrer Wolle schon drei Generationen eingekleidet hatten. Deutlich hoben sich die Umrisse seiner hohen Gestalt vom Himmel ab. Ruhig stand er da und ungebeugt. In sein ernstes, ausdrucksstarkes Gesicht hatte das Alter bereits tiefe Furchen gezogen, aber seine Hände hielten den Hirtenstab ganz entspannt; er legte Wert darauf, sich nicht darauf zu stützen.

Nach Osten und Norden erstreckten sich die weiten Ebenen von Mamuret-ul-Aziz. Hier und da ragten Hochplateaus aus den Hügeln des Vorgebirges hervor. Seit 2500 Jahren schon hatten andere Schäfer vor dem alten Vartabed hier von diesem Berg aus im Frühling beobachtet, wie die Ebenen und Hochplateaus des Mamuret-ul-Aziz grün wurden, aber nur wenige hatten wohl je erlebt, dass die Kräuter und Sträucher so zeitig wie in diesem Jahr zu sprießen begannen. Darin hätte der alte Vartabed das Anzeichen einer vielversprechenden Saison sehen und die Nachricht, wie es so seine Art war, freudig seinen Schafen vermitteln können. Aber er war beunruhigt. Eine seltsame Vorahnung hatte ihn in der Nacht befallen, die er selbst nach Tagesanbruch nicht mehr von sich abschütteln konnte. Jetzt hielt er Ausschau nicht nach den Landstrichen mit dem langersehnten Grün, das bald das Blöken

1 Harvey Leyford Gates (1894–1948), amerikanischer Journalist und Drehbuchautor, besonders aktiv in der Stummfilmära, verfasste Drehbücher für 216 Filme, darunter einige für Erich von Stroheim, Schauspieler und Filmregisseur österreichischer Herkunft (1885–1957). Harvey Gates übertrug den Erlebnisbericht der Arshaluys Mardigian ins Englische, nach der mündlichen Simultanübersetzung vom Armenischen ins Englische durch Angehörige ihrer Gastfamilie. Die Zusammenkünfte fanden im Hotel Letham, New York, statt.

seiner Schafe verstummen lassen würde, sondern weit hinaus nach Norden, wo sich das blaue Band des Euphrat im Dunst der Morgendämmerung verlor. Was seine alten Augen dort suchten, wusste er selbst nicht; aber von dorthier schien Gefahr zu drohen.

Plötzlich drang aus dem Tal der schleppende, eintönige Ruf zum Dritten Gebet nach oben zum alten Vartabed, die Aufforderung an gläubige Muslime, das Licht des neuen Tages zu begrüßen. Das riss den Schäfer aus seinen Grübeleien.

»Ja, das war es, das Zeichen! Die Gefahr könnte aus dem Norden kommen, und was immer es sei, es würde sich zuerst in der Stadt manifestieren.«

Der Schäfer schaute ins Tal hinunter, auf die Dächer und die sich dazwischen windenden engen Straßen. Ein Minarett schimmerte auf, als der Muezzin gerade zum zweiten Mal seinen Ruf anstimmte. Vartabed ließ seinen Blick über die Stadt streifen bis hin zu den von den ersten Sonnenstrahlen umspielten Trümmern aus rotbraunem und grauem Gestein, den Ruinen der Burg, die Tschemsch², ein armenischer König, in alten Zeiten erbauen ließ. Eine herzerreißende Traurigkeit überkam ihn: Das Minarett stand unversehrt da, die Königsburg aber war zerfallen. Es gab zwei Arten von Gebeten in der Stadt, deshalb würde es Ärger geben.

Der alte Mann rammte den Schäferstab aufrecht in den Boden – ein Zeichen für seine Schafe, dass er dorthin zurückkehren werde – und folgte dann einem Pfad abwärts zu den niedrigeren Hängen, wo die Häuser der Stadt begannen. Mit festen, gleichmäßigen

2 Der Name der kleinen Stadt Tschemschkadsag am Fluss Taghar ist abgeleitet von Johannes I. Tsimiskes (924–976), Kaiser von Byzanz (969–976) armenischer Abstammung. Unter ihm erreichte Byzanz seine größte Ausdehnung seit dem Einfall der Araber im 7. Jahrhundert.

Gates lässt hier den Schäfer von einem König sprechen, nicht vom oströmischen Kaiser, denn die Armenier hatten mehrere Königsdynastien, z.B. die Artaschiden (3.–1. Jahrhundert v. Chr.) und die Bagratiden (9.–11. Jahrhundert). Erst 1878 war die Kleinstadt in die neu gegründete Provinz (Vilayet) Mamuret-ul-Aziz (»bereichert« durch Abdul Aziz) eingegliedert worden. Heute ist Çemişgezek Kreishauptstadt und liegt in der kleinen Provinz Tunceli. 1915 lebten etwa 1400 Armenier in der Stadt. Es gab zwei christliche Kirchen und mehrere Moscheen. Handel, Tuchmanufaktur (Baumwoll- und Seidenstoffe), Teppichknüpferei und Landwirtschaft bildeten die wirtschaftliche Grundlage. S. Hayk Demoyan und Lousine Abrahamian: Aurora's Road. Erivan: THE GENOCIDE MUSEUM-INSTITUTE 2015, S. 8–13.

Schritten, ungewöhnlich angesichts seines hohen Alters, ging er zielstrebig durch die Stadt bis zu den Straßen mit den ansehnlichen Villen der Wohlhabenden. Dort bog er kurz ab und ging an einem öffentlichen Park entlang zur Villa des Bankiers Mardigian. In diesem Haus war der Schäfer jederzeit willkommen, hatte er doch schon für drei ihrer Familienoberhäupter die Herden gehütet.

Eine Hausangestellte öffnete das Eingangstor der Mauer an der Straße und ließ ihn in den inneren Garten eintreten. Als sie das Tor hinter ihm schloss, fragte er: »Ist der Hausherr noch zu Hause oder ist er schon so früh geschäftlich unterwegs?«

»Du solltest dich schämen, so etwas zu fragen!«, antwortete die Frau, unverblümt wie sie war. »Hast du vergessen, was heute für ein Tag ist? Wie kommst du auf die Idee, dass der Herr heute seinen Bankgeschäften nachgehen könnte?«

Der alte Mann schaute sie erstaunt an. Sie sah nun, dass er es wirklich vergessen hatte, und sagte in milderem Ton: »Heute ist Ostersonntag, Vartabed.«

Er ließ sich die Ermahnung gefallen, wusste aber seine Würde gleich wiederherzustellen: »Wenn du einmal so viele Tage gelebt hast wie der alte Vartabed, wirst du vielleicht gern mehr als einen aus deinem Gedächtnis löschen – möglicherweise einen, der bald kommt, noch lieber als alle davor.«

Die Frau hatte für das belehrende Geschwätz alter Leute nichts übrig und führte die versteckte Warnung des Alten vor drohendem Unheil einfach auf schlechte Laune zurück. Ihre spitze Erwiderung fand kein Gehör mehr, schweigend ging der Schäfer durch den Garten zum Haus und trat ein.

Das Haus der Mardigians entsprach den typischen modernen Villen wohlhabender Armenier. Den breiten Eingang erreichte man vom Garten her über eine schöne Treppe aus weißem Marmor, und die geräumige Eingangshalle war mit großen Platten aus dem gleichen Stein gefliest. Von außen wirkte das Gebäude eher düster, vielleicht zum Schutz vor dem bisweilen rauen Klima, das Innere aber zeugte von behaglichem Luxus und Wohlstand. Aufgrund der Hanglage des Hauses waren die Zimmer versetzt übereinander angelegt, wobei das Flachdach des unteren als Vorgartenterrasse des jeweils oberen diente.

In der Empfangshalle, die der alte Vartabed betrat, befand sich ein großer gekachelter Kamin, von dem aus nach links und rechts

ein niedriger Divan an drei Wänden des Raumes entlanglief, gepolstert mit handgewebten heimischen armenischen Teppichen. Darauf lagen handbestickte seidene Kissen. Der Marmorboden war mit dicken Teppichen belegt, *Tekke* genannt, von Persern oder Kurden gewebt und auf eine Filzunterlage aufgenäht. Über dem Kamin hing ein kostbares Madonnenbild, an den Wänden links und rechts ein Gemälde eines berühmten armenischen Landschaftsmalers und ein Bild von Peniers, das einen niederländischen Hafen darstellte. In einer Ecke des Raumes stand ein Klavier, daneben eine Stehlampe. Trotz der vorherrschenden orientalischen Farbenfreude wirkte der Saal geschmackvoll und dezent.

Der Schäfer stand wartend mitten im Raum, bis sein Arbeitgeber eintrat und ihn festlich begrüßte: »Christus ist auferstanden von den Toten, mein guter Vartabed!« Diesen Ostergruß haben die Armenier seit den Anfängen des Christentums beibehalten. »Gepriesen sei Christi Auferstehung!«, erwiderte der alte Mann dem Brauch entsprechend. Dann sprach er mit großem Ernst, der seinem Gesprächspartner nicht entging, vom Grund seines Kommens. Es war die Vision, die er in der Nacht gehabt hatte.

»Unser Heiliger Gregor³ erschien mir, während ich schlief, und presste seine Hand kräftig auf mich. ›Wach auf, alter Vartabed, wach auf! Deine Schafe sind in Gefahr, obwohl Gott sie besonders liebt. Wach auf und rette sie!‹ Das sagte der gute Heilige zu mir. Schnell stand ich auf, aber kaum hatte ich die Augen ganz geöffnet, war die Vision vorbei. Ich eilte zum Pferch, aber ich störte nur, denn die Herde schlief ganz friedlich. Doch ich konnte nicht wieder einschlafen. Jedes Mal, wenn ich die Augen schloss, stand wieder unser Heiliger vor mir, als wolle er mich wegen meiner Untätigkeit zurechtweisen. In der Morgendämmerung brachte ich meine Herde auf die Hügel, und da erinnerte ich mich an etwas ...«

Hier hielt der Schäfer inne. Er hatte schnell gesprochen und war etwas außer Atem. Sein Arbeitgeber hatte ihm mit großer Aufmerksamkeit, die man einem so alten vertrauenswürdigen

3 Gregor, der Erleuchter, armenisch *Grigor Lusavoritsch* (240–332): Patron und Begründer der Armenischen Apostolischen Kirche und ihr erster Katholikos, Bekehrer des Königs Trdat III., der das Christentum zu Beginn des 4. Jahrhunderts zur Staatsreligion machte.

Menschen schuldig ist, zugehört, aber nicht ohne einen Anflug von Schmunzeln in seinem ansonsten unbeweglichen Gesicht. »Wie schade, Vartabed, dass du so unruhig geschlafen hast. Heute Morgen solltest du mehr als an anderen Tagen ganz von Freude erfüllt sein. Erzähle mir jetzt, woran du dich im Morgengrauen erinnerst hast, und lösche es dann aus deinem Gedächtnis!«

»Manche Sachen, Herr, können weder Sie noch ich aus dem Gedächtnis tilgen. Ich erinnerte mich, wie mir schon einmal unser Heiliger im Schlaf erschienen war, um mich vor einer Gefahr zu warnen. Damals schenkte ich dem keine Beachtung, denn ich war noch jung und leichtsinnig. Auch waren es damals gute Zeiten in Armenien, es herrschten Frieden und Wohlstand. Aber am selben Tag kam von Norden her die Massenvernichtung. Das war vor zwanzig Jahren.«

Jetzt erschrak sein Gegenüber, es schauderte ihn, und er wurde blass. Vor zwanzig Jahren, da wurden Hunderttausende seiner Landsleute von Abdul Hamid⁴ ermordet! Wortlos ging der Bankier zum Fenster, zog die Vorhänge auf und blickte in den Garten.

Herr Mardigian entsprach genau dem Typ des erfolgreichen modernen Armeniers. Er lächelte selten, aber seine Stimme und sein Blick waren sanft und gütig – an einem solchen Ostermorgen hätte er auch gut über die Boulevards in Europa oder Amerika spazieren können, ohne aufzufallen. Als er vom Fenster zurückkam, hätte nur ein enger Vertrauter dieses unerklärliche, unfassbare Etwas in seinem Gesicht oder in seinem Verhalten entdecken können, das ein Volk, dessen Schicksal es von Anfang an war, ständig unterdrückt und verfolgt zu werden, unwillkürlich prägt.

»Was vor zwanzig Jahren geschah, mein lieber Vartabed, kann nie wieder passieren. Wir Armenier haben nichts getan, um den

4 Abdul Hamid II. (auch Abdülhamid II., 1842–1918) wurde nach der Absetzung seines Bruders Murad V. im Jahr 1876 Sultan des Osmanischen Reiches und Kalif der Muselmanen. 1894 schlug er in der Bergregion von Sassun einen Aufstand der Armenier, die sich gegen seine zunehmend gewaltsamen Übergriffe zur Wehr setzten, nieder und ließ die *Hamidieh* genannte, nur ihm unterstellte kurdische Kavallerie im gesamten anatolischen Hochland bis nach Konstantinopel hin Massaker an der armenischen Bevölkerung verrichten. Mehr als 200 000 Menschen starben, mehrere Hunderttausende wurden zwangsislamisiert, und mehr als 100 000 Frauen wurden in die Harems entführt. Das brachte Abdul Hamid II. den Namen Roter Sultan, *Kizil Sultan*, ein.

Zorn unseres Herrenvolkes, der Türken, auf uns zu ziehen. Wir haben ganz im Gegenteil bewiesen, dass wir diesem Staat dienen. Unsere jungen Männer wurden zum Großen Krieg eingezogen, der jetzt die Welt verwüstet. Sie haben hintangestellt, dass ihre Sympathien auf Seiten der Feinde des Sultans liegen, und lassen aus freien Stücken ihr Leben im Kampf um eine verhasste Sache, nur um den Türken weder Anlass noch Entschuldigung zu liefern, womöglich ihre Wut an unserem Volk auszulassen. Vor weniger als einer Woche hat uns Ismail Enver⁵, der mächtige Minister des Sultans, seine Dankbarkeit für die Dienste ausgesprochen, die wir dem Roten Halbmond erweisen. Sie werden sich hüten, uns noch einmal zu peinigen.«

»Aber die Vision in der letzten Nacht ist die gleiche wie die von 1895, die Vision der gleichen Tragödie, die uns damals bevorstand.«

»Dieses Mal war es aber ein unbegründeter Albtraum«, sagte der Bankier aus fester Überzeugung. Der Schäfer, gekränkt durch diese Gelassenheit und die Missachtung seiner Warnung, verließ den Raum und durchquerte aufgebracht den Garten. Schon hatte er die Hand am Gartentor, als ihn eine klare jugendliche Stimme zurückhielt: »Vartabed, warte! Ich komme!«

Der alte Mann blieb stehen. Er sah Arshaluys auf sich zukommen, die er mehr als jedes andere Lebewesen in sein Herz geschlossen hatte – eine Tochter der Mardigians.

Arshaluys bedeutet *Licht des Morgens*, ähnlich dem Vornamen Aurora in anderen Ländern. Kein anderer Name könnte besser zu dieser Vierzehnjährigen passen mit ihrem fröhlichen Blick, den schwarzen Augen und Haaren, einem Lächeln und einem Gemüt so sonnig wie der hellste Tag. Sie liebte jedes einzelne Schaf in Vartabeds Herde, besonders aber die schwarzen. Als sie vor ihm stand, bemerkte sie sofort, dass er schlecht gelaunt war, und beschloss, nun ihrerseits die Beleidigte zu mimen.

»Du wolltest doch sicher nicht weggehen, ohne mir frohe Ostern zu wünschen, oder? Bist du meiner überdrüssig geworden, weil ich dir so auf die Nerven gehe?«

5 Ismail Enver (1881–1922), auch Enver Bey oder Enver Pascha genannt: Offizier der osmanischen Armee, einer der Anführer der Jungtürken und Kriegsminister während des Ersten Weltkriegs.

Aber mit ihrem gekonnt inszenierten Schmollen konnte sie den zutiefst erschütterten alten Mann nicht aufmuntern. Vielleicht verschlimmerte der Anblick von Arshaluys seinen Zustand sogar noch.

»Es ist nutzlos, jemandem Freude zu wünschen. Besser ist es, sie zu schenken. Wer selbst nicht froh ist, kann sich nicht für andere einsetzen. Heute spüre ich keine Freude in mir, die ich weitergeben könnte, nicht einmal dir, meine liebe Arshaluys. Deshalb habe ich nicht nach dir gesucht.«

»Das ist aber ganz falsch, Vartabed. Heute ist Christus auf-
erstanden. Da herrscht überall helle Freude. Und bei mir noch stärker als bei allen anderen, denn gestern hat Vater mir gesagt, dass ich noch vor dem nächsten Osterfest weit weggehe, um in Konstantinopel, in der Schweiz oder in Paris meinen Schulabschluss zu machen. Macht dich das nicht auch froh, meinetwegen, Vartabed?«

Einen Augenblick schaute der alte Mann hinunter in ihr ihm zugewandtes Gesicht. Dann griff seine Hand wieder nach dem Gartentor, als suche dieser hochgewachsene, sonst ungebeugte Körper, der auf einmal schlaff herunterhing, Halt. Arshaluys dachte, ihre Worte hätten ihn gekränkt. Voller Zärtlichkeit hob sie ihre Hände, um sie dem alten Mann auf die Brust zu legen. Aber bevor sie ihn erreichen konnte, war er schon hinausgegangen, und das Gartentor fiel zwischen ihnen ins Schloss.

Eine Stunde später stand der alte Schäfer wieder oben auf der Spitze des Hügels und schaute hinunter auf die Stadt und die Ebenen von Mamuret-ul-Aziz, die jetzt völlig in den Glanz der Morgensonne getaucht dalagen. Einige Meilen weiter südlich erhoben sich die Gebirgskämme mit ihren vor langer Zeit aufgegebenen Grubenschächten im Inneren, der Überlieferung nach einst die ertragreichen Minen Salomons. Jenseits des Horizontes lagen Kharput⁶, der Ort, wo die Karawanen Rast machen, Van, die Hauptstadt, und Sivas, die *Stadt der Hoffnung* – Zeugen einer Nation, die bereits vor unserer Zeitrechnung entstanden war. Immer wieder

6 Kharput, *Kharberd* (arm.), heute Harput (türk.): antike Stadt, hier Kreishauptstadt, auf Felsen errichtet; konnte sich deshalb nicht ausbreiten. Der Nachbarort Mezre (auch Mezreh) dagegen wuchs beständig.

kehrten die Gedanken des alten Mannes zu diesen Juwelen unter den Städten zurück, und er malte sich aus, mit welcher Hoffnung und Inbrunst die Menschen dort heute das Osterfest feierten. Dann wandte er sich wieder den Dächern und Turmspitzen zu, die aus der Ebene unter ihm hervorragten.

Denn er dachte nicht nur an Armenien, das schöne golden schimmernde Armenien dieses Ostertages des Jahres 1915, sondern auch an das Mädchen, das Arshaluys, Licht des Morgens, hieß.



Foto der Familie Mardigian, Tschemskadsag, 1905.
Unten links, sitzend, die vierjährige Arshaluys.
Mit freundlicher Genehmigung vom ARMENIAN GENOCIDE
MUSEUM-INSTITUTE, Aurora Mardiganyan Collection.

1. Kapitel

Als der Pascha zu uns nach Hause kam

Meine Geschichte beginnt am Morgen des Ostersonntags im April 1915. In unserem Elternhaus bereiteten wir uns auf eine fröhliche Feier des Osterfestes vor, und unsere Freude wurde noch verstärkt durch eine Nachricht aus Konstantinopel. Gerade hatte die türkische Regierung den armenischen Truppen ihre Dankbarkeit für ihre treuen und ehrenwerten Dienste im Großen Krieg ausgesprochen. Etwa sechs Monate vor dem Kriegseintritt der Türken hatte eine große Angst in ganz Armenien um sich gegriffen, denn ohne den schützenden Einfluss Englands und Frankreichs, so fürchtete man, könnten die Türken die Gelegenheit nutzen, ihre christlichen Untertanen zu unterdrücken, wie es schon so oft geschehen war. Die jungen armenischen Männer, die es eigentlich vorgezogen hätten, gegen den Sultan zu kämpfen, hatten sich zum Zeichen ihrer Staatstreue eilig zur osmanischen Armee gemeldet.

Da jetzt der Sultan ihre Opferbereitschaft öffentlich anerkannt hatte, waren die Ängste vor erneuten Verfolgungen durch unsere moslemischen Herrscher allmählich abgeflaut.

In unserer Stadt Tschemschkadsag, zwanzig Meilen nördlich von Kharput, der Hauptstadt der Provinz Mamuret-ul-Aziz, war niemand dankbarer für die Aussicht auf einen dauerhaften Frieden in Armenien als mein Vater und meine Mutter, meine ältere Schwester Lusanne und ich. Ich war erst vierzehn Jahre alt und Lusanne noch nicht ganz siebzehn, aber in Armenien haben sogar kleine Mädchen immer Angst. An diesem Morgen war ich besonders aufgeregt. Vater hatte mich mit einem Ostergeschenk überrascht: seinem Versprechen, dass ich schon bald an einem Gymnasium in Europa die Oberstufe besuchen könne – so gehörte es sich für die Tochter eines Bankiers.

Lusanne sollte bald heiraten, und sie wollte das letzte Osterfest ihres Mädchenlebens fröhlich genießen. Nicht einmal der Besuch unseres alten Schäfers Vartabed, der uns schon kurz nach

Tagesanbruch seine Unheilsbotschaft überbracht hatte, konnte unsere Stimmung trüben.

Ich stand vor dem Spiegel und ordnete zum hundertsten Mal die blauen Bändchen, mit deren Hilfe ich mir die Haare hochgesteckt hatte. Insgeheim hoffte ich, muss ich gestehen, dass alle anderen Mädchen im Gottesdienst mich darum beneiden würden. Lusanne machte von ihrem Vorrecht als ältere Schwester Gebrauch und wies mich wegen meiner Eitelkeit zurecht. Sie war immer untadelig und besonnen. Gerade wollte ich ihr sagen, sie sei ja nur neidisch, weil sie als Ehefrau bald keine blauen Schleifen mehr tragen dürfe, als meine Mutter ins Zimmer trat. Sie blieb im Türrahmen stehen und lehnte sich dagegen, sagte kein Wort und blickte mich nur an.

»Mutter, was ist los?«, rief ich. Sie antwortete nicht, zeigte aber zum Fenster. Lusanne und ich liefen hin und sahen auf die Straße. Da standen am Tor zu unserem Hof drei türkische Gendarmen mit Gewehren und hielten streng Wache. Das Band an den Ärmeln ihrer Uniformen wies sie als Leibgarde von Hüseyin Pascha aus, dem Militärkommandanten unseres Bezirkes.

Ich wandte mich zu meiner Mutter um und verlangte eine Erklärung. Sie war zu Boden gesunken und weinte. Sie sagte nichts, zeigte nur nach unten. Da wusste ich, dass Hüseyin Pascha zu uns gekommen und im Erdgeschoss war. Sofort war all meine Fröhlichkeit dahin, und auch ich sank zu Boden. Es kam mir vor, als würde ich sterben.

Schon seit geraumer Zeit wollte mich der mächtige Hüseyin Pascha in seinem Harem haben. Er war sehr reich und sogar ein Freund des Sultans. Sein Riesenpalast stand inmitten prachtvoller Gärten am Stadtrand. Dort hatte er mehr als ein Dutzend der schönsten Mädchen christlicher Herkunft aus den Städten der Umgebung angesammelt.

In Armenien ist der *Mutessarif*, der türkische Bezirksgouverneur, ein Beamter mit großer Macht. Er hat keine Anweisungen zu befolgen, es sei denn, sie kommen direkt von den Ministern des Sultans. In der Regel ist er grausam und herrschsüchtig.

Es ist gefährlich für armenische Familienväter, dem Mutessarif einen Wunsch zu verweigern. Wenn solch ein Vertreter des Sultans ein hübsches Mädchen sieht, das er seinem Harem einverleiben möchte, gibt es viele Methoden, es zu bekommen. Hüseyin Pascha

ging so vor, dass er den jeweiligen Vater unverhohlen aufforderte, ihm seine Tochter zu verkaufen oder zu verschenken, sonst werde er vor Gericht gestellt. Um den Verkauf des Mädchens zu legalisieren und das Recht zu bekommen, sie zu seiner Konkubine zu machen, brauchte er es lediglich zu überreden oder zu zwingen, sich von Christus abzuwenden und Muslima zu werden.

Schon dreimal hatte Hüseyin Pascha meinen Vater aufgefordert, mich ihm zu übergeben, und jedes Mal hatte Vater sich ihm widersetzt und sich geweigert. Der Pascha wagte es nicht, uns zu bestrafen, denn Vater war vermögend und genoss als enger Freund des britischen Konsuls in Kharput den Schutz des *Vali*, des Generalgouverneurs von Mamuret-ul-Aziz. Jetzt aber war der britische Konsul abgereist, der *Vali* fürchtete sich vor niemandem mehr⁷ und – das war mir klar – Hüseyin Pascha konnte tun, was er wollte. Instinktiv wusste ich, was der Besuch mit seiner bewaffneten Eskorte zu bedeuten hatte: Wieder einmal wollte er mich für sich einfordern.

Ich klammerte mich an meine Mutter und an Lusanne, und meine beiden jüngeren Schwestern krallten sich an meinem Rock fest, als wir oben am Treppengeländer Vater und den Gouverneur belauschten. Hüseyin bat nicht mehr um mich, er erhob Anspruch auf mich.

»Bald kommen Befehle aus Konstantinopel«, hörte ich ihn sagen, »ihr Christenhunde werdet weggeschickt. Ob Mann, Frau oder Kind, keiner, der Mohammed verleugnet, darf bleiben. Wenn es so weit ist, kann niemand außer mir euch retten. Gib mir das Mädchen Arshaluys, und ich nehme eure ganze Familie unter meinen Schutz, bis die Krise vorbei ist. Weigerst du dich, so weißt du, was euch erwartet!«

Mein Vater brachte vor Furcht und Entsetzen kein Wort heraus. Meine Mutter schrie auf. Ich bat sie, mich hinuntereilen zu lassen, um mich selbst dem Pascha anheimzugeben. Alles wollte ich tun,

7 Nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs mussten die englischen, französischen und russischen diplomatischen Vertreter die Türkei verlassen. Sie hatten den Christen im Land stets Schutz geboten und intensive Kontakte mit Regierungsvertretern und örtlichen Beamten gepflegt. Nun waren die Christen der Willkür der türkischen Nationalisten ausgeliefert. Die Amerikaner blieben bis zu ihrem Kriegseintritt 1917 im Land, und die Jungtürken wahrten den Schein des diplomatischen Miteinanders, das jedoch längst unterhöhlt war.

um sie, Vater und meine Geschwister zu retten. Da bekam Vater seine Stimme wieder in den Griff, und ich hörte ihn zum Pascha sagen: »Gottes Wille geschehe – niemals würde Er wollen, dass mein Kind sich für uns opfert, um uns zu retten.«

Meine Mutter drückte mich noch fester in ihre Arme. »Dein Vater hat gesprochen, für dich und für uns.«

Hüseyin Pascha verließ wütend das Haus, steif marschierte seine Leibgarde hinter ihm her. Kaum war er verschwunden, entstand auf den Straßen ein großes Durcheinander.

An allen Ecken kamen die Menschen in Scharen zusammen. Männer kamen eilig zu uns ins Haus mit Nachrichten, die gerade ein Reiter in wilder Hast aus Kharput überbracht hatte: »Massenmorde in Van! Männer und Frauen werden in Stücke gehackt! Kurden stehlen die Mädchen!«

Van ist die größte Stadt Armeniens. Einst war sie die Hauptstadt des Königreichs Vannic der Königin Semiramis. König Aram – so lehrte man es uns – hatte Van erbaut, die auch die Heimatstadt von Xerxes war. Sie liegt mitten in der Landschaft, die nach der Sintflut zuerst vom Wasser befreit war, nicht weit von dem heiligen Ort, an dem die Arche Noah zum Stillstand kam. Uns Armeniern ist diese Stadt lieb und teuer, sie war eines der Zentren unserer Kirche und des kulturellen Lebens unseres Volkes. Sie liegt 200 Meilen von Tschemschkadsag entfernt und war die Heimatstadt von mehr als 50 000 Armeniern. Der Vali von Van, Generalgouverneur Djevdet Bey⁸ war der wichtigste türkische Herrscher in Armenien – und der grausamste. Ein Massaker in Van, das bedeutete, dass es bald auf ganz Armenien übergreifen würde!

Sie brachten den Reiter aus Kharput zu uns nach Hause, und mein Vater versuchte, ihn genauer zu befragen, aber er konnte nur ständig hervorbringen:

»Ermenleri hep kesdiler – hep gitdi bitdi!«

»Alle Armenier ermordet – alle dahin! Alle tot!«

8 Djevdet Bey (neutürkisch: Cevdet Bey) war der Hauptverantwortliche für die Plünderungen, Vertreibungen und Massaker an den Armeniern und anderen Christen in Van (Wan), der Hauptstadt Westarmeniens, und in den umliegenden Dörfern. Dort lebten etwa 300 000 Armenier. Bereits im Winter 1914/15 war es zu systematischen Raubüberfällen und Enteignungen mithilfe der Gendarmerie und kurdischer Reitergarden, den *Hamidieh*, gekommen.

So klagte er wieder und wieder. Die Nachricht war per Telegraf nach Kharput gekommen, und der Reiter – er kam ursprünglich aus unserer Stadt – war sofort losgeritten, um uns zu warnen.

Ich bat meine Eltern, mich zum Palast des Hüseyin Pascha eilen zu lassen, um ihm zu sagen, ich würde tun, was er wolle, falls er meine Familie noch rechtzeitig vor den Befehlen zu den Übergriffen retten würde. Aber Mutter hielt mich fest, während Vater schlicht sagte: »Gottes Wille geschehe, und das wäre nicht sein Wille.«

Lusanne weinte. Die kleine Arusyag und Sara, meine jüngeren Schwestern, weinten auch. Vater war sehr bleich, und ihm zitterten die Hände, als er sie mir auf die Schultern legte und versuchte, mich zu trösten. Ich schloss die Augen und sah meinen Vater, meine Mutter und meine Geschwister vor mir, wie sie während des Massakers, das ich kommen sah, früher oder später tot dalagen. Doch ich könne sie retten, hatte Hüseyin Pascha gesagt. Aber wie konnte ich meinem Vater nicht gehorchen? Da kam mir Pater Rhoupen in den Sinn.

Sofort löste ich mich von meiner Mutter und rannte durch den Hinterausgang aus dem Haus in die Kirchenstraße, wo Pater Rhoupen gerade vergeblich auf seine Gemeinde wartete. Niemand hatte den Mut gehabt, dem ehrwürdigen Mann die Nachricht aus Van zu übermitteln. Als ich in die Sakristei, den kleinen Raum hinter dem Altar, gelaufen kam, wunderte er sich, dass seine Gläubigen noch nicht da waren.

Ich fiel ihm zu Füßen, und es dauerte lange, bis ich aufhören konnte zu weinen, um ihm zu berichten, warum ich hier war. Aber er wusste sofort, dass etwas passiert war. Er strich mir übers Haar und wartete ab. Als ich in der Lage war zu sprechen, erzählte ich ihm vom Besuch und vom Ansinnen Hüseyin Paschas und auch von der Botschaft des Reiters. Ich flehte ihn an, mir das Recht zuzusprechen, den Pascha zu benachrichtigen, dass ich mich ihm als Konkubine zur Verfügung stellen wolle, vorausgesetzt, er werde meine Eltern und Geschwister retten.

Pater Rhoupen ließ mich alles ein zweites Mal erzählen. Dann legte er mir seine Hand auf den Kopf und sagte: »Lass uns Gott fragen, mein Kind!«

Dann betete Pater Rhoupen.

Er bat Gott, mich auf den Weg zu führen, den ich gehen sollte. Ich kann mich nicht mehr an das ganze Gebet erinnern, denn ich

weinte zu bitterlich und hatte zu viel Angst, aber ich weiß, dass der Priester für mich und die Meinen betete und dass er Gottvater daran erinnerte, dass wir Armenier seine ersten Glaubensanhänger waren und ihm durch viele Jahrhunderte voller Verfolgungen treu geblieben waren. Während des Gebetes beruhigte ich mich und begann zu lauschen, in der Hoffnung, mit eigenen Ohren die Antwort hören zu können, die nach Pater Rhoupens flehentlichen Worten von da oben kommen musste.

Als er Amen sagte, kniete sich der Priester mit mir nieder, und wir warteten beide ab. Plötzlich presste mich Pater Rhoupen an seine Brust und begann zu sprechen:

»Der Weg ist klar, mein Kind. Die Antwort ist gekommen. Vertraue auf Jesus Christus, und er wird dich retten, so wie es ihm am besten erscheint. Es wäre besser für dich, notfalls zu sterben, als durch dein Vorbild andere dazu zu verführen, ihrem Glauben an den Erlöser abzuschwören. Geh zurück zu deinem Vater und zu deiner Mutter und tröste sie, aber gehorche ihnen.«

An diesem und dem nächsten Tag ritten Boten zwischen Kharput und unserer Stadt hin und her und brachten die letzten spärlichen Nachrichten aus Van. Wir hörten mit Freude, dass sich dort Armenier verbarrikadiert hatten und zurückfeuerten, aber wir fürchteten die Folgen. Niemand in unserer Stadt schlief in dieser Nacht. Den Tag und die Nacht über gingen Pater Rhoupen, seine Diakone und auch die Lehrer des christlichen Gymnasiums von Haus zu Haus, um gemeinsam mit den Familien zu beten.

Die einflussreichsten Männer der Stadt warteten auf Hüseyin Pascha, um von ihm zu erfahren, ob wir in Gefahr seien. Er sagte ihnen, es gebe keinen Grund zur Beunruhigung, und bei den Unruhen in Van handle es sich um eine Revolte. Mein Vater und meine Mutter klammerten sich begierig an dieses vage Sicherheitsversprechen. Aber am Dienstag wussten wir, dass man uns getäuscht hatte, denn an diesem Morgen ordnete Hüseyin Pascha an, die Tore des Bezirksgefängnisses zu öffnen und die Kriminellen, die dort in Haft saßen, freizulassen und zu seinem Palast zu bringen.

Eine Stunde später wurde jeder dieser Gesetzesbrecher in eine Gendarmenuniform gesteckt, bekam ein Gewehr, ein Bajonett und einen langen Dolch, und alle stellten sich auf dem Stadtplatz in

einer Reihe auf, um auf Befehle zu warten. So gehen die Türken in der Regel vor, wenn schmutzige Arbeit ansteht.

Am Mittag ritten Offiziere der Militärpolizei, *Zaptiye* genannt, durch die Stadt und befestigten an jeder Straßenecke, an Hauswänden und Zäunen Zettel mit einem Aufruf an die Bevölkerung.

Vater war früh am Morgen nach Kharput geritten, um sich dort mit einflussreichen armenischen Bankiers zu beraten und sich direkt an Ismail Bey⁹, den Vali, zu wenden. Mutter war vor lauter Kummer zu schwach, um zur Straßenecke zu gehen und den Aufruf zu lesen. Also ging ich zusammen mit Lusanne hin. Der Aufruf lautete:

Armenier

Ihr seid hiermit von seiner Exzellenz Hüseyin Pascha dazu aufgerufen, sofort in eure Häuser zu gehen und euch so lange darin aufzuhalten, bis es seiner Exzellenz gefällt, euch wieder euren Geschäften nachgehen zu lassen. Alle Armenier, die ab heute eine Stunde nach zwölf Uhr mittags noch auf den Straßen, an ihrem Arbeitsplatz oder anderswo außerhalb ihrer Wohnräume angetroffen werden, werden festgenommen und schwer bestraft.

(unterzeichnet)

*Ali Aghazade
der Bürgermeister*

Als wir das unserer Mutter berichteten, war sie wegen Vaters Abwesenheit in Kharput sehr besorgt. Er konnte am Nachmittag jederzeit in die Stadt zurückkommen, ohne die Anordnungen zu kennen und auf der Straße festgenommen werden. Unser Bruder Paul, fünfzehn Jahre alt, war gerade bei den Nachbarn zu Besuch. Wir schickten ihn durch enge Hintergassen aus der Stadt hinaus auf eine Ebene, von der aus er die Straße gut übersehen konnte, die unser Vater entlangkommen musste. Sollte er noch vor Sonnenuntergang auftauchen, konnte Paul ihn rechtzeitig warnen.

9 Hier liegt ein Irrtum vor. Der damalige Vali von Mamuret-ul-Aziz hieß Sabit Cemal Sağiroğlu und war seit 1914 dort im Amt. S. Raymond H. Kevorkian: *Le Génocide des Arméniens*. Paris: Odile Jacob 2006, S. 518.

Später bekamen wir noch allen Grund, dankbar zu sein, dass Vater nicht anwesend war.

Wir konnten uns nicht vorstellen, was dieser Befehl zu bedeuten hatte. Nie hätten wir geglaubt, dass vorsätzlich ein Massenmord geplant war und dass der Trick, uns in unseren Häusern festzuhalten, dazu diente, den Zaptiye das Spiel zu erleichtern.

Um vier Uhr nachmittags marschierten Gendarmen – unter ihnen die entlassenen Kriminellen – vor den Häusern der wohlhabendsten Männer auf und übergaben ihnen den Befehl, einer Audienz bei Hüseyin Pascha beizuwohnen.

Als Mutter dem Gendarmerieoffizier an unserer Haustür erklärte, dass mein Vater nicht da sei, durchsuchten die Zaptiye unser Haus und stießen meine Mutter grob beiseite, wenn sie ihnen in den Weg trat. Dann verlangten sie die Schlüssel zu Vaters Arbeitsplatz. Als Lusanne hinaufließ, sie zu holen, bestand der Gendarmerieoffizier darauf, sie zu begleiten. Während sie die Schlüssel aus Vaters Arbeitsraum holte, umarmte er sie und riss ihr das Kleid auf. Als sie aufschrie, schlug er ihr so fest ins Gesicht, dass sie hinfiel. Er ließ sie liegen und ging mit seinen Männern hinaus.

Von unseren Fenstern aus konnten wir den Stadtplatz gut überblicken. Dort versammelten die Zaptiye fünfzig der führenden Persönlichkeiten der Stadt. Unter ihnen befanden sich Pater Rhoupen, der Direktor des christlichen Gymnasiums, das von amerikanischen Missionaren gegründet worden war, mehrere Professoren und Ärzte, Bankiers, die wichtigsten Händler und andere Geschäftsleute.

Die Aufseher führten die Festgenommenen jedoch nicht zum Palast des Paschas, sondern lenkten sie in einen anderen Stadtteil um. Bald erfuhren wir, dass sie nicht zu einer Audienz mit dem Machthaber, sondern ins Gefängnis gebracht wurden, das am Morgen ja wohlweislich vom Mutessarif geleert worden war.

Viele Frauen ignorierten den Hausarrestbefehl, sobald sie begriffen, wohin man ihre Männer schickte. Sie rannten auf die Straße und versuchten, zu der Gruppe ihrer Männer vorzudringen. Die Gendarmen schlugen sie mit ihren Gewehrkolben beiseite. Einer Frau, der Gattin eines Professors, gelang es, bis zu ihrem Mann durchzubrechen. Ein Gendarm versuchte, sie wegzuzerren, aber sie klammerte sich fest an ihren Mann. Der Polizist

drehte sein Gewehr um und erstach sie mit dem Bajonett. Ihr Gatte sprang dem Soldaten an die Kehle und wurde von einem anderen Gendarmen getötet.

Die Festgenommenen wurden gezwungen, über die Leichen des Professors und seiner Frau hinweg weiterzumarschieren, während deren Kinder, die auch aus dem Haus gelaufen waren, daneben standen und weinend die Hände rangen, bis die Gruppe weg war und man ihnen erlaubte, ihre toten Eltern in ihr Haus zu schleppen. Keiner von uns allen, die das beobachteten, wagte es, diesen Kleinen zu helfen.

Das Gefängnis, ein weitläufiges Gebäude aus Stein, ursprünglich ein Kloster, wurde vor mehr als 700 Jahren erbaut. Im Jahre 1580 übernahmen es die Türken und nutzten es seither als Gefängnis. Es war von einer hohen Mauer umgeben und hatte einen geräumigen Innenhof, zu dem hin sich die großen vergitterten Gefängnisräume öffnen ließen.

Den ganzen Nachmittag warteten Mutter, Lusanne und ich voller Angst auf Vaters Rückkehr aus Kharput. Gegen Abend kam ein Gendarm und fragte, ob Vater zurück sei; man vermisse ihn bei der Audienz mit dem Mutessarif. Mutter fragte, warum man die Männer alle ins Gefängnis gebracht habe, wenn der Mutessarif sie doch im Palast sprechen wolle. Der Gouverneur habe es so für bequemer gehalten, denn der Palast sei so weit weg, erklärte der Gendarm, und wir waren ein wenig erleichtert. Als aber der Abend kam und die Männer immer noch nicht nach Hause entlassen worden waren, gerieten wir wieder in große Sorge. Wir bekamen Angst, dass man auch Vater und Paul festgenommen hätte.

Als es schon dunkel geworden war, konnten die Frauen und Töchter der Gefangenen die Verzögerung der Haft nicht mehr ertragen. Den Anordnungen zuwider, begannen sie, sich auf den Straßen zu versammeln, Frauen, Kinder und sogar besonders mutige Männer machten sich in kleinen Gruppen auf zum Gefängnis. Fast bis Mitternacht warteten sie da draußen, um wenigstens einen Blick ihrer Angehörigen aufzufangen oder um zu lauschen, was sich drinnen abspielte. Um elf Uhr öffneten sich die Tore und Hüseyin Pascha kam in seiner Kutsche heraus, von einer schwer bewaffneten Garde berittener Soldaten eskortiert.

Die Frauen umringten ihn, aber die Soldaten trieben sie auseinander. Kaum war die Kutsche mit dem Pascha außer Sicht, setzte

im Gefängnis ein Rufen und Schreien ein. Lusanne und ich – auch wir hatten uns heimlich an die Gefängnismauer geschlichen – rannten erschrocken nach Hause. Vater und Paul waren da, sie waren spät am Abend eingetroffen.

Vater sah sehr bedrückt aus. Er nahm mich in den Arm und küsste mich auf seltsame Art. Große Tränen standen ihm in den Augen, als ich ihn ansah. Ohne Fragen zu stellen, wusste ich, dass sein Schutzgesuch in Kharput erfolglos gewesen war. Wir blieben die ganze Nacht auf, und vom Gefängnis her drangen die Schreie bis zu uns.

Am nächsten Tag erfuhren wir, was geschehen war, als der einzige Mann, der ihnen entwischen konnte, sich heimlich nach Hause schlich, um sich zu verstecken.

Als Hüseyin Pascha im Gefängnis eingetroffen war, hatte er den dort Versammelten gesagt, es sei ein neuer Befehl aus Konstantinopel gekommen. Die Armenier seien der Türkei gegenüber nicht loyal und sie planten, die Alliierten zu unterstützen. Er hatte die Festgenommenen gefragt, was sie über solche Pläne wüssten. Jeder Einzelne hatte ihm versichert, es gebe keine derartigen Pläne und dass die Armenier einfach nur in Frieden mit ihren türkischen Nachbarn lebten, dem Sultan gehorchten und alle Dienste, die er von ihnen verlangte, ausführen wollten. Hüseyin hatte sich schließlich überzeugt gegeben und den Männern, bevor er ging, zugesichert, sie könnten am nächsten Morgen alle nach Hause zurückkehren.

Während sich die Festgenommenen gegenseitig zu ihrer baldigen Freilassung beglückwünscht und gehofft hatten, einen Weg zu finden, in der Zwischenzeit schon ihre Angehörigen zu informieren, waren die Soldaten erschienen und hatten alle Männer in eine Ecke im Hof getrieben. Dann hatten sie jeweils einen von ihnen ergriffen, ihn umringt und ihm befohlen zu bekennen, dass er an einer Verschwörung gegen den Sultan beteiligt sei.

Jeder Einzelne hatte entschieden widersprochen und erklärt, er habe nichts zu bekennen. Dennoch hatte man ihn nackt ausgezogen, und die Gendarmen hatten mit einer Peitsche mit Lederriemen auf seinen Rücken eingeschlagen, bis er ohnmächtig geworden war. Dann hatte man einen nach dem anderen beiseitegeworfen, um sie erneut auszupeitschen, sobald sie wieder zu sich gekommen waren. Schließlich war jeder Soldat mit den Peitschenriemen

zu Werke gewesen, und alle waren müde. Acht der älteren Festgenommenen waren unter den Peitschenhieben gestorben. Ihre Leichen wurden in eine Ecke des Gefängnisses geworfen.

Als sie gerade dabei gewesen waren, Pater Rhoupou auszupeitschen, hatte sie ein Offizier unterbrochen und gemeint, es sei doch nur Zeitverschwendung, einem Priester noch die Peitsche zu geben, die Priester würden doch sowieso alle getötet werden. Er hatte sich an Pater Rhoupou gewandt und ihm gesagt, er könne überleben, falls er seinem Glauben an Christus abschwöre und Mohammedaner werde. Wenn er sich weigere, werde er totgeschlagen.

Der arme Pater Rhoupou war fast zu schwach gewesen, um zu antworten. In dem Moment, als die Soldaten ihn auf Befehl des Offiziers losgelassen hatten, war er zusammengebrochen. Er hatte versucht zu sprechen, und sein Kopf hatte sich dabei hin und her bewegt. Der Türke hatte gedacht, er wolle so seine Bekehrung andeuten.

»Stellt ihn auf die Füße!«, hatte der Offizier angewiesen. Zwei Soldaten hatten ihn aufgerichtet, und der Offizier hatte ihm befohlen, das islamische Glaubensbekenntnis nachzusprechen: »Es gibt nur einen Gott, und Mohammed ist sein Prophet.«

»Es gibt nur einen Gott«, hatte Pater Rhoupou begonnen, so deutlich er konnte, den Blick fest auf den grausamen Offizier gerichtet. Er hatte den Satz unterbrochen, tief eingeatmet und war dann fortgefahren: »... und Jesus Christus, sein Sohn, ist mein Erlöser!«

Der Offizier hatte sein Schwert gezogen und Pater Rhoupou den Kopf abgeschlagen.

Professor Poladian war der Nächste gewesen, dem man das Angebot gemacht hatte, mit der Bekehrung zum Islam sein Leben zu retten. Professor Poladian war einer der beliebtesten Menschen in Armenien gewesen. Er hatte an der Yale-University studiert, in den Vereinigten Staaten, und von England und Frankreich hohe Auszeichnungen für seine edlen Taten erhalten. Er war schon sehr alt gewesen. Ich hatte ihn mehr als jeden anderen Mann außer meinem Vater gemocht, denn einmal – ich war noch klein –, als ich krank war und zu Hause weinte, weil ich nicht zu dem Weihnachtsbaum in der Schule konnte, an den Professor Poladian für jedes kleine Mädchen von Tschemschkadsag einen Bonbonbeutel gehängt hatte, hatte er meine Schwester Lusanne, als alle Kinder

den Baum umringten, gefragt, warum ich nicht dabei wäre. Als er gehört hatte, dass ich krank war und weinte, war er den ganzen Weg bis zu uns nach Hause gefahren, etwa zwei Meilen, hatte mir den Bonbonbeutel gebracht und mir die Weihnachtsgeschichte über Christi Geburt erzählt. Ich erinnere mich, dass ich in der Zeit danach immer nach meinem Gebet zu Gott noch zu Professor Poladian beten wollte, bis meine Mutter mir verständlich machen konnte, warum ich das nicht tun solle.

Professor Poladian war nicht ausgepeitscht worden, aber der Offizier hatte gesagt, man hätte ihn nur verschont, damit er dem Islam die Treue schwöre. Der Professor war fast am Ende seiner Kräfte gewesen, zutiefst betrübt und voller Mitleid mit seinen Freunden, deren Qualen er hatte mitansetzen müssen, doch er hatte dem Offizier versichert, lieber gebe er sein Leben hin, als seinen Glauben zu verleugnen. Da hatten ihm die Soldaten die Fingernägel herausgezogen, einen nach dem anderen, dann auch die Fußnägel, sie hatten ihm die Kopf- und die Barthaare ausgerissen und dann mit Messern auf ihn eingestochen, bis er starb.

Die ganze Nacht hörte man die Schreie aus dem Gefängnis. Die Frauen, die vor dem Gefängnis warteten, waren außer sich vor Entsetzen. Im Morgengrauen trieben Soldaten die Frauen auseinander und sagten, bald wären ihre Männer wieder zu Hause.

Sobald die Frauen außer Sicht waren, ergriffen die Soldaten die Männer, die die Torturen überlebt hatten, banden sie mit einem langen Strick zusammen, trieben sie hinter dem Gefängnis längs und aus der Stadt hinaus, etwa zehn Meilen weit, bis zum Fluss Murat¹⁰. Als sie das Ufer des Flusses erreichten, stürzten sich die Soldaten mit ihren Bajonetten auf die Armenier und erstachen sie. Nur einer entkam. Er hatte sich einen Toten über den Körper gezogen und sich tot gestellt.

Am Tag danach, einem Donnerstag, also dem Tag vor dem mohammedanischen Sonntag, marschierten die Soldaten um neun Uhr morgens durch die Straßen und riefen alle armenischen Männer über achtzehn Jahre auf, sich auf dem Stadtplatz zu versammeln.

10 Murat: einer der beiden Quellflüsse des Euphrat, früher auch *Frat Su* genannt; entspringt in der Nähe des Ararat, also im Osten, und wird daher auch Östlicher Euphrat genannt oder *Aratsani* (armenisch) und *Arsania* (assyrisch).

In jeder Straße machte vor jeder Haustür ein Offizier Halt und kündigte an, jeder Mann über achtzehn, der in einer Stunde nicht auf dem Platz erschienen sei, werde getötet.

Mutter, Lusanne und ich flogen in Vaters Arme. Jede versuchte, ihm die Arme um den Nacken zu schlingen. Er war sehr betrübt und ruhig. »Alle nacheinander, meine Lieben«, sagte er, und wir blieben stehen, als er sich der Reihe nach von jedem von uns verabschiedete und jeden küsste. Die kleine Sara, sieben Jahre alt, und Hovnan, sechs, hielt er lange in seinen Armen. Dann küsste er mich auf die Lippen, was er vorher nie getan hatte. Zu Mutter sagte er, sie dürfe nicht weinen, sondern müsse ganz stark sein.

Dann ging er hinaus.

Paul, der doch noch so jung war, folgte dem Vater in einem gewissen Abstand, um noch möglichst lange in seiner Nähe zu sein. Als Vater am Platz angekommen war, versuchte Paul umzukehren. Aber ein Soldat sah ihn, packte ihn am Kragen und sagte: »Du gehst auch mit! Dann brauchen wir dich morgen nicht in Anwesenheit der Frauen abzuholen.«

Vater erhob Protest, Paul sei erst fünfzehn. Aber die Soldaten gingen nicht darauf ein. So kehrte mein Bruder nicht mehr zurück nach Hause.

2. Kapitel

Die Tage des Terrors beginnen

Ich war nach oben an mein Fenster gegangen, um Vater zu sehen, wie er die Straße am Stadtplatz überquerte. Meine Mutter war unten im Empfangsraum auf ein Sofa gesunken. Lusanne und meine kleinen Geschwister waren bei ihr, und selbst die Jüngsten versuchten, ihr einzureden, dass Vater vielleicht zurückkäme. Ich schrie auf, als ich sah, wie der Soldat auch Paul ergriff. Mutter hörte es und kam heraufgeeilt, Lusanne und die anderen folgten. Ich war die Einzige, die es gesehen hatte. Es war meine Pflicht, es ihnen mitzuteilen, zu sagen, dass nicht nur Vater, sondern dass der kleine Paul, der Priester werden wollte, wenn er groß wäre, wie Pater Rhoupn, dass auch er mitgegangen war. Eine ganze Weile konnte ich nicht sprechen. Mutter dachte, Vater wäre auf der Straße etwas zugestoßen und ich hätte es gesehen.

»Erzähle es mir schnell – was ist los? Haben sie ihn umgebracht?«, rief sie. Ich konnte nicht antworten, nur den Kopf schütteln. Und dann vermisste Mutter Paul zum ersten Mal. Etwas in ihrem Inneren musste es ihr gesagt haben. »Wo ist mein Junge? Wo ist Paul? Warum ist er nicht hier?«

Lusanne wollte nach unten rennen und im Hof nachschauen, aber ich gab ihr ein Zeichen, es zu lassen. Ich legte meinen Arm um Mutter und sagte unter Schluchzen: »Sie haben Paul auch mitgenommen. Er ist bei unserem Vater!«

Mutter sank zu Boden und vergrub das Gesicht in den Händen. Lusanne und ich knieten neben ihr nieder. Sie weinte nicht. Ihre Augen waren trocken, als wir uns alle um sie scharten. Danach sollte ich meine Mutter nie mehr weinen sehen, selbst nicht, als die türkischen Soldaten sie auf Befehl von Ahmed Bey zu Tode prügeln und mich dabei zusehen ließen.

Von meinem Fenster aus konnten wir beobachten, wie die Männer auf dem Platz sich gegenseitig trösteten oder aufgeregt mit den Offizieren diskutierten. Bis in den Nachmittag hinein

hatten sich mehr als 3000 Männer und ältere Jugendliche versammelt. Die Soldaten und die Zaptiye durchsuchten unsere Häuser, damit kein Mann über achtzehn entwischen könnte. Wenn Frauen sich an ihre Ehemänner oder Väter klammerten, sagten die Soldaten, die Männer würden nur versammelt, um eine Ansprache von Ismail Bey¹¹, dem Vali, anzuhören, der eigens aus seiner Bezirkshauptstadt Kharput angereist käme. Manche Frauen schenkten dieser Erklärung Glauben, andere wussten, dass sie nicht stimmte.

Nicht weit von unserem Haus wohnte Andranik, ein junger Mann, der an der amerikanischen Schule in Marsovan¹² Abitur gemacht hatte und dann mit seinen Eltern in unsere Heimatstadt gezogen war, um an unseren Schulen zu unterrichten. Er war hier sehr bekannt und beliebt, und Lusanne sollte ihn bald heiraten. Wenn die Türken junge Armenier zum Militärdienst einzogen, liebten sie Andranik wegen seiner Stellung als Lehrer außen vor.

Während sein Vater dem Aufruf zur Versammlung auf dem Stadtplatz folgte, blieb Andranik fern. Er zog ein Kleid seiner Schwester an und gelangte so zum Stadtrand, wo er sich bei einem verlässlichen Türken ein Pferd kaufte und nach Kharput ritt. Durch diesen Türken ließ er Lusanne die Nachricht überbringen, dass er dort den deutschen Generalkonsul Graf Wolffskeel,¹³

11 S. Fußnote 9: Der Vali hieß Sabit Cemal Sağiroğlu.

12 Marsovan (Marzovan oder Marzvani) heute Merzifon, Provinz Amasya, Schwarzmeerregion.

13 Hier liegt ein Irrtum vor: In Kharput (heutige Schreibweise: Harput) bzw. in der Nachbarstadt Mezre waren ausschließlich die USA diplomatisch vertreten. Der amerikanische Konsul hieß Leslie Davis. In der Bevölkerung bekannt und sehr geachtet war der deutsche Pfarrer Johannes Ehmman, Leiter des Waisenhauses der deutschen Missionsstation in Mezre vom DEUTSCHEN HILFSBUND FÜR CHRISTLICHES LIEBESWERK IM ORIENT. Es bleibt unklar, ob er hier gemeint sein könnte.

Eberhard Graf Wolffskeel von Reichenberg (1875–1954) jedoch war kein Diplomat, sondern ein deutscher Artillerie- und Generalstabsoffizier, der als Begleiter des Stellvertretenden Kommandeurs der IV. Osmanischen Armee, General Fakhri Pascha, mit vollständigem Namen Ömer Fahrettin Türkkan, in mehreren westarmenischen Provinzen direkt am Vorgehen gegen die armenische Zivilbevölkerung beteiligt war. S. Wolfgang Gust (Hg.): Der Völkermord an den Armeniern 1915/16. Dokumente aus dem Politischen Archiv des Auswärtigen Amts. Springe: zu Klampen 2005, S. 88, 89, 132, 152, 352.

den er als besonders einflussreichen deutschen Beamten kannte, bitten wolle, sich für die Armenier von Tschemschkadsag einzusetzen.

Lusanne fühlte sich erleichtert und ermutigt, als sie hörte, dass Andranik in Sicherheit war. Den ganzen Nachmittag über kamen Frauen aus der Nachbarschaft – einige darunter hatten sehr reiche Männer – zu uns, um von unseren Fenstern aus auf den Platz zu schauen und womöglich einen Blick von ihren Lieben zu ergattern. Die Soldaten ließen die Frauen nämlich nicht an den Platz heran und verweigerten ihnen jegliches Gespräch.

Eine hübsche Frau, Frau Sirpuhi, die vor knapp einem Jahr den Sohn unseres größten Fabrikanten geheiratet hatte, sollte bald Mutter werden. Von unserem Fenster aus erblickte sie ihren Mann. Da konnte sie nicht anders, sie rannte los, quer über den Platz, und rief immer wieder: »Mein Vartan – mein lieber Vartan!«

Der junge Ehemann hörte ihre Rufe, er lief an den Rand des Platzes und streckte die Arme nach ihr aus. Als sie sich gerade hineinwerfen wollte, schlug ihr ein Zaptiye sein Gewehr auf den Kopf. Als er und seine Begleiter bemerkten, dass die Frau hochschwanger war, stachen sie abwechselnd mit ihren Bajonetten auf sie ein. Ihr Mann brach zusammen. Ich glaube, er wurde ohnmächtig. Die Soldaten schleppten ihn weg. Den Leichnam seiner Frau ließen sie liegen.

Bei Sonnenuntergang, als alle Christinnen sich – wie Lusanne und ich – die Augen ausgeweint hatten, hörten wir den Muezzin von den Minaretten der El-Hasan-Moschee im mohammedanischen Viertel zum Ersten Gebet aufrufen. Es kam mir vor, als würde sich der Muezzin über uns lustig machen, als er sang: »Es gibt keinen Gott außer Allah! Kommt zum Gebet! Kommt unter seinen Schutz!« Von Mutter unbemerkt, kniete ich nieder und betete zu unserem Gott, ob er nicht an uns denken wolle und uns unsere Väter zurückschicken könne.

Vielleicht erhörte er mich, denn kaum war das mohammedanische Gebet vorbei, kam ein Soldat an unsere Haustür. Er sagte, Vater habe ihm Geld gegeben, um uns eine Nachricht zukommen zu lassen. Er könne mit uns sprechen, wenn wir sofort zur nördlichen Ecke des Platzes kämen. Als Beweis seiner Aufrichtigkeit zeigte uns der Soldat Vaters Ring.

Mit den kleinen Geschwistern an der Hand eilten Mutter, Lusanne und ich zur nördlichen Ecke des Stadtplatzes, wo Vater und Paul auf uns warteten. Eine Zeit lang brachte Vater kein Wort heraus. Dann sagte er: »Wir werden in die Wüste getrieben.«

Die Offiziere hatten ihm gesagt, man würde sie nur bis Arabkir, sechzig Meilen weit, führen, wo sie zelten sollten, bis die Türken bereit wären, sie zurückkehren zu lassen. Vater sagte, er hoffe, dass das wahr sei – aber er glaube nicht, dass man sie heimkehren ließe. Mutter bat er, da ja der kleine Paul bei ihm sei, ihm Geld und eine Decke zu bringen, in die er sich nachts wickeln könne. Hundert Lira habe er dabei, das entsprach 440 Dollar in amerikanischer Währung, aber wenn er mehr hätte, könnte er vielleicht die Soldaten bestechen, Paul auf einem Pferd reiten oder gar unterwegs fliehen zu lassen.

Mutter und ich eilten nach Haus. Sie ging in den Keller, wo Vater eine Menge Geld versteckt hielt. Während ich nach einer Decke suchte, fiel mir meine Geburtstagsdecke ein, meine *Yorgan*, die Vater mir aus Smyrna¹⁴ mitgebracht hatte, als ich zehn Jahre alt war. Die zehn Gebote waren in sie eingewebt, und sie sollte tausend Jahre alt sein, wie viele uns versicherten. Ich brachte sie Paul und auch für Vater noch eine Decke. Paul weinte, als er sah, dass es meine *Yorgan* war. Auch getrocknete Früchte und Käse in *Lavash*, hauchdünnes Fladenbrot, eingerollt, hatten wir für sie eingepackt. Mutter hatte 200 Lira, umgerechnet fast 2000 Dollar, dabei.

Die Soldaten ließen uns diesmal nur noch kurz mit Vater sprechen, aber von der anderen Straßenseite aus schauten wir noch lange zu ihnen hinüber, bis es zu dunkel war, sie noch zu erkennen. Dann gingen wir nach Hause. Wir haben Vater und Paul nie mehr wiedergesehen.

Als wir zu Hause ankamen, fanden wir dort Abdullah Bey vor, den Polizeichef. Er wartete im Salon auf uns. Abdullah war immer ein Freund von Vater gewesen, und er war ein lebenswerter Mensch. Vermutlich hätte er uns gern geholfen, wenn er gekonnt hätte. Aber als Mutter ihn bat, doch wenigstens Paul zu

14 Smyrna (griech.), heute Izmir (türk.): wichtige Hafenstadt und Handelszentrum; in der Antike von Griechen gegründet.

uns zurückzubringen, zeigte er uns einen vom Vali Ismail Bey¹⁵ unterzeichneten schriftlichen Befehl, den ihm Hüseyin Pascha hatte zukommen lassen.

Er lautete: »Falls während der Durchführung der Deportation der Armenier irgendein moslemischer Bürger oder Gast aus der Umgebung es wagt, einen Christen zu verstecken oder auf andere Weise zu schützen, wird zuerst sein Haus in Brand gesetzt, dann der Christ vor seinen Augen getötet und danach werden die Familie des Moslems und er selbst ebenfalls getötet.«

»Ihr seht, ich kann euch nicht helfen«, sagte Abdullah Bey, »selbst wenn ich wollte. Aber ich kann euch einen freundschaftlichen Rat geben. Ihr habt zwei Töchter, die noch unberührt sind. Sie können immer noch eurer Religion entsagen und sich zu Allah bekennen. Wenn ihr wollt, werde ich mich selbst bei Hüseyin Pascha dafür verbürgen, dass Lusanne und Arshaluys die *Rek'ah*¹⁶ ablegen können. Er ist gewillt, beide aufzunehmen und euch auf diese Weise viele Dinge zu ersparen, die womöglich passieren werden. Bald könnte es zu spät sein.«

Hüseyin Pascha wollte uns beide! Ich erinnerte mich an Pater Rhoupens Worte »Vertraue auf Gott und sei ihm treu.« Aber es schien mir, als solle ich mich opfern. Selbst da noch wäre ich zum Haus des Paschas gegangen, aber Mutter sagte zu Abdullah Bey: »Sag dem Pascha, dass wir Gott gehören und alles, was er will, akzeptieren werden.« Abdullah Bey zeigte Respekt vor Mutters Mut. Er verbeugte sich vor ihr, bevor er hinausging und sagte: »Ich bedauere, was jetzt auf uns zukommt.«

An diesem Abend kam Andranik aus Kharput zurück und sofort zu uns nach Hause. Er trug noch die Kleider seiner Schwester. Als er an der Tür erschien, stürzte Lusanne in seine Arme. Ich las die schlechten Nachrichten in seinem Gesicht, bevor er sie aussprach.

»Ich bat den Grafen von Wolffskeel, uns zu retten. Er sagte, der Sultan habe angeordnet, dass kein christlicher Untertan in der Türkei am Leben bleiben dürfe, und er, der Graf, sei der Meinung, dass der Sultan richtig gehandelt habe.«

Heimlich hatte Lusanne gehofft, Andranik werde etwas erreichen. Sie hatte so viel Vertrauen in ihn, dass sie ein Misslingen

15 S. Fußnote 9: Der Vali hieß Sabit Cemal Sağiroğlu.

16 *Rek'ah* (*Rak'a*): wörtlich: Kniefall, Unterwerfung.

gar nicht in Betracht gezogen hatte. Sie war bedrückt, als ihre Hoffnung dahin war, sorgte sich aber mehr um Andranik als um sich selbst. Sie bat ihn, die Flucht zu wagen. Andranik beschloss, weiterhin Frauenkleider zu tragen. Lusanne schnitt sich ein paar Strähnen aus den Haaren und klemmte sie so an seinem Haar fest, dass einige unter dem Kopftuch hervorlugten. So sah er eher wie ein Mädchen aus.

Wir dachten, er könne in der Nacht vielleicht unversehrt aus der Stadt entkommen und bei befreundeten Bauern übernachten. Aber irgendwie hatten die Behörden herausbekommen, dass Andranik sich nicht gemeldet hatte. Am frühen Abend umzingelten die Zaptiye unter Abdullah Beys Befehl sein Haus und verlangten, er solle herauskommen. Als seine Mutter sagte, er sei nicht zu Hause, antwortete der Gendarmeriechef, wenn er nicht sofort erscheine, werde das Haus mit allem, was darin ist, in Brand gesetzt.

Eine Nachbarin kam zu uns gelaufen und berichtete uns alles. Andranik warf seine Verkleidung von sich, ergriff einen alten Säbel, den Vater an die Wand gehängt hatte, und stürzte hinaus. Er bahnte sich den Weg durch die Reihen der Gendarmen und schaffte es, sein Haus zu betreten, wo er seine Mutter, seine Schwester und andere Verwandte in panischer Angst vorfand. Von draußen brüllten die Soldaten, er solle sofort herauskommen. Andranik sah, wie sie Ölkanister herbeiholten. Er küsste noch einmal seine Mutter und seine Schwester und ging hinaus. Bereits auf den Stufen des Hauseingangs erstachen sie ihn mit Messern. Seine Schwester kam herausgerannt und warf sich über ihn. Auch sie wurde von den Soldaten getötet. Als ein Nachbar uns berichtete, was passiert war, lief Lusanne zu Andraniks Haus. Sie half seiner Mutter, die beiden Toten hineinzutragen.

Vater und die anderen Männer wurden in dieser Nacht weggeführt. Wir saßen oben in meinem Zimmer und versuchten, sie zwischen den Schatten, die die Fackeln und Laternen der Zaptiye warfen, ausfindig zu machen, als plötzlich viele neue Soldaten auftauchten und laut herumgebrüllt wurde. Bald sahen wir unsere Männer, wie sie in einer langen Reihe hintereinander vom Platz marschierten, mit Zaptiye und Soldaten zu beiden Seiten. Es war zu dunkel, um Vater und Paul zu erkennen, aber wir wussten, sie

würden zu unserem Fenster hinaufschauen und uns hoffentlich erkennen.

Sie führten die Männer in Richtung des Flusses Kara – ein Nebenfluss des Euphrat. Viele Männer so alt und schwach, dass sie nicht so weit gehen konnten und hinfielen. Die Zaptiye töteten sie mit ihren Messern und ließen ihre Leichen einfach liegen.

Bei Tagesanbruch erreichten sie das kleine Dorf Gazim das zwölf Meilen von hier am Flussufer liegt. Dort im Dorf stand ein großes Gebäude, das die Türken manchmal als Baracke nutzten, wenn es zu Kämpfen mit den Kurden kam, oder zu anderen Zeiten als Gefängnis. Hier wurde die Hälfte der Männer eingesperrt – bis zum nächsten Tag, sagte man ihnen. Die übrigen Männer trieben die Zaptiye durch den Fluss und weiter in Richtung Arabkir.

Am Mittag desselben Tages kehrten die Zaptiye nach Gazim zurück. Sie hatten alle Männer getötet, sobald sie nach der Überquerung des Kara außer Sicht der Dorfbewohner waren. Kaum hörten wir in Tschemschkadsag, dass ein Teil dieser Männer im Gefängnis war, gingen Hunderte von Frauen zu Fuß über die stau-bige Straße nach Gazim, unter ihnen auch Lusanne und ich. Wir hofften so sehr, noch einmal Blicke mit Vater und Paul tauschen zu können.

In Gazim lebte eine alte Armenierin aus unserer Heimatstadt, die während der Massaker von 1895 von Kurden geraubt worden war und sich, um am Leben zu bleiben, genötigt gesehen hatte, zum Islam überzutreten. Damals war sie sehr hübsch gewesen. Sie war an einen türkischen Bey aus Gazim verkauft worden, der sie in seinem Harem hielt, bis sie alt geworden war. Heimlich war sie jedoch immer Christin geblieben.

Der Bey hatte ihr einen neuen Namen gegeben: Fatimeh. Fatimeh überredete nun die Gefängniswächter, den Männern Wasser bringen zu dürfen. Als sie den Gefangenen berichtete, dass die Zaptiye ohne die anderen Männer zurückgekommen waren, wussten sie, dass ihnen dasselbe Schicksal bevorstand.

Als Fatimeh herauskam, sagte sie, Vater und Paul seien drinnen und ließen uns ausrichten, wir sollten die Hoffnung nicht verlieren. Nach einer Weile beobachteten wir, wie Fatimeh wieder mit ihren Wassereimern ins Gefängnis ging, die sie aber diesmal kaum tragen konnte, denn zwei schwere Felsbrocken verbargen

sich darin. Wieder kam Fatimeh heraus, diesmal, um zwei Eimer Erdöl zu holen.

Als es dunkel war, töteten die jüngeren Männer, soweit sie stark und tapfer waren, die alten, indem sie ihnen die Felsbrocken auf den Kopf schlugen, die Fatimeh ihnen gebracht hatte. Zuerst tötete Vater Paul, weil er noch so klein war. Als alle Alten und Schwachen tot waren, beteten die Jungen, Gott möge es als gerecht erachten, dass sie die Alten nicht so lange leiden lassen wollten. Dann besprengten sie den Raum mit Erdöl, setzten ihn in Brand und warfen sich in die Flammen. Das berichtete uns Fatimeh draußen, während das Gefängnis brannte.

Die Zaptiye hatten die alte Frau aber sofort in Verdacht, brachten sie in das brennende Gebäude und überließen sie den Flammen.

Es war am Samstag im Morgengrauen, als Lusanne und ich zu unserer Mutter zurückkehrten. »Wie Gott es will, so soll es sein!« war alles, was sie sagte, nachdem wir berichtet hatten, was im Gefängnis geschehen war. Sie erzählte, es habe, während wir in Gazim waren, zu Ehren des mohammedanischen Sonntags in der El-Hasan-Moschee eine große Feier stattgefunden. Ein spezieller Imam oder Vorbeter sei den weiten Weg von Trapezunt bis hierhergekommen, um Gebete vorzutragen, die ausschließlich für ganz besondere Ereignisse wie den Heiligen Krieg oder Massaker an Christen vorgesehen seien.

An diesem Morgen gingen Soldaten durch die Straßen und brachten neue Plakate an den Wänden an. Es war, wie wir befürchtet hatten, ein Aufruf des Gouverneurs: Alle christlichen Armenierinnen der Stadt, junge und alte, hätten innerhalb von drei Tagen bereit zu sein, ihre Häuser zu verlassen, um deportiert zu werden – wohin, verriet der Aufruf nicht.

Kaum hatten die türkischen Bürger von dem neuen Befehl gehört, begaben sich viele in den armenischen Stadtteil und boten den Frauen an, ihnen abzukaufen, was sie verkaufen wollten. Da keine Männer mehr da waren, konnte keiner die Frauen beraten. Viele reiche Leute kamen zu unserem Haus, einem der bestausgestatteten der Stadt, und rieten uns dringend, ihnen unsere Teppiche und die schönen Spitzendecken, die Mutter, Lusanne und ich geklöpelt hatten, zu verkaufen.

Jedes armenische Mädchen lernt, hübsche Spitzen herzustellen. Kein Mädchen ist zufrieden, bevor es nicht seinen eigenen Brautschleier gekloppt hat. Immer sind die Türken begierig, sie zu kaufen, denn sie bringen beim Verkauf an fremde Händler viel ein. Aber keine armenische Braut würde je ihren Spitzenschleier verkaufen, es sei denn, es ginge um ihr Leben. Wir wussten, dass wir sie nicht mitnehmen konnten, denn sie würden uns während der Deportation gestohlen werden. Also verkauften wir sie, auch Mutters Spitzenschleier, zu Spottpreisen. Hier in Amerika habe ich in Geschäften Tischläufer und Tischdecken entdeckt, die aus solchen armenischen Brautschleiern hergestellt worden waren und Hunderte Dollar kosten. Vater hatte uns aus Kharput, Smyrna und Damaskus viele Teppiche mitgebracht. Mutter bekam nur ein paar Piaster dafür.

Am zweiten Tag nach dem Aufruf, an unserem Sonntag, durchsuchten die Soldaten alle Häuser. Sie traten ein, ohne zu klopfen, und gaben vor, nach Gewehren und Revolvern zu suchen. Was sie stattdessen mitnahmen, waren unser Silber, die goldenen Löffel und die Vasen.

An diesem Nachmittag kam eine Reiterhorde an unserem Haus vorbei. Wir liefen zum Fenster und erblickten Aghri-Daghi-Kurden¹⁷ – die grausamsten unter den kurdischen Stämmen. Der berühmte Musa Bey ritt voran, ihr Anführer, der vor einigen Tagen Dr. Reynolds und Dr. Knapp¹⁸ unterwegs überfallen, beraubt und dann zusammengebunden auf der Straße liegen gelassen hatte.

Die Kurden ritten zum Palast von Hüseyin Pascha. Kurz darauf kamen sie in Begleitung einiger Reitersoldaten des Paschas wieder heraus und ritten davon. Wir wussten, was das zu bedeuten hatte. Der Gouverneur hatte den Kurden die Erlaubnis erteilt, uns außerhalb der Stadt zu überfallen.

17 Kurden vom Aghri-Dagh (*ak*: weiß, schneebedeckt, *dagh*: Berg, Gebirgszug). Aghri-Dagh (osmanlı), heute Ağrı Dağı, entspricht dem älteren Namen Ararat (5137 m). Dieser den Armeniern heilige Berg gehört zu den vier höchsten Erhebungen im armenischen Hochland, die den sogenannten *Armenischen Reigen* bilden, in dessen Innerem das Quellgebiet von Euphrat (östlicher Quellfluss Murat) und Tigris liegt.

18 Dr. Reynolds ist vermutlich Dr. G. C. Reynolds, Missionar aus Van. Mit Dr. Knapp könnte Grace H. Knapp – ohne Dokortitel und ebenfalls ins Van tätig – gemeint sein.

Die ganze Nacht über blieben die Frauen in ihren Häusern wach. Mutter ging im Haus von Raum zu Raum, betrachtete die kleinen Gegenstände an den Wänden und in den Schränken, die ihr gehörten, seit sie ein kleines Mädchen war. Lange saß sie vor Vaters Kleidern. Ich nahm meine Spielsachen heraus und weinte um sie. Einige waren schon Großmutters Spielzeug gewesen. Lusanne weinte nicht, ihre Tränen waren versiegt, wie bei Mutter. Sie dachte nur an Andranik und den Verlust ihres Brautschleiers. Unsere kleinen Brüder Hovnan und Mardiros, und Sara und Arusyag, unsere Schwesterchen, weinten bitterlich, als wir ihnen sagten, sie müssten von ihren Puppen und Spielsachen Abschied nehmen.

Als der Morgen des letzten Tages anbrach, schlich ich mich aus dem Haus zu Mariam, meiner Spielkameradin, die ein paar Häuser weiter wohnte. Die Familie hatte wenig Geld, und die Mutter hatte gebeten, ich solle ihr zwanzig Lira bringen – gegen Geld konnte man sich besseren Schutz durch die Soldaten sichern. Aber Mariam war nicht da. In der Nacht waren Zaptiye ins Haus eingebrochen, hatten sie aus dem Bett gerissen und im Nachthemd weggetragen. Die Soldaten erklärten, Rehim Bey hätte ihnen Geld versprochen, wenn sie sie zu ihm nach Hause brächten. Ich fand Mariams Mutter und ihren kleinen Bruder an Mariams Bett kniend vor.

Auf dem Rückweg wurde ich von einem Türken angehalten. Er bat mich, mit ihm zu gehen. Ich dürfe das ruhig wollen, alle hübschen Christenmädchen müssten sich ja ohnehin Türken hingeben oder würden getötet werden. Ich riss mich los und rannte, so schnell ich konnte, nach Hause. Den Blick dieses Türken, als er das zu mir sagte, konnte ich nicht vergessen. Ich versuchte, es Mutter zu erklären. Sie legte ihre Arme um mich und konnte nur sagen: »Mein armes kleines Mädchen!«

Den Frauen war erlaubt worden, sich bis Mittag auf dem Platz einzufinden. Schon kamen sie dort an, mit Pferde-, Esel- und Ochsenkarren, einige mit so viel Gepäck, wie sie darauf bekamen, andere nur mit Decken, Dingen für das leibliche Wohl, dem Lieblingstapich und Brot und Früchten. In Armenien hat jede Familie Vorräte für ein ganzes Jahr in der Speisekammer. Alles, was sie nicht transportieren konnten, mussten die Frauen zurücklassen.

Als es Zeit für uns wurde aufzubrechen, musste ich wieder an den Blick dieses Türken denken. Zum ersten Mal im Leben wurde mir bewusst, was es bedeutet, eine Gefangene in einem der Harems reicher Türken zu sein, die von ihren großen Häusern auf die Stadt hinunterschauen konnten. Ich hatte von Christenmädchen gehört, die gewaltsam in diese Häuser gebracht worden waren, aber wirklich verstanden hatte ich es nie. Lusanne war älter und wusste mehr als ich. »Hätte ich doch mit Andranik sterben können«, sagte sie.

Mutter heckte einen Plan aus, der Lusanne und mich, so hoffte sie, vor den Harems oder einem schlimmeren Schicksal durch die Kurden und die Soldaten bewahren könne. Sie zog zwei *Yashmaks* hervor, Schleier, wie sie Türkinnen auf der Straße tragen. Die sollten wir uns umbinden, um unsere Gesichter zu verhüllen. Darüber ließ sie uns einen türkischen Umhang umlegen, eine *Feradje*. Jetzt sahen wir genau wie Türkinnen aus, das ganze Gesicht war bedeckt.

»Mir droht nur der Tod, aber auf euch, meine Töchter, warten noch größere Gefahren«, sagte Mutter zu uns. »Jetzt könnt ihr auf den Straßen unterwegs sein, die Soldaten werden euch für Mohammedanerinnen¹⁹ halten. Versucht, Ms. Graham im Waisenhaus aufzusuchen. Vielleicht kann sie euch verstecken, bis es eine Möglichkeit gibt, nach Norden zu fliehen, wo das Meer ist.« Dann küsste sie uns und bat uns aufzubrechen.

Ms. Graham, eine unverheiratete Engländerin, war vom amerikanischen Gymnasium in Marsovan in unsere Stadt gekommen und unterrichtete an der Mädchenschule für armenische Waisen. Sie war sehr jung und hübsch. Die Türken schienen Respekt vor ihr zu haben, und Mutter glaubte, bei ihr wären wir sicher.

Während Mutter mit Arusyag, Sara, Hovnan und Mardiros zum Stadtplatz ging, mischten Lusanne und ich uns unter die Mohammedanerinnen, die sich am Ort des Geschehens angesammelt hatten, um alles zu beobachten und um um weitere Schmuckstücke und andere Wertgegenstände zu feilschen. Die Armenierinnen

19 Machmedakan (ostarm.), Mahmedagan (westarm.) war der übliche Begriff und hatte nichts Abschätziges. Die Armenier lebten seit Jahrhunderten unter moslemischen Völkern und kannten den Unterschied zwischen Allah und Mohammed.

wussten, dass man ihnen unterwegs alles stehlen würde, was sie jetzt nicht verkauften.

Wir beschlossen, bis zum Anbruch der Dunkelheit zu warten, bevor wir zu Ms. Graham gehen würden. Bald sahen wir Türken – Offiziere und auch reiche Bürger –, wie sie über den Platz spazierten und auf unverschämte Art die Christenmädchen musterten. Wenn sie am Äußeren eines Mädchens Gefallen fanden, versuchten diese *Beys*²⁰ und Aghas, die Mütter zu überreden, ihre Töchter zum Islam übertreten und mit ihnen gehen zu lassen. Sie versprachen, ihre Angehörigen dann vor der Deportation zu bewahren. Oft schlugen die Türken die Mütter, die sich weigerten. Die Offiziere töteten manche Mütter, wenn sie sich zu sehr an ihre Töchter klammerten.

Viele junge Mädchen gaben nach und schworen um ihrer Mütter und Geschwister willen, an Allah zu glauben. Am Abend holte man den *Khatib*, den Prediger, aus der Moschee, der ihre »Bekehrung« offiziell anerkannte.

Mehr als fünfzig Mädchen legten den Glaubensschwur ab. Kaum waren die Bekenntnisse beendet, gaben die Offiziere den Zaptiye ein Zeichen, die sofort allen Familien diese Mädchen wegnahmen und sie zu einer Seite des Platzes führten.

Jetzt begannen die reicheren Beys die zwangsbekehrten Mädchen zu mustern. In der Regel gaben die Soldaten das Mädchen dem, der am meisten bot, es sei denn, ein Offizier beanspruchte es ebenfalls. Höhere Offiziere hatten die erste Wahl.

Die Soldaten zerrten diese Mädchen – umsonst hatten sie gehofft, ihre Angehörigen zu retten, als sie sich opferten – vom Platz, hin zu den Häusern der Türken. Lusanne und ich waren nah herangegangen, um eine Gelegenheit zu finden, noch einmal mit Mutter zu sprechen. Wir sahen alles. Und als sie die Mädchen wegbrachten, erblickten wir einen Zaptiye, der Ms. Graham auf seinen Armen trug. Sie wehrte sich heftig, aber der Mann war zu stark. Später hörten wir, dass die Soldaten zur Schule gekommen waren, um die kleinen armenischen Mädchen zu holen, und als Ms. Graham versuchte, sich ihnen zu widersetzen, sagten sie, ihr

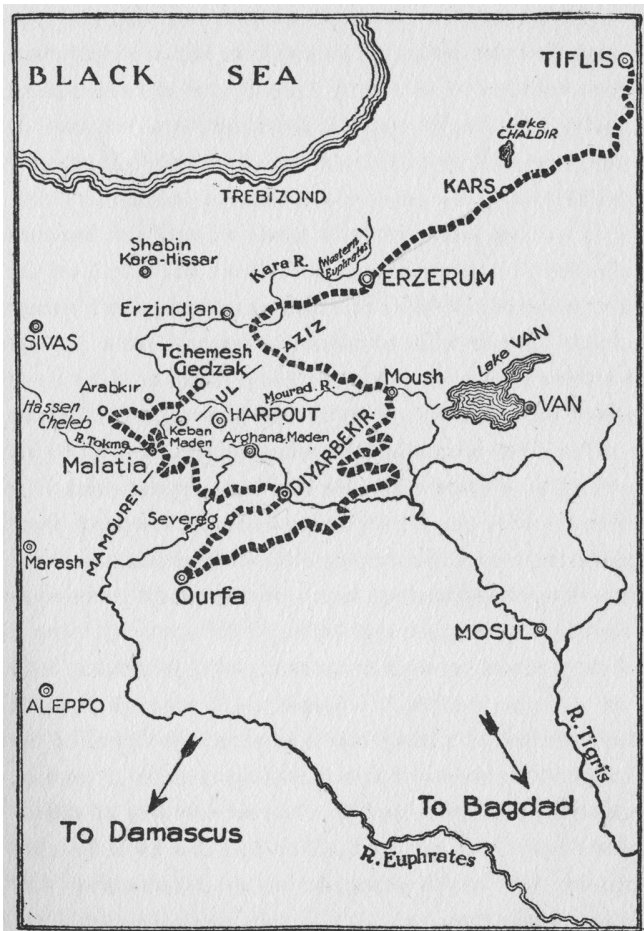
20 Bey war ursprünglich ein Titel für zivile und militärische Würdenträger, für Großgrundbesitzer oder auch hoch angesehene Gelehrte, manchmal auch ein angemessener Ersatz für den Titel Pascha.

Heimatland könne ihr jetzt nicht mehr helfen, und da sie ja auch Christin sei, würden sie sie gleich mitnehmen.

Es war Rehim Beys Haus, wohin schon Mariam verschleppt worden war, zu dem man Ms. Graham brachte. Sie zur Muslima zu machen, wagten sie nicht.

Rehim Bey, ein Cousin von Talaat Bey²¹, dem Innenminister in Konstantinopel, war sehr einflussreich.

21 Mehmet Talaat Bey (Talaat Pascha), geboren 1874 in Kardjali, Provinz Edirne, heute Bulgarien, Staatsmann im Osmanischen Reich, Großwesir und führendes Mitglied der Hohen Pforte von 1913 bis 1918. Als Innenminister und Führer der Jungtürken war er der Hauptorganisator des Genozids an den Armeniern. Er wurde in Abwesenheit 1919 zum Tod verurteilt, versteckte sich aber unter falschem Namen in Berlin. Am 15. März 1921 wurde er in Berlin auf offener Straße von einem traumatisierten armenischen Studenten erschossen, der von den Richtern der Weimarer Republik aufgrund von psychiatrischen Gutachten wegen Unzurechnungsfähigkeit freigesprochen wurde. S. Der Prozeß Talaat Pascha. Stenographischer Bericht über die Verhandlung gegen den des Mordes an Talaat Pascha angeklagten Armenischen Studenten Salomon Teilirian vor dem Schwurgericht des Landgerichts III zu Berlin, Aktenzeichen: C. J. 22/21, am 2. und 3. Juni 1921. Berlin: Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik u. Geschichte 1921; Neuauflage (mit Vorwort von Tessa Hofmann) durch die GESELLSCHAFT FÜR BEDROHTE VÖLKER, Göttingen 1980.



Karte der Marschroute von Arshaluys Mardigian.
 Aus: Ravished Armenia. The Story of Aurora Mardigianian.
 The Christian Girl Who Lived Through the Great Massacres,
 Kingfield Press Inc., New York, 1918.
 Armenian Genocide Museum-Institute Collection.

3. Kapitel

Vahby Bey trifft seine Wahl

Da nun Ms. Graham selbst geraubt worden war und uns nicht mehr helfen konnte, überlegten Lusanne und ich, ob wir zum Platz zurückkehren und bei Mutter bleiben oder versuchen sollten zu entkommen, denn bislang waren wir wegen unserer Verkleidung gar nicht beachtet worden. Wir entschieden uns, den Versuch zu wagen, einen lebenswürdigen Türken außerhalb der Stadt aufzusuchen – wir kannten viele solcher Türken –, um einen Weg zu finden, auch Mutter zu helfen. Wir wussten zwar nicht, auf welche Weise uns das gelingen könnte, aber wir klammerten uns an den Gedanken, dass uns sicher jemand dabei helfen werde.

Als es schon recht dunkel war, schlichen wir durch Seitenstraßen zu unserem verlassenen Haus, und es gelang uns, unbemerkt in den Garten zu kommen. Wir wagten nicht, das Licht anzuzünden oder uns im Erdgeschoss aufzuhalten, denn jederzeit könnten Soldaten hereinkommen. Der sicherste Platz wäre der Dachboden, dachten wir.

Auf dem Speicher standen Kisten mit Mutters alten Sachen. Wir durchsuchten sie und fanden altmodische Kleider. Jede zog sich eines dieser Kleider über und darüber die Umhänge, die Mutter uns gegeben hatte. Falls man uns entdeckte, dachten wir, würden die alten Kleider die Türken abstoßen, wenn wir das Gesicht verdeckt hielten.

Weder ich noch Lusanne hatten während der drei Tage und Nächte geschlafen, die die Türken den armenischen Frauen zur Vorbereitung auf die Deportation zugestanden hatten. Gegen Morgen waren wir derart erschöpft, dass wir einschliefen. Plötzlich wachte ich auf und erblickte über mir das hässliche Gesicht eines Zaptiye, der sich mit dem Schwert in der Hand über mich beugte. Er hatte mir einen Stoß versetzt. Noch drei oder vier weitere, die mit ihrem Vorgesetzten eingebrochen waren, um nach

Wertgegenständen zu suchen, kamen die Leiter herauf auf den Dachboden. Der, der uns entdeckt hatte, rief ihnen zu:

»Muhadjirler! Anleri keselim!«

»Hier sind Flüchtlinge! Töten wir sie!«

Der Zuruf des Polizisten weckte Lusanne, und sie schrie entsetzt auf. Mich hatten die Türken schon hochgezerrt, aber bei Lusanannes Aufschrei ließen sie mich los. »Das ist keine Alte«, sagte der Polizeichef und wandte sich Lusanne zu. »Ihre Stimme klingt jung.«

Sie stießen mich zur Seite, umringten Lusanne, ergriffen sie und brachten sie über die Leiter hinunter ins Erdgeschoss, wo unsere Schlafzimmer lagen. Dort fanden sie einen Leuchter und zündeten ihn an der Fackel, die einer von ihnen trug, an. Sie begannen, Lusanne zu betasten, die schrie und sich verzweifelt wehrte. Ich war ihnen die Leiter hinuntergefolgt, aber als sie mich bemerkten, schlug mich einer von ihnen mit seinen Fäusten zu Boden. Sie glaubten, ich sei mindestens so alt wie mein Kleid, und einer sagte: »Spieße die Alte auf ein Bajonett, wenn sie keine Ruhe gibt!«

Ein Polizist zog Lusanne den Schleier vom Gesicht und den Umhang aus. Als die Männer ihr Gesicht sahen und erkannten, wie jung und gut aussehend sie war, schrien sie vor Vergnügen und lachten. Der Polizeichef legte Gewehr und Schwert auf einem Tisch ab, riss Lusanne in seine Arme und trug sie von den anderen weg. Sie wehrte sich aber so heftig, dass die anderen sie festhalten mussten, als ihr Chef sie küsste. Bei jedem Kuss lachte er laut auf, und alle anderen lachten mit. Einer nach dem anderen vergriffen sich auch die anderen Zaptiye an ihr, und wenn einer sie dem nächsten übergab, amüsierten sie sich sehr, wenn sie sich wehrte.

Als Lusanannes Kleider ganz zerrissen waren und ihre Schreie leiser wurden, konnte ich es nicht länger aushalten. Ich kroch auf den Knien zu den Männern hin und flehte sie an aufzuhören. Ich wusste, dass es jetzt keine Hoffnung mehr gab, fliehen zu können, und bat sie deshalb: »Bringt uns bitte zum Stadtplatz zu unseren Verwandten; dort werden wir Geld für euch bekommen, wenn ihr uns jetzt verschont.« Sie erlaubten uns, das Haus zu verlassen, folgten uns aber, als wir die Straße überquerten und zum Platz gingen. Jetzt, bei Tageslicht, waren die Frauen dabei, das mitgebrachte Brot und Fleisch miteinander zu teilen. Die Zaptiye befahlen Lusanne, bei ihnen zu bleiben, während ich unsere Mutter suchte. Sie kümmerte sich gerade um ein Kleinkind, dessen

Mutter in der Nacht gestorben war. Das Erste, was sie fragte, war: »Wo ist Lusanne? Haben sie sie in ihrer Gewalt?«

Mutter gab mir zwei Lira. Die Zaptiye nahmen sie und schubsten Lusanne von sich. Als ihr klar wurde, dass sie sie freiließen, fiel sie in Ohnmacht.

Am ersten Tag und in der Nacht wusste niemand, was nun geschehen würde. Von den wenigen Soldaten, die überhaupt bereit waren, Fragen zu beantworten, war nur zu erfahren, dass der Pascha die Deportation der Frauen angeordnet hatte. Wie und wann, wusste niemand. In der ersten Nacht starben drei der Mütter, denen tags zuvor die Töchter von den Türken weggeholt worden waren. Eine brachte sich inmitten ihrer anderen schlafenden Kinder selbst um.

So viele Menschen waren auf dem Platz zusammengedrängt, dass nicht alle sich zum Schlafen hinlegen konnten, und die Soldaten töteten jeden, der es wagte, auf die Straße auszuweichen.

Mitten auf dem Platz stand ein Musikipavillon, wo im Sommer oft die Kapelle des Mutessarifs aufspielte. In diesen Pavillon hatten die Soldaten die kleinen Mädchen und Jungen des christlichen Waisenhauses gezwängt, als sie Ms. Graham wegbrachten. Da waren dreißig kleine Mädchen, keines mehr als zwölf Jahre alt, und fast ebenso viele Jungen.

Die Kinder weinten bitterlich, als Lusanne und ich auf Mutters Anregung hin zu ihnen gingen, um zu sehen, ob wir nicht dabei helfen könnten, sie zu versorgen. Es gab nichts zu essen für sie, nur das, was die Frauen von ihren persönlichen Vorräten abgeben konnten. Die Türken gaben Gefangenen keine Nahrung.

Am selben Tag kam gegen Mittag Vahby Bey, der Militärkommandant unseres Vilayets²², der fast ein ganzes Armeekorps unter sich hatte, in die Stadt geritten, in Begleitung seines Militärstabs und einer Kompanie der *Hamidieh*²³, der kurdischen Kavallerie. Er war unterwegs nach Kharput und kam gerade von Erzindjan²⁴,

22 Vilayet (Provinz); hier die Provinz Mamuret-ul-Aziz.

23 Hamidieh: irreguläre, von Sultan Abdul-Hamid II. gegründete kurdische Kavallerie, die ursprünglich ihm allein unterstellt war. Mit ihr konnte er sich auch gegen die offizielle Armee zur Wehr setzen, wenn sie zu viel Macht beanspruchte.

24 Erzindjan, heute Erzincan in der gleichnamigen, stark erdbebengefährdeten Provinz, in der seit Urzeiten Kupfer abgebaut und verarbeitet wird, erlebte

einer Großstadt im Norden, wo er an einem Kriegsrat mit Enver Pascha teilgenommen hatte, dem Oberbefehlshaber der türkischen Streitkräfte. Vahby Bey ging zu Fuß von seinem Hauptquartier zum Stadtplatz, eskortiert von seinem Militärstab. Hunderte von Frauen scharten sich um ihn, aber seine Stabsoffiziere trieben sie mit Schwert- und Stockschlägen auseinander. Zielstrebig ging der General zum Pavillon und sah sich die Kinder an. Abdullah Bey, der Polizeichef, war dabei, und sie sprachen leise miteinander.

Kaum war Vahby Bey gegangen, begannen mehrere Offiziere, armenische Mädchen zu fragen, ob sie die Waisen gern zu dem für sie von der Regierung vorgesehenen Wohnort begleiten und sich um sie kümmern wollten. Die Offiziere sagten, sie nähmen etliche Mädchen zu diesem Zweck in ihre Obhut und bewahrten sie so vor den Schrecken der Deportation und vor dem Tod oder noch Schlimmerem, jedoch unter der Voraussetzung, dass sie vorher zustimmten, zum Islam überzutreten.

Viele Mütter glaubten, das sei der einzige Weg, ihre Töchter vor dem Harem zu bewahren. Einige junge Frauen, unter ihnen auch Bräute, deren Verlobte ermordet worden waren, waren so entmutigt und verängstigt, dass sie die Chance gern wahrnehmen wollten. Die Offiziere sagten, nur junge Mädchen kämen infrage, und baten alle, die die Gelegenheit nutzen wollten, sich am Pavillon zu versammeln. Es kamen mehr als 200 Mädchen mit ihren Müttern und Verwandten, die sie nicht loslassen konnten. Ich glaube nicht, dass eine Einzige von ihnen wirklich Christus verleugnen wollte, sondern dass sie dachten, es werde ihnen verziehen, wenn sie vortäuschten, ihren Glauben zu wechseln, um der Gefahr zu entgehen, umgebracht, in der Wüste geraubt oder zwangsweise zu Konkubinen zu werden.

Ein Offizier, hübsch und adrett in seiner teuren Uniform, ging zum Pavillon und wählte zwölf besonders schöne Mädchen aus. Ein großes, sehr hübsches Mädchen – ihr Vater war ein wohlhabender Händler gewesen – weigerte sich, den Eid auf den Islam

die Herrschaft der Hethiter, Urartäer, Meder und Perser, gehörte dann zum Königreich Armenien, ab 629 zu Byzanz, wurde von Arabern, Seldschuken und Mongolen beherrscht und kam nach weiteren Machtkämpfen 1514 unter osmanische Herrschaft. Die Stadt liegt am Nordufer des Kara in einer weiten Ebene, die im Süden und im Norden von Gebirgsketten mit etwa 3500 Metern Höhe begrenzt wird, durch deren tiefe Schluchten sich der Fluss schlängelt.

abzulegen, wenn man nicht auch ihre beiden Schwestern mitkommen ließe. Der Offizier war einverstanden. Die drei Mädchen hatten keine Mutter mehr, nur einige jüngere Brüder. Diese dürften die Waisenkinder begleiten, sagten die Offiziere. Die drei Schwestern waren sehr froh, unter den Geretteten zu sein. Eine war eine Freundin von Lusanne. Sie sagte zu ihr: »Unser Gott wird wissen, warum wir so handeln. Heimlich werden wir immer zu ihm beten.«

Auch meine Spielkameradin Esther Magurditsch, die Tochter von Boghos Artin²⁵, einem bedeutenden armenischen Schriftsteller und Lyriker, der in unserer Stadt lebte, war willens, den Eid abzulegen, und wurde ausgewählt. Ihre Mutter war Engländerin und hatte ihren Vater, als er durch Europa reiste, kennengelernt. Esther hatte gerade vor einer Woche Vartan Magurditsch, einen jungen Rechtsanwalt, geheiratet. Als ihr der Vater und der Ehemann entrisen worden waren, hatte sie fast den Verstand verloren.

Als alle vierzehn Mädchen den Schwur auf Mohammed, die Rek'ah, abgelegt hatten, brachten die Soldaten sie mit den Waisen zu der großen Villa, in der Esthers Familie gelebt hatte. Es war das größte armenische Wohnhaus in der Stadt.

Sobald die Kinder und die Mädchen, die sich von ihrem Glauben losgesagt hatten, das Haus betreten hatten, bereitete Esther aus Brot und anderen Lebensmittelresten eine Mahlzeit zu. Während die Kleinen aßen, wurden die Mädchen in einen anderen Teil des Hauses beordert, wo eine alte Mohammedanerin mit Yashmaks auf sie wartete. Sie befahl ihnen, die Schleier anzulegen, denn sie seien nun bekehrt und dürften ihre Gesichter nicht zur Schau stellen.

Die jungen Frauen wurden dann aufgefordert, sich zu setzen, bis ein Offizier mit neuen Aufträgen einträte. Lange warteten sie in diesem Raum, bis plötzlich laute Schreie von Kinderstimmen zu ihnen drangen. Die Mädchen eilten zur Tür, aber sie war verschlossen.

Auf einmal ging die Tür auf: Vahby Bey, sein Stabschef Ferid Bey und der Polizeikommissar Ali Riza Efendi, dessen Hauptquartier sich in Kharput befand, traten ein, und mit ihnen eine ganze Schar hübsch gekleideter Offiziere, Reisebegleiter von General Vahby. Die Mädchen fielen vor den Offizieren auf die Knie und

25 Hier fehlt die Endung -ian; Artinian wäre in Armenien üblich – vermutlich eine Entscheidung des Dichters.

flehten sie in Allahs Namen an, sie zu den Kindern zu lassen. Die Offiziere lachten nur. Die drei Schwestern, deren kleine Brüder sich unter den Waisenkindern befanden, baten General Vahby inständig, ihnen zu sagen, was den Kleinen zugestoßen sei. Vahby Bey antwortete nicht, stattdessen zeigte er auf die größte der drei Schwestern, die so attraktiv war, und sagte zu seinem Stabschef: »Die da nehme ich! Passe gut auf sie auf!« Ferid Bey, der erste Offizier, rief sofort ein paar Soldaten, die das Mädchen ergriffen und die Treppe hinauf in einen Raum schleppten, den Vahby Bey für sich reserviert hatte. Vahby Bey folgte ihnen. Dann griff Ferid Bey Esther heraus, und die Soldaten brachten sie nach oben in einen anderen Raum. Ferid Bey folgte ihnen und entließ die Soldaten mit dem Befehl, je einen Wachmann vor seinem und Vahbys Raum aufzustellen.

Im Erdgeschoss schnappten sich alle Offiziere aus Vahby Beys Generalstab je ein Mädchen, wobei die hochrangigeren die erste Wahl hatten. Drei Mädchen blieben übrig, eine von ihnen war die jüngste Schwester des von Vahby Bey in Besitz genommenen Mädchens. Die Soldaten vergingen sich an ihr, ohne sie noch erst aus dem Raum zu tragen.

Wie lange diese drei Mädchen noch lebten, kann ich nicht sagen. Es war Esther, die uns später berichtete, was an diesem Nachmittag in ihrem Elternhaus geschehen war, denn sie konnte als einziges der vierzehn Mädchen lebend entkommen. Bevor sie sich davonmachte, hatte sie einen Blick in den Raum im Erdgeschoss geworfen, in dem die Soldaten gewesen waren, und gesehen, dass alle drei Mädchen tot waren.

Esther hatte versucht, Ferid Bey zu widerstehen und ihn um Gnade angefleht. Aber er drohte, sie umzubringen. Als sie ihm sagte, sie würde lieber sterben, öffnete er die Tür, sodass sie den Mann sehen konnte, der im Flur Wache stand, und sagte zu ihr:

»Nun gut, wenn du nicht willig bist, werde ich dich den Soldaten ausliefern!«

Sicher wird Gott es Esther nicht übel nehmen, dass sie vor der Bedrohung durch so viele Männer zurückschreckte und sich lieber diesem einen, Ferid Bey, überließ.

Die Offiziere vergingen sich bis zum Abend an den Mädchen. Bevor Ferid Bey Esther verließ, bat sie ihn erneut, ihr doch wenigstens zu sagen, wo die Kinder seien; sie wolle zu ihnen gehen.

Nachmittags hatte er ihr noch versichert, die Waisen wären in Sicherheit, und später könnten die Mädchen zu ihnen gehen. Jetzt aber belog er sie nicht mehr. »Wir haben keine Zeit, uns mit den Kindern von Ungläubigen abzumühen«, meinte er. »Wir haben sie im Fluss ertränkt.«

Die Aussage erwies sich als richtig, denn als wir später dort entlangkamen, fanden wir einige ihrer Leichen. Die Soldaten hatten die Kinder in Gruppen mit Seilen zusammengebunden und sie zehn Meilen weit zum Kara Su getrieben, einem weiteren Zufluss des Euphrat. Alle, die noch zu klein zum Laufen waren oder nicht mit den anderen Schritt hielten, hatten die Soldaten mit ihren Bajonetten oder Gewehrkolben getötet. Die Kinderleichen hatten sie – immer noch zusammengebunden – am Straßenrand liegen gelassen. An den Ufern des Flusses fanden wir noch mehr tote Kinder, die angespült worden waren.

Als Ferid Bey weg war, hörte Esther, wie die anderen Offiziere sich im Erdgeschoss versammelten. Sie musste sofort versuchen zu entkommen. Man hatte ihr fast alle Kleider vom Leib gerissen, aber sie wagte nicht, noch Zeit mit Umkleiden zu verlieren. Über eine schmale, von den Türken unbewachte Treppe stieg sie auf das Dach und versteckte sich dort.

General Vahby und seine Offiziere kehrten in ihre Quartiere zurück. Jetzt machten sich die Soldaten daran, überall im Haus die Mädchen aufzuspüren. Esther hörte, wie sie sich um die hübschesten stritten. Nach einer Weile starben die meisten Mädchen. Die übrigen töteten die Soldaten mit ihren Schwertern, wenn sie genug von ihnen hatten. Esther konnte hören, was sie dabei zueinander sagten und konnte daraus nur schließen, dass die Soldaten Order bekommen hatten, keines der jungen Mädchen am Leben zu lassen – wären sie doch Zeuginnen, dass Vahby Bey und seine Offiziere in der Öffentlichkeit derartige Dinge getrieben hatten.

Als die Soldaten schließlich das Haus verlassen hatten, schlich Esther hinaus und kroch durch eine Nebengasse zum Stadtplatz. Sie fand meine Mutter und fiel ihr in die Arme.

Bei Tageslicht sah ein Soldat sie und erkannte in ihr eine der Apostatinnen vom Vortag. Die Zaptiye brachten sie weg.

Mittags kamen noch mehr Soldaten auf den Platz, mit Zaptiye und Hamidieh. Offiziere mischten sich unter uns, um bekannt zu machen, dass wir in einer Stunde nach Kharput aufbrächen, aber schon bald sollten wir bemerken, dass wir in Richtung Arabkir²⁶ unterwegs waren.

Diese letzte Stunde in unserer Stadt, die jahrhundertlang die Heimat unserer Vorfahren war, und über deren Grenzen nur wenige unserer Nachbarn jemals hinausgekommen waren, wurden von den meisten Müttern und ihren Kindern im Gebet verbracht. Man hörte kaum noch Weinen und Jammern. Die starken jungen Frauen rückten dicht an die alten oder an die geschwächten Mütter mit Säuglingen heran. Jede von uns, die Kräfte erübrigen konnte, versuchte, jemanden zu finden, mit dem sie sie teilen konnte.

Als die Zeit zum Aufbruch gekommen war, fühlten wir uns ein wenig ermutigt durch die auffällige Freundlichkeit der neu angekommenen türkischen Soldaten, die es uns anscheinend so bequem wie möglich machen wollten. Sie waren es, die vorschlugen, dass alte Großmütter, deren Töchter mehr als ein Kleinkind hatten, zusammen in einem Konvoi aus Ochsenkarren Platz nehmen sollten, jede mit einem Kind, das bereits abgestillt war. Das würde die jungen Mütter bei der Aufsicht ihrer vielen Kinder entlasten, und die alten Frauen hätten Gesellschaft und würden von ihnen, den Soldaten, gut versorgt, beteuerten sie.

Als wir schon drei Stunden aus der Stadt heraus waren, waren die Ochsenkarren immer weiter zurückgefallen. Dann rückten die Soldaten, die ihnen als Betreuer zugeteilt waren, auf einmal zu denen an der Spitze unseres Zuges auf. Auf unsere Fragen, wo die Großmütter und die Kleinkinder seien, antworteten die Soldaten: »Sie haben uns zu viele Umstände gemacht. Wir haben sie getötet.«

Es war sehr heiß, und die Straßen waren staubig, nirgendwo gab es Schatten. Viele Frauen und Kinder sanken erschöpft zu Boden. Die Zaptiye schlugen mit ihren Knüppeln auf sie ein. Alle, die nicht mehr mithalten oder aufstehen konnten, wurden so lange geschlagen, bis sie tot waren.

26 Arabkir (armenisch) (kurdisch: Daskuzan), Provinz Malatya; die heutige Neustadt heißt Arapgir, die drei Kilometer entfernte historische Altstadt Eskişehir.

Ein erstes bedrohliches Anzeichen dessen, was jederzeit auch uns passieren konnte, begegnete uns unterwegs, nach vier Stunden Marsch. Wir kamen an eine Wasserstelle unter Bäumen. Auch die Fußsoldaten waren müde und erlaubten uns, eine Weile auszuruhen und uns Wasser zu holen.

Eine Frau zeigte auf die Ebene, wo wir, nicht weit von der Straße, etwas sahen, das wie ein sitzendes menschliches Wesen aussah. Einige von uns gingen hin und sahen, dass es eine Armenierin war. Neben ihr lagen auf dem Boden sechs Bündel, unterschiedlich groß, von einem sehr kleinen bis zu einem, das so groß wie ich war, jedes in makellostes Weiß gehüllt, das in der Sonne glänzte.

Fragen erübrigten sich. Wir wussten, in jedem dieser Bündel lag ein totes Kind. Ein Schleier verbarg einen Teil des Gesichtes der Mutter, woraus wir schließen konnten, dass sie ihren Gott aufgegeben hatte, um ihre Kleinen zu retten – vergebens.

Sie sprach nicht, bewegte sich nicht, blickte uns nur mit unsäglichem Trauer in den Augen an. Ihr Gesicht kam uns bekannt vor, und eine von uns kniete sich neben sie und hob sanft den Schleier an. Da erkannten wir sie: Margarid, die Frau von Pastor Badvelli Moses aus Gamach²⁷, einer kleinen Stadt, dreißig Meilen weiter nördlich. Badvelli Moses war einmal Lehrer an unserer Schule in Tschemschkadsag gewesen. Er hatte am Gymnasium von Kharput Abitur gemacht und Margarid ihres am Mädchenseminar in Mezre²⁸. Bei allen, die sie kannten, waren sie sehr beliebt. Oft war Badvelli Moses noch mit seiner Frau und Sherin, ihrer ältesten Tochter, nach Tschemschkadsag zu Besuch gekommen und hatte in unseren Kirchen gepredigt.

Da lagen sie nun, Sherin und ihre fünf jüngeren Geschwister, neben Margarid, eingehüllt in die Tücher, die sie von zu Hause mitgenommen hatte.

»Wir waren etwa tausend«, sagte Margarid, die durch unseren Zuspruch aus ihrem vor lauter Kummer verwirrten Zustand

27 Gamach (westarmenisch), heute Kemah (türk.), Provinz Erzincan. Die Stadt liegt unterhalb einer alten Festung.

28 Mezre, auch Mezereh, (das heutige Elazığ), südwestlich von Kharput. Mezre war damals eine lebendige Stadt mit vielen armenischen Bewohnern, bekannt für ihre Schulen und Waisenhäuser. Es gab noch ein weiteres Mezre westlich von Malatya.

herausgefunden hatte. »Sie haben uns nach nur einer Stunde Vorwarnung weggebracht. In der ersten Nacht kamen kurdische Banditen angeritten, raubten uns die Männer und töteten sie nicht weit von uns. Wir sahen, wie sie einer nach dem anderen ermordet wurden. Dann zogen die Kurden alle Frauen und Kinder nackt aus – auch die Kleinsten –, um nach Geld zu suchen. Vor unseren Augen vergewaltigten sie alle schönen Mädchen. Ich flehte den Kommandanten der Soldaten an, meine Sherin zu beschützen. In Gamach war er unser Freund gewesen. Er versprach, uns zu helfen, wenn ich Muslimin würde. Ich tat es, um Sherin zu retten. Auf seinen Befehl durften wir unsere Kleider wieder anziehen, und Sherin und ich legten den Gesichtsschleier an. Der Kommandant beauftragte ein paar Soldaten, mich und die Kinder später nach Kharpüt zum dortigen Gouverneur zu bringen. Aber als wir aufbrachen, hatten die Kurden und die Soldaten weiter vorne, die der Mädchen überdrüssig geworden waren, bereits begonnen, sie und auch andere aus unserer Gruppe zu ermorden. Als wir hier an dieser Stelle ankamen, töteten die Soldaten meine Kleinen. Sie schlugen ihre Köpfe aneinander, bis sie unkenntlich wurden. Sie hielten mich fest und vergewaltigten Sherin. Dann schnitten sie ihr die Brüste ab, sodass sie starb. Mich ließen sie am Leben. Ich sei ja Muslimin.«

Wir baten Margarid, mit uns zu kommen, aber sie wollte nicht. »Ich muss mit meinen Kindern zu Gott gehen«, sagte sie. »Ich bleibe hier, bis Er mich zu sich nimmt.« So ließen wir sie dort sitzen, zusammen mit ihren Lieben.

Es war spät in der Nacht, und die Sterne leuchteten, als wir das Ufer des Kara erreichten. Hier könnten wir über Nacht lagern, sagten die Soldaten. In der Ferne war das Minarett des Dorfes Gazim zu erkennen, wo Vater und Paul in den Flammen des brennenden Gefängnisses umgekommen waren.

Unterwegs töteten die Zaptiye immer wieder Frauen und Kinder, die nicht mehr mitkamen. Viele der hübscheren Mädchen wurden an den Straßenrand gezerrt und später wieder zur Gruppe gebracht, mit Tränen in den Augen, voller Scham. Lusanne und ich hatten unsere Gesichter mit Erde beschmiert, um uns hässlich zu machen, und ich trug immer noch den Umhang und den Schleier.

Eine Zeit lang sah es so aus, als würden wir nicht belästigt, weil die Aufseher ein Stück weiter weg in Gruppen zusammenblieben. Nur hin und wieder erinnerten mich Schreie eines Mädchens, das die Aufmerksamkeit eines Soldaten auf sich gezogen hatte, daran, dass wir nicht schlafen durften.

4. Kapitel

Das grausame Lächeln des Kemal Efendi

In der Nacht kamen Bürger aus den nahe gelegenen Städten zu unserem Lager und wollten den Frauen alle möglichen Wertgegenstände aus ihrem Familienbesitz abkaufen. Viele hatten Bruchstücke von Diamanten von zu Hause mitgenommen, andere ihren Schmuck, manche Silberwaren oder Teppiche. Da gab es auch Pferdekutschen und Eselskarren, denn die Türken hatten alle Frauen ermuntert, möglichst viele Schätze mit auf den Weg zu nehmen. Bald schon war uns klar, dass die Soldaten damit ihr Beutegut erheblich vermehrten, sobald der Menschenzug ihnen völlig ausgeliefert war.

Als die türkischen Bürger in dieser Nacht ihre Streifzüge durch das Lager machten, wollten sie auch Handel mit Mädchen und Frauen treiben. Einer drängte Mutter, ihm Lusanne mitzugeben. Als sie sich weigerte, sagte er zu ihr: »Du könntest sie mir ebenso gut schenken. Ich werde sie gut behandeln, und sie kann mit meinen anderen Bediensteten zusammen arbeiten. Sie wird ja ohnehin verkauft oder geraubt, falls man sie nicht tötet. Keine von euch wird sehr lang am Leben bleiben.«

In den frühen Stunden der Nacht raubten diese Türken mehrere Kinder. Eine kleine Neunjährige wurde ein paar Meter von mir entfernt herausgezerrt und schreiend weggetragen. Die Verwandten beschwerten sich bei den Soldaten. Die erwiderten, sie sollten doch froh sein, dass dem Kind so der lange Marsch durch die Syrische Wüste erspart würde, denn das sei das Ziel unserer Wanderung.

Die Morgendämmerung brach an, und wir waren dankbar, dass diese schreckliche schlaflose erste Nacht dem Ende nahte, als auf einmal in einer Riesenwolke aus Staub und Sand die Aghri-Daghi-Kurden mit Musa Bey an der Spitze auf uns zu geritten kamen. Die Soldaten mussten sie schon erwartet haben, denn sie hatten sich ein ganzes Stück vom Lager entfernt versammelt und waren

nicht überrascht. Vermutlich war bereits vor unserem Aufbruch von Tschemschkadsag, als Musa Bey Hüseyin Pascha besuchte, alles abgesprochen worden.

Die Pferde der Kurden trampelten alle nieder, die ihnen im Weg waren, ihre Hufe durchschlugen die Köpfe und Körper von Scharen aufgeschreckter Frauen. Im Nu trieben die Reiter alle Esel und Pferde zusammen und aus dem Lager hinaus. Danach stiegen sie ab, gingen durch unsere Reihen und beäugten uns, um junge Mädchen auszuwählen und zu rauben. Lusanne und ich schmiegt uns eng an Mutter, die versuchte, uns zu verbergen, aber einer der drei Kurden, die um uns herumschlichen, blickte zu mir hin.

Er hielt an und zog mir den Schleier vom Gesicht. Als er den Schlamm auf meinem Gesicht sah, rieb er ihn rücksichtslos mit den Händen ab und zerrte mich auf meine Füße, um genauer hinschauen zu können. Als er trotz meiner Kleidung bemerkte, wie jung ich noch war, schrie er laut auf. Ein anderer Kurde machte kehrt und kam dazu. Als ich ihm ins Gesicht schaute, sah ich, dass es Musa Bey selbst war.

Der Bey packte mich mit Gewalt, riss mir das Kleid auf, warf mir die Haare zurück, gab einen kurzen Befehl, schleuderte mich quer über den Rücken seines Pferdes und sprang hinter mir auf. Alles geschah in Windeseile, sodass ich kaum schreien konnte. Und schon ritt er in wildem Galopp mit mir über die Ebene, gefolgt von seiner Reiterhorde, jeder mit einem Mädchen auf dem Pferd. Ich kämpfte mit allen Kräften, um mich zu befreien, wollte mich unter die Hufe werfen, um zu Tode getrampelt zu werden. Aber der Bey presste mich mit eisernem Griff auf die Schultern des Pferdes, während er am Flussufer entlang nach Westen ritt.

Ich rief laut nach meiner Mutter. Die Schreie der übrigen Mädchen vermischten sich mit den meinen. Hinter uns hörte ich die Unseren rufen und schreien. Ich glaubte, Mutters Stimme zu erkennen. Mit der Entfernung verhallten die Laute. Ich verlor das Bewusstsein.

Als ich zu mir kam, lag ich wie die anderen gestohlenen Mädchen auf der Erde. Die Kurden waren vom Pferd gestiegen. Einige errichteten das Lager. Andere vergingen sich in mehreren Gruppen an den Mädchen, die weniger entkräftet waren. Musa Bey war nicht da.

Meine Kleider waren zerrissen, und mein Körper schmerzte von den heftigen Erschütterungen auf dem Pferderücken. Ich hatte weder Schuhe noch Strümpfe angehabt, als die Kurden uns überfallen hatten, also waren meine Füße nackt. Ich blieb reglos liegen, aus Furcht, bei der geringsten Bewegung die Aufmerksamkeit auf mich zu lenken. Sonst müsste ich so leiden wie jetzt gerade andere Mädchen. Ich sah mich vorsichtig um, einige junge Frauen kannte ich, auch einige jung verheiratete, darunter Mütter, die ihre Kleinen zurücklassen mussten.

Neben mir auf dem Boden lag Maritza, fast noch ein Kind. Ihre Mutter war kurz nach unserem Aufbruch von Tschemschkadsag von den Zaptiye umgebracht worden war. Am ersten Tag unserer Wanderung hatte Maritza ihr Brüderchen während des ganzen langen Marsches auf dem Arm getragen. Maritza weinte lautlos. Ich kroch näher an sie heran. »Als sie mich holten, hielt ich den kleinen Markar im Arm«, schluchzte sie. »Die Kurden rissen ihn mir aus den Armen und schleuderten ihn auf die Erde. Daran ist er gestorben. Immer sehe ich seinen kleinen Körper, wie er auf die Erde fällt.«

Nach mehreren Stunden kam Musa Bey mit einer Schar berittener Türken ins Lager. Sie kamen von Westen her, wo am Flussufer längs viele kleine Dörfer liegen. Einige wurden von reichen türkischen Moslems bewohnt.

Als alle abgestiegen waren, stellte Musa Bey die Mädchen zur Schau, die er für die Türken gestohlen hatte. Einige dieser Türken waren offensichtlich reiche Bauern, andere schienen wohlhabende Beys, Aghas oder einflussreiche Bürger zu sein. Musa Bey befahl uns allen aufzustehen. Wer nicht schnell genug gehorchte, den schlug er mit der Peitsche.

Als ich mich erhob, packte er mich an den Schultern und stieß mich wieder zu Boden. »Du bleibst liegen«, sagte er. Ich sah, dass er zwei oder drei andere Mädchen genauso behandelte.

Die Türken untersuchten die Mädchen, die ihnen der Bey vorführte, auf sehr brutale Weise und begannen dann mit der Auswahl. Die Großbauern nahmen sich die kräftigsten der älteren Mädchen; die anderen stritten sich um die attraktivsten. Die Bauern wollten die Mädchen als Sklavinnen bei der Feldarbeit einsetzen, die anderen brauchten sie zu anderen Zwecken, für ihre Harems, als unbezahlte Hausmädchen oder um sie auf den Märkten von Smyrna

und Konstantinopel zum Verkauf in die Prostitution feilzubieten. Musa Bey verlangte zehn Medjidiye²⁹ pro Stück, umgerechnet acht amerikanische Dollar. Ich überlegte, als ich zitternd auf der Erde lag, wie wenig das doch für eine Christenseele war. Maritza, die neben mir stand, wurde von einem Türken ausgewählt, der sehr alt zu sein schien. Ein anderer Mann wollte sie auch, aber der alte bot Musa Bey vier Medjidiye mehr, woraufhin der jüngere sich nach anderen Mädchen umsah. Der Alte hatte nach dem Kauf Angst, Maritza auf sein Pferd zu nehmen und verhandelte so lange, bis Musa Bey ihm zum Aufpreis von zwei Medjidiye einen kurdischen Reiter zur Seite stellte, der Maritza vor sich aufsitzen ließ und neben dem Käufer her ritt. Maritza weinte nicht mehr, aber sie hielt sich mit den Händen die Augen zu.

Nach einer ganzen Weile waren alle Mädchen weg, bis auf mich und die anderen, die Musa Bey nicht verkaufen wollte. Am besten hatten es die zur Feldarbeit bestimmten Mädchen getroffen, denn die türkischen Bauern sind in der Regel gutmütig und freundlich. Die Mädchen für die Harems hatten unsägliches Leid und Dinge zu erwarten, die schlimmer als der Tod sind. Als die letzten Türken mit ihrem frisch erworbenen menschlichen Eigentum gegangen waren, sprach Musa Bey mit seinen Reitern, und ein paar von ihnen kamen auf uns zu. Wir glaubten, wir seien für Musa Bey selbst vorgesehen und begannen zu betteln und zu schreien, aber sie stiegen mit uns auf ihre Pferde, und auch Musa Bey schwang sich auf das seine, und wir wurden unter seiner Aufsicht weggebracht.

Der Kurde, der mich mit sich führte, wollte mir nicht sagen, wohin wir ritten. Nach zwei Stunden, am späten Nachmittag, kamen wir an den Rand eines Dorfes. Wir ritten in den Hof eines großen Gebäudes aus Natursteinen, das von einer brüchigen Steinmauer umgeben war. Es war ein sehr alter Bau, und noch ehe wir im Hof vom Pferd stiegen, hatte ich ihn wiedererkannt: Er war in unseren Schulbüchern abgebildet, einst von Sarazenen erbaut und von einem reichen Türken, einem Günstling des damaligen Sultans, wieder aufgebaut worden.

29 Medjidiye (Medjidi): ursprünglich türkische Goldmünze, später gewöhnlich eine Silbermünze im Wert von 20 Piastern. Ein Piaster entsprach damals neun Pfennigen.

Während die Kurden uns vom Pferd hoben, fiel mir ein, dass die Burg jetzt Kemal Efendi³⁰ gehörte, einem Mitglied des KOMITEES FÜR EINHEIT UND FORTSCHRITT, dieser einflussreichen herrschenden Partei der Jungtürken. In unserem Bezirk hatte er den Ruf, Christen gegenüber sehr gehässig zu sein, und man erzählte sich bei uns Geschichten von entführten Christenmädchen, die zu ihm gebracht worden waren und von denen man nie wieder etwas gehört hatte.

Nur ein Teil der Burg war so restauriert worden, dass man darin wohnen konnte, und zu diesen Räumen brachten uns die Kurden nun. Ich flehte meinen Begleiter an, das nicht zu tun, aber er schüttelte mich bloß grob. Wir wurden in einen kleinen Raum gebracht, in dem sich Diener und Dienerinnen befanden. Sie musterten uns und machten Bemerkungen über uns. Musa Bey forderte sie auf, ihrem Herrn seine Ankunft zu melden.

Nach einer Weile trat Kemal Efendi ein. Er war sehr groß und mittleren Alters. Sein Blick ließ mich erschauern, und alle Dinge, die ich über ihn gehört hatte, kamen mir in den Sinn.

Als Kemal Efendi uns einzeln mehrere Minuten gemustert hatte – sie kamen uns wie quälende Stunden vor –, schien er zufrieden zu sein. Er sprach mit Musa Bey, dann gingen die Kurden hinaus und er hinterher. Was Musa Bey für uns bezahlt bekam, weiß ich nicht.

Frauen betraten den Raum und waren bemüht, nett zu uns zu sein. Eine umarmte mich und bat mich, nicht zu weinen. Sie sagte, ich hätte Glück, in so gute Hände zu fallen wie die von Kemal Efendi. »Er wird behutsam mit dir umgehen. Du musst ihm gehorchen und Gefühle für ihn zeigen, dann behandelt er dich so gut wie seine Ehefrau. Solange du nicht ungehorsam bist, wird er nicht grausam sein.« Ich weiß nicht, welche Position sie im Harem hatte, aber ich vermute, sie war eine Dienerin, die, als sie jünger war, einmal seine Konkubine war.

Bis dahin hatte ich versucht, die Gedanken an den Verlust meiner Mutter und meiner Geschwister zu verdrängen. Aber das, was uns den Äußerungen der Frau nach in Kemals Burg bevorstand,

30 Kemal Efendi: keine eindeutige Zuordnung der Person möglich. Auch die Burg ist nicht zu identifizieren, da die Wegbeschreibung zuvor keine Ortsbezeichnungen enthält.

machte all meine Hoffnungen, sie jemals wiederzusehen, zunichte. Ich sagte zu ihr, ich würde mich umbringen, wenn ich nicht zurück zu meinen Verwandten könne.

Es war schon spät am Abend, als Kemal Efendi uns aufsuchte. Er hatte gegessen und schien milde gestimmt zu sein. Eines der Mädchen, das schon eine Braut gewesen war, warf sich ihm zu Füßen auf die Erde, weinte und flehte ihn an, uns freizulassen. Sofort verlor Kemal Efendi seine gute Laune. Er rief seinen Diener und sagte, er solle das Mädchen wegbringen. »Schließe sie ein, bis sie lernt, wann man zu weinen und wann zu lachen hat!«, befahl er. Der Mann brachte das weinende Mädchen hinaus.

Kemal fragte uns dann über unsere Familien aus, auch, wie alt wir seien und ob wir uns von unserer Religion lossagen und den Schwur auf Mohammed ablegen würden. Ein Mädchen hatte nicht den Mut, sich zu weigern. Ich hatte es oft in unserer Sonntagschule in Tschemschkadsag gesehen, kenne aber seinen Namen nicht. Die Kurden hatten es sehr grausam behandelt. Der zuständige Reiter hatte es geschlagen, wenn es weinte. Es stöhnte: »Ja, ja, Gott hat mich verlassen. Ich werde Mohammed treu bleiben. Bitte, schlagt mich nicht noch einmal!« Bei diesen Worten lächelte Kemal und legte ihm die Hand auf den Kopf. »Du bist klug. Du wirst nicht bestraft, wenn du so weitermachst.«

Das nächste Mädchen wollte Christus nicht aufgeben. »Sie können mich töten, wenn Sie wollen«, sagte es, »dann werde ich zu Jesus Christus gehen.« Kaum hatte es das gesagt, schleppte ein Mann es aus dem Raum. Ich bemerkte, dass Kemal Efendi immer noch lächelte, so leise und honigsüß, als könne er nicht anders als immer freundlich sein. Nun wurde mir klar, dass er noch grausamer war, als die Leute schilderten.

Als Kemal Efendi sich an mich wandte, war seine Stimme mild und weich. Ich weiß noch, dass es sich so anfühlte, als ob die Zunge eines Raubtieres mir zärtlich das Gesicht leckte.

»Und du, mein Kind«, fragte er, »wirst du wohl klug oder dumm sein?«

»Gott schütze mich«, flüsterte ich in meinem Inneren, und da schien mir etwas leise zu antworten. Ich hörte mich unwillkürlich sagen: »Ich werde versuchen, so zu sein, wie Sie es wünschen.«

»Das ist sehr gut. Du wirst glücklich werden«, sagte Kemal, »und wenn du Allah als Gott und Mohammed als Propheten anerkennst, dann werde ich liebevoll mit dir umgehen.«

»Ich werde das tun, Efendi, und gehorchen, falls Sie auch meine Familie retten«, sagte ich.

»Und wenn nicht?«, fragte Kemal.

»Dann will ich sterben«, antwortete ich.

Der Efendi schaute mich lange an. Dann sollte ich ihm von meiner Familie erzählen. Ich berichtete von meiner Mutter, meiner Schwester Lusanne und meinen anderen Schwestern und Brüdern. Er sagte, ich solle zu ihm kommen und legte mir die Hände auf. Ich richtete mich hoch auf und sah ihm ins Gesicht. Ich versprach nicht nur, meine Religion aufzugeben, sondern ihm auch sonst in allem zu gehorchen, sollte er meine Mutter und meine Geschwister ebenfalls aufnehmen. Und bei jedem einzelnen Versprechen flüsterte ich mir selbst zu: »Bitte, Gott, verzeih mir!« Aber ich wusste keinen anderen Ausweg und war in großer Furcht, sie könnten jederzeit ermordet werden, selbst in diesem Augenblick. Es kam mir vor, als ob mein Körper und meine Seele nur ein geringes Gut wären, das ich ruhig für sie hingeben könne.

Mehr als eine Stunde behielt mich Kemal, glaube ich, bei sich. Jedes Mal, wenn er versuchte, mich zu berühren, schreckte ich zurück. Das machte ihm Spaß, denn er lachte und schlug die Hände zusammen, als würde er sich darüber freuen. »Lieber sterbe ich«, sagte ich jedes Mal, »wenn Sie nicht meine Familie retten.«

Ich hatte die Hoffnung schon fast aufgegeben und dachte, Kemal treibe nur sein Spiel mit mir. Ich konnte die Tränen kaum zurückhalten, wollte aber auf keinen Fall weinen, denn ich wusste doch, wie sehr es ihm missfiel. Dann, plötzlich, schien er einen Entschluss gefasst zu haben. Er richtete sich auf und schaute zu mir herunter. »Sehr gut. Der Vertrag gilt. Ich werde deinen Verwandten Schutz bieten. Willige Frauen sind mir lieber als widerspenstige. Morgen werden wir losgehen und sie herbringen.« Das hätte mich freuen müssen, trotz meiner Selbstaufgabe. Aber Kemal Efendi hatte wieder dieses Lächeln im Gesicht, als er sprach, dieses grausame, hinterhältige Lächeln, das mich misstrauisch machte. Plötzlich spürte ich so deutlich, als hätte es jemand laut ausgesprochen, dass sich hinter dieser Maske ein gefährlicher Plan verbarg. Ich bat ihn, er solle mit mir zusammen meine Familie abholen, bevor

es zu spät sei. Er sagte zu. Bei Sonnenaufgang wolle er mit mir aufbrechen; ansonsten hätte ich nichts weiter zu befürchten. Als er gegangen war, kam die Frau, die schon vorher mit mir gesprochen hatte, zu mir herein. Sie führte mich in den *Haremlık*, das Frauenhaus, wo sich viele andere Frauen aufhielten.

Ich glaube, sie hätten mir ihr Mitleid geschenkt, wenn sie sich getraut hätten. Stattdessen versuchten sie, mich aufzumuntern. Sie fragten mich nach unserer Religion und warum Armenier lieber sterben, als den Glauben der Türken anzunehmen. Ich konnte nicht richtig mit ihnen sprechen, denn ich dachte nur an den nächsten Morgen – würde ich rechtzeitig aufwachen? – und rätselte, was sich wohl hinter der lächelnden Maske des Efendi verbarg.

Sie wiesen mir ein kleines Zimmer zu, nicht größer als ein Toilettenraum in den Vereinigten Staaten. Am nächsten Tag käme ein Imam, um mir den Eid abzunehmen, sagte man mir. Sie wussten also nichts von der Absprache mit dem Efendi.

Ich war noch nicht lange in meinem Zimmer, als eine hübsche *Odaliske*, eine sehr junge Sklavin, lautlos durch die Vorhänge hereinschlüpfte und meine Hände in die ihren schloss. Sie sei Syrerin, erzählte sie. Ihr Vater musste sie verkaufen, als sie noch wesentlich jünger war. Von Smyrna war sie zur Burg Kemals gekommen und zu seiner Lieblingssklavin geworden. Sie bot mir an, mich vertrauensvoll an sie zu wenden, wenn ich einen Rat oder ein Gespräch bräuchte, nachdem ihr Herr mich ebenfalls zu seiner Sklavin gemacht hätte. Sie sagte, nach außen hin verhalte sie sich wie eine Muslima, aber heimlich sei sie immer noch Christin. Sie bedauerte, dass sie nur wenige Gebete kannte, da sie noch so klein war, als man ihren Vater zum Verkauf zwang, und sie bat mich, ihr welche beizubringen.

Welch ein Trost für mich, jemanden bei mir zu haben, mit dem ich sprechen konnte, stundenlang, bis die Sonne aufging! Ich erzählte der Odaliske von meinem Versprechen, Muslima zu werden, um so meine Mutter und meine Geschwister zu retten, auch, was Kemal mir versprochen hatte, und von seinem hintergründigen Lächeln und meiner unerklärlichen Angst.

»Wenn er lächelt, sagt er nicht, was er wirklich denkt«, erklärte sie mir bekümmert. »Wenn er unzufrieden mit mir ist, lächelt er oft und streichelt mich. Kurz darauf werde ich ausgepeitscht. Als Musa Bey, der Kurde, der dich gebracht hat, kam, um dem Efendi

zu berichten, dass er einige Mädchen geraubt habe und ihm die schönsten verkaufen wolle, hat der Efendi lächelnd gesagt: »Sei gut zu den hübschesten, und bringe sie her!« Ich würde nicht darauf vertrauen, dass er sein Versprechen hält.«

Früh am Morgen ließ der Efendi mich zu sich kommen. Ich sollte ihm meine Angehörigen beschreiben. Ich sagte, in einer so riesigen Menschenmenge könne er sie unmöglich allein finden. Er stimmte mir zu. Ich versuchte, ihm glaubhaft zu bezeugen, wie zufrieden ich mit unserer Absprache sei, sogar, dass ich froh sei, die Gunst genießen zu dürfen, unter seinem Schutz zu stehen. Doch ich wusste, in Wahrheit hatte er bereits den Beschluss gefasst, meine Familie umbringen zu lassen, sobald er meine »Bekehrung« erreicht und das »freiwillige« Opfer, das er von mir verlangte, erhalten hätte.

Der Zug der Vertriebenen mit meinen Lieben sollte weiter nördlich an einer Furt den Fluss überqueren, das wusste Kemal. Wir gingen dorthin, aber sie waren noch nicht angekommen. Also machten wir kehrt, um ihnen entgegenzugehen. Als wir uns dem Ufer näherten, das einem steilen Kliff glich, schaute ich hinunter auf das Wasser und sah, dass es rot wie Blut dahinfloss. Hier und da trieben Leichen an der Oberfläche. Bei diesem Anblick schrie ich auf und sank zu Boden. Ich schloss die Augen, sah aber genau vor mir, wie sich alles abgespielt hatte: eine große Schar Armenier, die zum Ufer geführt, ermordet, mit Messern und Säbeln in Stücke gehackt und in den Fluss geworfen wurden. Wie sonst sollten sie den Fluss meilenweit rot gefärbt haben?

Der Efendi blieb ungerührt. »Auf diese Art begreifen die Christen, dass ihr Gott ihr Blut nicht retten kann. Sie haben es nicht anders verdient. Warum sollst du jetzt noch weinen, meine Kleine, wo du doch beschlossen hast, deinen Glauben dem Islam zu schenken?« Ich konnte ihn nicht anschauen, aber irgendwie fühlte ich, dass er wieder sein berüchtigtes Lächeln aufgesetzt hatte. Ich nahm all meinen Mut zusammen und antwortete mit fester Stimme: »Ich bin kein Blut gewohnt, Efendi.«

Wir gingen weiter dicht am Fluss entlang, in Erwartung der Vorhut meiner Leute von Süden her. Die Uferkliffs stiegen an, und der Fluss verengte sich und wurde tiefrot vor lauter Blut. Später hörte ich, dass 700 Männer und Jungen aus Erzindjan zu diesem Fluss gebracht und von Zaptiye ermordet worden waren. Sie hätten

einen nach dem anderen erstochen und in den Fluss geworfen. Aber dieser Fluss gehörte doch zum Euphrat der Bibel³¹, dessen Quelle im Garten Eden lag!

Kemal ritt ganz nah an der Steilküste entlang. Da war mir, als ob der Fluss da unten mir Sicherheit bieten könne. Ginge ich weiter, würde Kemal mit seinem trügerischen Versprechen, meinen Angehörigen Schutz zu bieten, nur falsche Hoffnungen in mir wecken. Bald schon würde er sie fallen lassen. Ich aber müsste mich ihm hingeben, was er bisher vergeblich gefordert hatte. Ich wartete, bis wir die Spitze des Riffs erreicht hatten. Dann sprang ich. Ich hörte Kemal fluchen, als ich auf das rote Wasser traf, und als ich wieder auftauchte, sah ich ihn oben auf dem Kliff auf seinem Pferd, wie er zu mir heruntersah. Zum Glück konnte ich nicht sehen, ob er lächelte oder nicht.

Ich hatte schwimmen gelernt, als ich noch ganz klein war. Instinktiv schwamm ich auf die andere Seite zu dem flachen Ufer und kam heil dort an. Bald fühlte ich mich ganz befreit. Kemal hatte wohl keinen Revolver dabei, sonst hätte er mich erschossen. Ohne mich umzuschauen, rannte ich auf das ebene Gelände. Ich wusste nicht, ob Kemal nach mir suchen lassen würde, deshalb versteckte ich mich im Sand und deckte mich ganz damit zu, um nicht von Kurden oder Zaptiye entdeckt zu werden, wenn sie nah an mir vorbeizögen, bis ich auf einmal den langen Menschenzug erblickte, der am anderen Flussufer auftauchte: meine Leute aus Tschemschgadsak.

Während die Vertriebenen an der Furt lagerten, verhielt ich mich für den Rest des Tages und die Nacht über ruhig. Als sie am nächsten Morgen den Fluss überquerten, gelang es mir in dem Durcheinander, mich unter sie zu mischen. Meine Mutter war lange sprachlos vor Glück. Kemal Efendi war zu ihnen geritten und hatte von den Anführern verlangt, meine Angehörigen zu holen und sie wegen meiner Flucht zu bestrafen. Mutter hatte die Soldaten bestochen, und sie hatten Kemal Bericht erstattet, dass meine Familie sich nicht in diesem Zug befände.

Nach dem mühsamen Durchwaten des Flusses bekamen die Menschen keine Erlaubnis zu rasten, sondern wurden gedrängt,

31 Genesis 2, 10–14: hebräisch Perat/Phrath entspricht Euphrat, so sieht es u. a. der britische Ägyptologe David Rohl. Der Tigris soll dem Hiddekel der Bibel entsprechen.

auf Arabkir zuzuhalten. Der kleine Hovnan und Mardiros, Arusyag und Sara waren schon fast am Ende ihrer Kräfte. Ihre kleinen Füße waren wund und blutig, und Mutter und Lusanne umwickelten sie ihnen regelmäßig mit Tüchern. Es waren keine Säuglinge mehr da, denn vor der Flussüberquerung hatten die Zaptiye die Mütter der Kleinsten aufgefordert, sie zurückzulassen. Die Mütter hatten sie in der Zeit, die ihnen noch blieb, ein letztes Mal gestillt, dann in kleinen Reihen am Ufer abgelegt und sie dann sich selbst überlassen müssen. Die Soldaten hatten beteuert, es kämen Mohammedanerinnen aus einem nahen Dorf, um die Kinder abzuholen und für sie zu sorgen, aber solange wir die Stelle noch sehen konnten, an der wir sie verlassen hatten – es waren mehrere Stunden –, kam niemand.

Als den Müttern klar wurde, dass das Versprechen der Soldaten eine List war, sprangen einige in den Fluss, um zurückzuschwimmen. Die Soldaten erschossen sie im Wasser. Danach wurde es uns verboten, nah am Wasser zu gehen und sogar zu trinken.

Am Ende dieses Tages kamen wir zu einem *Khan*, einer Karawanserei für Reisende, wie man sie in Kleinasien überall an den Landstraßen findet. Nach altem Brauch wurden sie von den Türken als Raststätte für ihre Karawanen genutzt. Hier sollten wir uns den Rest des Tages und die Nacht über ausruhen. Als wir uns aber dem Khan näherten, kam eine Gruppe Soldaten heraus und hielt uns an. Unseren Bewachern sagte man, der Zutritt sei verwehrt, das Gebäude sei von Reisenden belegt, die nach Shabin Kara Hissar gebracht würden, eine große Stadt im Norden, im Bezirk Trapezunt, nicht weit vom Schwarzen Meer.

Bald erfuhren wir, wer diese Reisenden waren. Es war eine Gruppe »umgedrehter« Armenier, wie die Türken Christen bezeichneten, die ihren Glauben aufgegeben hatten. Die Gruppe kam aus Keban Maden, einer dreißig Kilometer südlich gelegenen Stadt, und war am Morgen eingetroffen. Tags zuvor hatte sie zwanzig Meilen zurückgelegt.

Die für uns zuständigen Zaptiye und die Soldaten der anderen aus Keban Maden³² freundeten sich schnell an und sprachen mit

32 Der Name setzt sich aus *gaban* (armenisch): Durchgang, Schlucht, und *maden*: Metalllager, Minerallager, zusammen. Heute befinden sich dort eine Talsperre und der zweitgrößte Stausee der Türkei.

ernsten Gesichtern miteinander. Sie hatten uns verboten, nah an den Khan heranzugehen. Wir wunderten uns, warum keiner der »Bekehrten« zu sehen war. Kurz darauf schlich sich eine abgemagerte junge Frau aus dem Gebäude und kam von den Soldaten unbemerkt an den Rand unseres Lagers gekrochen. Sie war nackt und hatte Platzwunden und blaue Flecken an den Füßen.

Sie war eine Braut, berichtete sie, und hatte sich zusammen mit ihrem Bräutigam »bekehrt«, weil der Mutessarif allen Armeniern seiner Stadt versprochen hatte, sie würden nach dem Religionswechsel verschont werden. Mehr als 400 meist Jungverheiratete hätten eingewilligt. Dann habe man ihnen gesagt, sie müssten nach Shabin Kara Hissar³³ aufbrechen, erzählte sie. Kaum waren sie aus der Stadt, nahmen ihnen die Soldaten alle Wertgegenstände ab. Dann machten die meisten Soldaten kehrt und gingen in die Stadt zurück, um die Plünderung der Häuser der Armenier nicht zu verpassen. Die übrigen Soldaten banden die Männer jeweils zu fünf zusammen und ließen sie so weitermarschieren. Während der ersten Hälfte der Nacht zogen die Soldaten alle Frauen aus und ließen sie nackt weitergehen, berichtete die Braut.

Schreckliche Dinge seien in dieser Nacht geschehen, fuhr sie fort. Fast alle Frauen wurden gröblichst verletzt,³⁴ und wenn die Männer – immer noch zusammengebunden – laut schrien, weil sie tatenlos zusehen mussten, töteten die Soldaten sie. Die junge Braut war zu uns gekommen, um zu fragen, ob jemand ihr ein Kleidungsstück geben könnte, mit dem sie sich bedecken könne. Viele unserer Frauen schenkten ihr Unterröcke und anderes. Sie nahm, so viel sie tragen konnte, auch für die anderen Frauen in der Herberge, und kroch zurück zum Khan.

Diese Menschen wussten nicht, was mit ihnen passieren würde, und den Versprechungen der Soldaten, sie könnten in Shabin Kara Hissar ein friedliches Leben führen, schenkten sie keinen Glauben. Ihre Bewacher murrten bereits, dass sie so weit mit ihnen gehen müssten, hatte sie berichtet, bloß weil sie sich bekehrt hätten.

In dieser Nacht wurden zwölf oder mehr unserer jüngsten Mädchen zwischen acht und zwölf Jahren gestohlen und in den Khan

33 Heute: Şebinkarahisar in der Provinz Giresun.

34 Die Autorin vermeidet offensichtlich ganz bewusst im Buch den Ausdruck Vergewaltigung (*violation, rape*).

gebracht. Wir wussten nicht, was mit ihnen geschehen würde, fürchteten aber, dass man sie an mohammedanische Familien oder an reiche Türken verkaufen würde. Vor lauter Erschöpfung schlief unsere Mutter in dieser Nacht ein, aber Lusanne und ich wachten abwechselnd über unsere Brüder und Schwestern und hielten sie mit Erde und Kleiderresten bedeckt, damit die Soldaten sie auf ihren Streifzügen um uns herum nicht entdeckten.

Vor Sonnenaufgang wurden die Armenier aus dem Khan weggeführt. Am nächsten Tag – wir waren erst ein paar Stunden unterwegs – sahen wir am Straßenrand eine lange Reihe toter Männer. Ein Stück weiter kamen wir an einen Brunnen, mussten aber erkennen, dass er vollgestopft war mit den nackten toten Frauen. Wir erkannten sie wieder. Sie gehörten zu den »Bekehrten«. Die Zaptiye hatten die ganze Schar ermordet und, um weiteren Deportierten den Zugang zum Wasser zu verwehren, die Leichen der Frauen in den Brunnen geworfen.

5. Kapitel

Die Gendarmen in Aktion

Wir standen wie erstarrt da, in kleinen Grüppchen, und schauten entsetzt in den Brunnen, als ich plötzlich die Frau neben mir sagen hörte: »Gott ist verrückt geworden. Er hat uns im Stich gelassen.« Ich wandte mich ihr zu und sah, dass es die Frau von Badvelli Markar war, eines Priesters, der in Tschemschkadsag unser Nachbar gewesen war. Als alle Männer unserer Stadt umgebracht worden waren, war es an ihr allein, für ihre alte Mutter zu sorgen, die mit Typhus und hohem Fieber im Bett lag, und für ihre drei Kinder, einen Säugling, ein dreijähriges Mädchen und einen Jungen von fünf Jahren. Sie bat die Türken, sie weiter in ihrem Haus wohnen zu lassen, um ihre Mutter zu pflegen, aber sie lehnten es ab und befahlen der alten Frau, aufzustehen und sich mit uns auf den Weg zu machen. Gleich am ersten Tag starb sie.

Während der ersten Tage unserer Wanderung war Badvellis Frau sehr mutig gewesen. Dann starb ihr Sohn. Kurz darauf wurde sie von den Aufsehern gezwungen, ihr Kleinstes an einer Flussmündung liegen zu lassen, und da lag auch schon ihr Töchterchen krank in ihren Armen, das einzige Kind, das ihr noch geblieben war. Schon als wir an den Leichen der Armenier aus der Karawanserei, die am Straßenrand aufgereiht waren, vorbeigekommen waren, hatte sie fast den Verstand verloren.

»Gott ist verrückt geworden, hört ihr? Verrückt – verrückt – verrückt!«

Diesmal aber, am Brunnen, schrie sie es ganz laut, rannte los und mischte sich unter die anderen. Eine Frau versuchte, sie anzuhalten und ihr das Töchterchen aus dem Arm zu nehmen, aber sie wehrte sich heftig und hielt das Kind fest.

Ich habe gehört, dass sich manchmal eine Gemütskrankheit in fataler Geschwindigkeit von einer Person auf andere übertragen kann. In wenigen Minuten wurde der schreckliche Ausruf von Dutzenden, ja Hunderten von Frauen aufgegriffen, die vorher schon

zutiefst erschüttert waren und sich nicht erklären konnten, aus welchem Grund sie all diese Dinge erdulden mussten, die die Türken ihnen antaten.

Es waren hauptsächlich Mütter kleiner Kinder, die den Verstand verloren. Manche warfen ihre Kinder auf die Erde und rannten kreischend aus unseren Reihen heraus in die Wüste. Andere liefen hastig, mit den Kindern im Arm, davon. Ihre Angehörigen versuchten, sie zu beruhigen, waren aber machtlos.

Ich glaube, es waren mehr als 200 Frauen, die durch diesen plötzlich von der Pfarrersfrau ausgelösten Impuls dem Wahn verfielen.

Zunächst verstanden die Zaptiye nicht, was los war, und dachten, es sei eine Revolte. Sie gingen auf uns los, schwangen ihre Schwerter und Gewehre nach links und rechts und schossen sogar aus nächster Nähe. Viele wurden getötet oder tödlich verwundet, bevor die Zaptiye es begriffen hatten. Dann aber amüsierten sich unsere Aufseher köstlich und lachten.

»Seht«, sagten sie, »was euer Gott für einer ist, wahnsinnig ist er!« Wir konnten nur die Köpfe senken und die Verhöhnung über uns ergehen lassen. Manche Frauen kamen wieder zu sich, und alles tat ihnen unendlich leid. Alle, die dem Wahn verfallen blieben, wurden von den Zaptiye zum Abbiegen in die weite Ebene gezwungen, wo sie vor Hunger sterben würden. Ihre Religion verbot es ihnen, einen geisteskranken Menschen zu töten.

Uns war gesagt worden, wir gingen nach Arabkir, aber schon kurz nach dem Aufbruch vom Khan hatten wir die Richtung gewechselt. Offensichtlich bewegten wir uns auf Hassan-Tshelebi³⁵ zu, eine kleine Stadt südlich von Arabkir. Keiner der Bewacher wollte uns Genaueres mitteilen.

Die Zaptiye befahlen uns, in einer schmalen Reihe zu marschieren, immer eine oder zwei Familien auf gleicher Höhe. Vor und hinter mir konnte ich sehen, wie unendlich weit sich der Strom der erschöpft Dahintrottenden hinzog. Wir hatten nur wenig Wasser, denn die Gendarmen zwangen uns, Wasser von kurdischen Bauern aus den nahen Dörfern zu besorgen. Manche Kurden verlangten eine Lira, also fast fünf Dollar, für einen Becher Wasser, und die

35 Ein Dorf Hasançelesi liegt knapp 50 Kilometer Luftlinie westlich von Arabkir.

Jungen, die wir schickten, es zu kaufen, mussten immer damit rechnen, außer dem Wasser auch Schläge zu bekommen. Wir, die Geld hatten, teilten es mit denen, die keines hatten. Manchmal verkauften die Dorfbewohner das Wasser, sammelten das Geld ein und kippten dann die Becher um.

Als wir schon eine Woche unterwegs waren, behandelte man uns noch grausamer als an den ersten Tagen. Alle älteren Frauen und solche, die krank waren oder nicht mithalten konnten, wurden nach und nach getötet. Sie konnten sich nicht um sie kümmern, meinten die Soldaten. Wenn Kinder nicht hinterher kamen oder aus der Reihe traten, um sich auszuruhen, spießten die Gendarmen sie mit ihren Bajonetten auf und schleuderten sie in die Luft. Es kam vor, dass sie versuchten, sie im Flug erneut mit der Bajonettspitze aufzufangen. Mütter, die zusahen, wie ihre Kinder so ermordet und zum Spielball unserer Aufseher wurden, durften sich nicht beschweren. Wir mussten erleben, dass jede Form von Protest dem Selbstmord gleichkam. Sie konnten nur zuschauen und stumm die Hände ringen oder die Augen schließen, wenn ihre Kinder starben.

Unsere Familie hatte das besondere Glück, dass keines der Kinder krank geworden war. Obwohl Hovnan erst sechs Jahre alt war, schien er bewusst zu erleben, was da vor sich ging. Meine jüngste Tante Hayganush, die sich uns angeschlossen hatte,³⁶ wurde von einem Zaptiye an den Straßenrand gezerrt und, als sie sich wehrte, furchtbar geschlagen. Als er sie gröblichst verletzt hatte, stach er ihr das Messer in die Brust und brachte sie uns zurück. Ich glaube, ich war noch nie so mutlos wie in der Zeit, als wir Hayganush pflegten und ihre Schmerzen linderten.

Noch hatte die Nachricht von den Massakern und Deportationen nicht alle Dörfer erreicht, durch die wir kamen, denn auf dieser Straße gab es kaum Reisende. Wir kamen zu einem armenischen Dorf, wo die Frauen gerade auf dem Waschplatz an den Waschtrögen standen, nur in ihren Unterkleidern, wie es in der Türkei auf dem Land üblich ist. Sofort umzingelten unsere Soldaten die Frauen und trieben sie, so wie sie waren, in unsere Reihen. Dann holten sie die Männer herbei, die keine Ahnung hatten, warum man sie belästigte, bis wir es ihnen sagten. Wir machten

36 Die Mitglieder von Großfamilien versuchten, solange es möglich war, mit ihren Kleinfamilien in den Vertriebenenzügen dicht beieinander zu bleiben.

eine Ruhepause auf der Straße, und währenddessen plünderten die Soldaten alle Häuser. Dann setzten sie sie in Brand.

Wir waren nun in einer Gegend mit vielen kurdischen und türkischen Dörfern. Nachts lagerten wir in einem großen Kreis. Die jungen Mädchen verteilten sich zu ihrem bestmöglichen Schutz im Inneren des Kreises. Täglich wurden sehr junge Frauen zum Verkauf an Türken aus der Gegend geraubt, und nachts pickten sich die Zaptiye die attraktivsten Frauen heraus und schändeten sie.

Am Abend nach dem Überfall auf das armenische Dorf hatten wir kaum das Lager aufgeschlagen, als der Hauptmann alle Männer des Dorfes zu sich befahl, in ein Zelt, das in der Nähe errichtet worden war. Wir hofften so sehr, diese Männer würden bei uns bleiben. Es waren 72. In ihrer Anwesenheit fühlten wir uns ermutigt und sicherer. Aber wir wussten, was dieser Befehl zu bedeuten hatte. Auch die Männer selbst wussten es, ebenso ihre Frauen.

Jeder Mann sagte seinen Angehörigen Lebewohl, seiner Frau, den Töchtern, der Mutter und seinen anderen Verwandten.

Ein weißer Fleck leuchtete im Mondlicht: das Zelt des Hauptmanns, umgeben von Gestalten, deren Umrisse uns verrieten, dass es Soldaten und Zaptiye waren. Die Frauen umarmten ihre Männer, solange sie es wagen durften. Dann gingen die Männer mit wenigen Begleitern hinaus aus dem Lager. Unsere Aufseher erlaubten uns nicht, ihnen zu folgen, so schauten wir ihnen nur nach. Wider alle Vernunft wollten wir die Hoffnung nicht aufgeben.

Bald sahen wir, wie Chaos entstand. Schreie tönten zu uns hinüber. Gestalten rannten in die Wüste, von anderen verfolgt. Zurück kamen nur die Verfolger. Dann war es ruhig. Die Männer waren alle tot.

Das war das erste Mal gewesen, dass die Offiziere ein Zelt aufgeschlagen hatten. Wir wunderten uns darüber, denn normalerweise schliefen sie – nach den nächtlichen Orgien auf Kosten unserer Mädchen – im Freien. Danach schauderte es uns jedes Mal, wenn wir Soldaten ein Zelt für die Nacht aufschlagen sahen.

Nach dem Massenmord an den Männern kehrten die beteiligten Soldaten ins Lager zurück und griffen mithilfe unserer Aufseher solche Frauen heraus, deren Männer eher zu den Wohlhabenden gehört hatten. Sie zwangen sie, zum Zelt zu gehen, wo der Hauptmann sie angeblich befragen wolle. Sie riefen meine Mutter auf und viele Frauen, die unsere früheren Nachbarn gewesen oder mit

uns befreundet waren, bis sie mehr als 200 zusammen hatten, darunter meine Tante Mariam, deren Mann Bankier war und die sich ebenfalls in unserer Gruppe befand.

Im Zelt erklärte ihnen der Hauptmann, sie seien aufgerufen, ihr mitgebrachtes Geld abzugeben. Es werde gebraucht, um sie vor den Kurden zu schützen. Die Frauen wussten, dass sie ohne dieses Geld großes Leid erdulden müssten und dass sie es nie zurückbekämen. Insgeheim weigerten sie sich, es abzugeben, und sagten, sie hätten kein Geld. Da zog man allen die Kleider aus und durchsuchte sie.

Eine Frau, die Schwester eines reichen Mannes aus Sivas, Garabed Tufenkian, die gerade zu Besuch war, als in unserer Stadt die Deportationen begannen, sollte bald Mutter werden. Sie wurde so erbarmungslos geschlagen, dass sie schließlich zugab, etwas Geld in ihrem Körper versteckt zu haben. Sie flehte die Soldaten an, mit den Schlägen aufzuhören, sie werde alles Geld abgeben. Ihr Geständnis löste freudiges Vergnügen aus, und die Soldaten wollten selbst an das Geld herankommen. Grausam schnitten sie mit ihren Messern zu, um sicherzugehen, dass sie nichts übersehen hatten.

Dann begannen sie, alle Frauen auf diese Art zu untersuchen. Meine Tante Mariam war ebenfalls schwanger. Als die Soldaten ihren Bauch sahen, warfen sie sie zu Boden und schlitzen ihn mit ihren Bajonetten auf, denn dumm, wie sie waren, dachten sie, sie hätte darin eine Menge Geld versteckt. Sie waren so enttäuscht, dass sie sich mit neuen Kräften auf die anderen Frauen stürzten.

Tante Mariam starb, und auch von den anderen 200 oder mehr Frauen überlebte nur eine kleine Schar diese Tortur. Als sie zurück ins Lager gekrochen kamen, in die Arme ihrer Angehörigen, konnten sie nicht sprechen. Vor lauter Schreien hatten sie ihre Stimme verloren. Meine arme Mutter hatte alles Geld, das sie dabeigehabt hatte, abgegeben, aber nichts davon verraten, dass andere aus der Familie mehr hatten als sie. Sie blutete aus vielen Schnittwunden und Blutergüssen, als sie ankam, und fiel sofort in Ohnmacht, als sie Lusanne und mich auf sich zukommen sah. Wir trugen sie ins Lager und nutzten unser letztes Trinkwasser, das wir vom Vortag aufbewahrt hatten, um ihre Wunden zu waschen.

Als die Soldaten und Zaptiye das gestohlene Geld unter sich aufgeteilt hatten, kamen sie wieder, um sich junge Frauen für das

Offizierszelt zu holen. Der Mond schien so hell, dass sich niemand verstecken konnte. Lusanne saß bei den Kindern und tröstete sie, während ich gerade Mutters Wunden versorgte. Ein Zaptiye packte sie an den Haaren und zog sie hoch auf ihre Füße. »Verschone mich, meine Mutter liegt im Sterben, verschone mich!«, schrie Lusanne, aber der Zaptiye war gnadenlos. Er zerrte sie mit sich. Ich konnte nicht mehr an mich halten, rannte zu Lusanne, und es gelang mir, sie festzuhalten, während ich den Zaptiye anflehte, sie freizulassen. Auch Lusanne wehrte sich, und der Zaptiye wurde wütend. Fluchend zog er sein Messer und stach es Lusanne tief in die Brust. Als das Messer herunterfiel, streifte die Klinge meine Wange. Bis heute habe ich eine Narbe von dem Schnitt.

Lusanne starb in meinen Armen.

Der Zaptiye wandte sich einem anderen Mädchen zu, das seine Aufmerksamkeit erregt hatte.

Mutter hatte nichts mitbekommen, sie war von ihren eigenen Qualen noch zu geschwächt. Aber die kleine Arusyag, mein kleiner Bruder Hovnan und meine Schwester Sara hatten alles mitangesehen. Als ich wie betäubt dastand und Lusanne schlaffen Körper in den Armen hielt, kamen sie zu mir gelaufen. Ich legte Lusanne vorsichtig auf die Erde und wusste nicht, wie ich es Mutter beibringen sollte.

Eine Frau, die in der Nähe gestanden hatte, hatte meinen Platz an Mutters Seite eingenommen. Ich führte die Kleinen weg und bat eine weitere Frau, sie mitzunehmen. Dann kehrte ich zu der toten Lusanne zurück. Ich konnte es nicht fassen. An meinen Fingern zählte ich alle auf: Vater, Mutter, Paul, Lusanne, Arusyag, Sara, Mardiros, Hovnan, meine zwei Tanten. Mit mir waren wir elf in der Familie. Vater, Paul, Tante Mariam und jetzt Lusanne – vier waren schon tot.

Ich weinte lange um Lusanne. Dann wurde mir klar, dass ich tätig werden musste. Ich hatte Angst, dass Mutter einen Schock bekommen und sterben könnte. Ich musste mir Zeit lassen und sie behutsam vorbereiten. Mithilfe einiger Frauen trug ich Lusanne an den Rand des Lagers. Mit bloßen Händen hoben wir die Erde für ihr Grab aus, nichts als eine flache Mulde im Sand. Aus Aststücken, die wir nach langem Suchen gefunden hatten, machte ich ein kleines Kreuz und legte es ihr in die Hände.

Als der Morgen kam, hatte Mutter nach unermesslichen Anstrengungen ihre Kräfte wiedergewonnen. Sie konnte wieder aufrecht stehen und gehen. Ein paar kräftige junge Frauen boten ihr an, sie, falls nötig, den ganzen Tag zu tragen. Mutter bestand aber darauf, selbst zu gehen und lehnte sich dabei an meine Schulter. Als wir dabei waren, unsere Vorbereitungen für den Tagesmarsch zu treffen, fragte sie nach Lusanne. Ich versuchte, ihr vorzugaukeln, Lusanne sei weiter hinten und helfe einer kranken Frau, aber Mutter las mir an den Augen ab, dass ich versuchte, sie zu täuschen.

»Hab keine Angst, kleine Arshaluys«, sagte sie zu mir. »Hab keine Angst, mir alles zu erzählen. Haben sie sie geraubt?«

»Sie haben versucht, sie zu holen«, antwortete ich, »aber ...« Ich verstummte. Mutter half mir wieder weiter. »Ist sie gestorben? Haben sie sie getötet? Wenn sie es taten, meine Arshaluys, ist es bei Weitem besser.«

Jetzt konnte ich es ihr erzählen. »Sie haben sie getötet, sehr schnell. Ihre letzten Worte waren, dass Gott so gütig sei, sie zu erlösen.«

Tagsüber sahen wir den Zaptiye, der Lusanne umgebracht hatte. Die kleine Arusyag erkannte ihn und rief: »Da ist der Mann, der meine Schwester getötet hat!« Mutter hielt sich die Augen zu, um ihn nicht sehen zu müssen.

Wir alle hatten große Angst vor dem, was in Hassan-Tshelebi auf uns zukommen würde. Einige mächtige Beys aus Sivas kämen dorthin, um uns zu begutachten, und es sei etwas mit uns geplant, berichteten einige junge Frauen, die in der Nacht im Zelt an den Orgien der Offiziere teilnehmen mussten und Hinweise bekommen hatten. Als die Stadt vor unseren Augen auftauchte, begannen viele junge Frauen, vor Furcht zu zittern, manche fielen hin und konnten vor lauter Angst nicht weitergehen. Aber mit Peitschenhieben brachten die Soldaten sie wieder auf die Füße.

Wir wurden ins Stadtzentrum geleitet. Hunderte Frauen waren völlig nackt, vor allem diejenigen, die ausgezogen und misshandelt worden waren, als die Soldaten sie bestahlen. Die Zaptiye hatten ihnen streng verboten, sich etwas überzuziehen, und es bereitete ihnen offensichtlich großes Vergnügen zu sehen, dass sie daraufhin keine Kleidungsstücke von den anderen erhielten. Diese erbarmungswürdigen Frauen waren nun gezwungen, nackt

durch die Straßen von Hassan-Tshelebi zu gehen, die Köpfe vor lauter Scham gesenkt, unter dem höhnischen Gelächter der gaffenden türkischen Bevölkerung, das aus den Fenstern und vom Gehsteig her erschallte. Auf dem Stadtplatz erschienen dann hohe türkische Beamte aus Sivas und musterten uns. Da waren unter anderem Ahmet Muammer Pascha, der grausame Gouverneur, Mahir Efendi, sein Adjutant, der Tscherkesse Kior Kassim, sein oberster Henker – wie wir später erfuhren, war er es, der bei den Massenmorden an 6000 armenischen Christen in der Schlucht von Tshamlibel³⁷ die Oberaufsicht hatte –, ihm folgten ein Hauptmann der Zaptiye und ein *Hakim*, ein Richter. Zwei dieser Männer waren in ganz Armenien wegen ihrer Grausamkeit berüchtigt: Muammer Pascha und der Henker.

Die Beamten mischten sich unter uns, waren aber so von Soldaten umringt, dass niemand sich ihnen nähern konnte. Dann kam der *Mudir*, der Vertreter des Bürgermeisters der Stadt, mit der Polizei, um alle Jungen, die über acht Jahre alt waren, abzuholen. Die Polizisten erklärten, der Bürgermeister³⁸ hätte in einem Kloster eine Schule für sie eingerichtet, wo man gut für sie sorgen würde, bis ihre Mütter irgendwo eine Dauerunterkunft gefunden hätten und sie zu sich holen könnten. Natürlich wussten wir, dass diese Erklärung eine Lüge war.

Ich hatte große Angst um Mardiros, aber er war noch zu klein, und sie nahmen ihn nicht mit. Es müssen 500 Jungen zwischen acht und fünfzehn Jahren unter uns gewesen sein. Sie mussten sich alle versammeln. Die Jungen sollten angeblich zum Palast des Bürgermeisters gebracht werden. Soldaten führten sie weg. Die Kleinsten weinten und schrien. Lange noch hörten wir ihre Schreie. Später, in Arabkir, erzählten uns andere Deportierte, dass die Jungen bereits ermordet wurden, als sie die Hügel am Stadtrand von Hassan-Tshelebi überquert hatten und ins Tal hinuntergingen. Die Soldaten banden sie zu zehnt oder zu fünfzehnt zusammen und erschlugen sie mit Schwertern und Bajonetten. Vertriebene aus Sivas haben ihre Leichen auf der Straße gesehen.

Bevor wir Hassan-Tshelebi verließen, kam der Tscherkesse Kior Kassim, der Henker, von Zaptiye begleitet, zu uns und nahm sich

37 Heute: Çamlıbel.

38 Auf Türkisch: *muhtar*.

zwölf noch ganz junge Mädchen, die meisten zwischen acht und zwölf Jahren. Der Henker werde bald nach Konstantinopel reisen, sagten die Soldaten, und er brauche Mädchen, um sie an reiche Türken und einflussreiche Familien zu verkaufen. In diesen Kreisen ist es üblich, wann immer möglich, Mädchen dieser Altersstufe zu kaufen und sie in ihren Harems zu behalten, bis sie geschlechtsreif sind. Sie werden zu Mohammedanerinnen erzogen und später den Söhnen des Besitzers oder einflussreichen Freunden geschenkt.

Kaum hatten wir am Nachmittag das Stadtgebiet verlassen, stieß ein unendlich langer Menschenzug zu uns – Deportierte aus Sivas. Es waren 3000 Menschen, die wie wir unterwegs nach Arabkir waren und außerhalb der Stadt gelagert hatten, um auf uns zu warten. Unter ihnen befand sich eine Gruppe von zwanzig Barmherzigen Schwestern. Diese herzensguten Nonnen, darunter einige Europäerinnen, hatte der *Kaimakam*, der Landrat, mitten in der Nacht aus dem Schlaf reißen lassen. Die türkischen Soldaten ließen ihnen keine Zeit, sich anzukleiden und nahmen sie so mit, wie sie waren, barfuß und in Nachthemden.

Es war ihnen gelungen, sich auf dem langen Marsch von Sivas her Kleider zu besorgen, aber keine hatte Schuhe an; ihre wunden Füße bluteten. Sie waren alle zart und empfindsam. Sie hatten Schulen in Amerika und Europa besucht. Unter Berufung auf gewisse Zugeständnisse des Sultans an ihren Orden hatten sie gebeten, sie vor der Deportation zu bewahren, aber die Soldaten waren nicht darauf eingegangen.

Ihre Aufseher ließen keinerlei Respekt vor ihrem religiösen Status aufkommen und behandelten die Nonnen auf schäbigste Weise. Diese erzählten uns, sie würden seit ihrem Aufbruch aus Sivas jede Nacht von Soldaten und Zaptiye aus dem Lager geholt und geschändet. Ihre Bitten, sie zu töten, würden ihnen verweigert. Zwei von ihnen, Schwester Sara und Schwester Esther aus Amerika, hätten Selbstmord begangen. Sie taten es mit bloßen Händen – Waffen hatten sie nicht. Ihre Schmerzen und der langwierige Todeskampf waren unerträglich.

Unter den Deportierten aus Sivas waren auch Männer. In der Stadt lebten damals mehr als 25 000 Armenier.³⁹ Alle waren benachrich-

39 Laut Statistik des armenisch-apostolischen Patriarchats lebten damals im gesamten Kaza Sivas 20 000 Armenier. S. Raymond H. Kevorkian: The

tigt worden, dass sie deportiert würden. Wir waren jetzt zusammen mit denen, die zuerst aufbrechen mussten. Sie hatten unterwegs viele Leichenberge gesehen – mahnende Überbleibsel all der vielen Menschen, die bereits aus anderen Städten vertrieben worden waren.

Als wir uns Arabkir näherten, wurde uns befohlen, unser Lager am Stadtrand aufzuschlagen. Dort waren schon Vertriebene aus vielen Dörfern zwischen Arabkir und Sivas. Manche waren noch mit ihren Männern und Söhnen zusammen, andere erzählten, dass man ihre Männer unterwegs ermordet hatte. Ganz in der Nähe warteten die Armenier aus Arabkir selbst schon fünf Tage auf ihren Abmarsch. 8000 oder noch mehr Menschen waren da auf engstem Raum zusammengepfercht. Was in der Stadt mit ihren Häusern geschehen war, wussten sie nicht.

Aus Sivas war, eigens zur Überwachung der Deportationen aus Arabkir, ein Regierungsbeauftragter mit einer Eskorte von Zaptiye eingetroffen. Auch eine hohe Führungskraft der Armee namens Halil Bey war mit seinem Stab anwesend, wollte aber weiter nach Konstantinopel, um bei einem Feldzug das Kommando zu übernehmen.

Im Stadtzentrum stand ein großes Gebäude, ehemals ein florierendes Geschäftszentrum, dessen obere Stockwerke große Versammlungsräume enthielten. Dieses Haus war nun zu dem berüchtigten *Kasab-Khane*, dem Schlachthaus, geworden, denn hier hatte man die führenden Persönlichkeiten der Armenier dieser Stadt versammelt und erschlagen.

Kurz nach dem Erscheinen des Spezialbeauftragten beriefen die Soldaten alle Männer der Vertriebenen aus Sivas zu einem Treffen mit ihm im Kasab-Khane ein. Die Männer fürchteten sich, dorthin zu gehen, aber man versicherte ihnen, jetzt, in Anwesenheit der Autoritäten, könne es nicht zu Grausamkeiten kommen. Die Männer gingen hin – 2000 waren es – und wurden sofort nach ihrer Ankunft getötet. Soldaten hatten sich im Erdgeschoss versteckt, und als sich alle Armenier oben in den Räumen versammelt hatten, wurden die Türen verriegelt, und die Soldaten begannen mit dem Abschlachten. Es gab Männer, die aus dem Fenster sprangen, aber unten fingen die Soldaten sie mit den Spitzen ihrer Bajonette auf.

Armenian Genocide: A Complete History. London, New York: I.B. Tauris 2011, S. 435.

Die Leichen warf man später am Tag aus dem Gebäude, und am nächsten Morgen lagen sie immer noch aufgetürmt auf den Straßen, als der zuständige Regierungsbeauftragte alle Mädchen aufrufen ließ, die in Sivas christliche Gymnasien und Schulen oder die Missionsschule in Kotcheseur⁴⁰, einer armenischen Stadt in der Nähe von Sivas, besucht hatten. Es waren 200 Mädchen aus wohlhabenderen Familien, fünfzehn bis zwanzig Jahre alt. Die Soldaten gaben vor, der Beamte hätte bereits alles in die Wege geleitet, dass sie in einer Missionsschule an der Schwarzmeerküste untergebracht werden könnten, wo sie unter der Obhut der Missionare unbehelligt bleiben würden. Die Mädchen wurden zur Kasab-Khane beordert. Es gelang uns herauszubekommen, was man am Tag zuvor den Männern angetan hatte. Die Mädchen wurden, wie wir später hörten, nur wenige Schritte von den großen Leichenhaufen entfernt, die immer noch auf der Straße lagen, in einer Reihe aufgestellt.

Der Sonderbeauftragte empfing sie im oberen Stockwerk in einem Raum, der an den Wänden und auf dem Fußboden noch voller Blutflecken war. Er forderte sie auf, sich von Christus loszusagen und den Glauben an Allah anzunehmen. Nur wenige gaben nach. Man brachte sie weg – wohin, weiß ich nicht. Die übrigen blieben im Raum. Kaum waren die Offiziere gegangen, strömten die Soldaten herein und teilten die Mädchen unter sich auf. Den ganzen Tag und die Nacht über kamen weitere Soldaten in das Gebäude und später wieder heraus. Fast alle Mädchen starben. Die Überlebenden brachte man, als die Soldaten genug von ihnen hatten und müde wurden, unter Aufsicht der Zaptiye aus dem Haus.

40 Ein Ort dieses Namens ist dort nicht mehr auffindbar.

6. Kapitel

Das Rekrutieren für die Harems von Konstantinopel

Die Vertriebenen aus meiner Heimatstadt wurden in einem Lager außerhalb von Arabkir gefangen gehalten. Am dritten Tag waren plötzlich die Hügel rund um uns weiß gesprenkelt von den Gestalten der Aghri-Daghi-Kurden in ihren weißen Gewändern. Sie warteten, bis die Nacht anbrach, dann kamen sie zu Hunderten auf uns zu geritten. Wenn sie es sahten, bei den Frauen nach Geld zu suchen, fingen sie an, sich junge Mädchen herauszugreifen.

Gerade versuchte ich, mich zu verstecken, als einige Kurden sich näherten. Sie nahmen mich mit, zusammen mit einem Dutzend anderer Mädchen und junger Ehefrauen, die sie schon vor uns geraubt hatten. Sie brachten uns auf ihren Pferden quer durch das Tal über eine Hügelkette in die Wüste. Dort zogen sie uns alle Kleider aus, die wir noch am Leibe trugen. Mit ihren langen Stöcken züchtigten sie alle Mädchen, die schrien oder Widerstand leisteten. Sie schlugen sie, bis ihre blutüberströmte Haut purpurfarben wurde. Mir war das Herz so schwer – meine arme Mutter ging mir nicht aus dem Sinn –, ich konnte nicht schreien, hatte nicht einmal mehr die Kraft, mich zu wehren, als sie den furchtbaren Tribut von mir forderten, den die Türken und die Kurden ihren weiblichen Gefangenen abverlangten. Als die Kurden ihre Quälereien sahten, schleiften sie uns – wir waren immer noch nackt – zu ihren Pferden. Mit hinter dem Rücken zusammengebundenen Händen wurde jedes Mädchen an den Füßen mit einem Seil, das um den Hals eines Pferdes geschlungen war, festgebunden. So ließen sie uns allein auf der Erde sitzen, weder wir noch die Pferde konnten fliehen.

In Amerika, wo das Leben völlig anders als in meiner Heimat ist, habe ich mich oft gefragt, ob irgendeiner der guten Menschen, denen ich hier begegne, sich die Qualen vorstellen kann, die ich

in dieser Nacht durchmachte, die Füße am Halfter des aufgeregten Tieres.

Es kommt mir so vor, als gäbe es hier so wenig Tragisches, wenig wirkliches Leid. Obwohl ich doch jetzt schon so viele Monate in Freiheit lebe, kann ich es immer noch nicht richtig glauben, dass es irgendwo auf der Welt ein Land gibt, in dem man nicht für seinen Glauben an Gott bestraft wird.

Bei Tagesanbruch kamen die Kurden und machten die Pferde los. Es ist typisch für Kurden, auch für die wildesten Stämme, dass sie ihre Gefangenen ernähren. Sie mögen ihre Opfer ausrauben und misshandeln, besonders Christinnen, aber sie würden ihnen nie die Nahrung stehlen. Sie teilen ihre eigene Mahlzeit mit den Opfern, die nichts mehr haben. Im Gegensatz zu den Türken sind Kurden eher verführbar wie Kinder. Hinter den meisten Übergriffen dieser Raubritter der Wüste steckten Pläne ihrer Auftraggeber, der Türken.

Als wir von ihrem Brot gegessen und das Wasser getrunken hatten, das sie uns gebracht hatten, hoben sie uns auf ihre Pferde und galoppierten mit uns nach Norden. Es gab mehr Mädchen als Kurden, weshalb wir oft umgesetzt wurden, um die Pferde zu entlasten. Wir wussten weder, wohin man uns brachte, noch, was wir zu erwarten hatten. Nach stundenlangem Ritt wurde ich einem Kurden zugeschoben, der – sei es, dass er freundlicher als die anderen war oder redseliger – bereit war, meine dringlichen Fragen zu beantworten. Er sagte mir, in Eghin⁴¹, einer Stadt im Norden, warte ein großer Pascha auf uns, der eigens aus Interesse an armenischen Mädchen aus Konstantinopel angereist sei. Dieser Pascha zahle sogar Geld, sagte der Kurde, wenn man ihm gesunde, attraktive Mädchen brächte.

Eghin liegt am Fluss Kara. Aus den großen Städten des Nordens, Erzindjan, Shabin Kara Hissar und Niksar⁴², waren Tausende Armenier nach Eghin geführt worden, wo bereits Sondertruppen stationiert worden waren, die die Massaker an diesen Christen zu beaufsichtigen hatten. Auf den Bergen und in den Tälern rund um die Stadt türmten sich die Leichen, alle unbedeckt.

41 Ehemals Akn (armenisch), Eğin, heute offiziell Kemaliye, aber auch Ağın.

42 Niksar: Stadt mit antiker Festung der Pontosgriechen; Name blieb erhalten.

Wir kamen auch an langen Gräben vorbei, ausgehoben von Sträflingen, die man eigens für diese Arbeiten aus den Gefängnissen entlassen und mit der Freiheit entlohnt hatte. Sie hatten angefangen, die Leichen der Armenier hineinzulegen, hatten es aber so eilig, dass die Arme und Beine der toten Männer und Frauen noch aus der sandigen Erde ragten, mit der man sie nur spärlich bedeckt hatte.

In Eghin hatte es viele wohlhabende Armenier gegeben. Hier trafen sich die üppig beladenen Karawanen aus Samsun, Trapezunt und Marsovan auf ihrem Weg nach Kharput. Viele Jahre lang waren die türkischen und die armenischen Bürger von Eghin gute Nachbarn gewesen. Als die ersten Befehle zu Deportationen und Massakern bis Eghin durchgedrungen waren, liefen die Armenierinnen zu ihren türkischen Freundinnen, den Frauen reicher Aghas und Beys, und baten sie, sich für sie einzusetzen. Zu dieser Zeit gab es im Krankenhaus von Eghin einen amerikanischen Missionar, der Dolmetscher bei der Amerikanischen Botschaft in Konstantinopel gewesen war. Er erhielt vom *Kaimakam* die Erlaubnis, sich in einem Telegramm an den amerikanischen Botschafter Mr. Morgenthau für die armenischen Bewohner der Stadt einzusetzen.

In der Zwischenzeit gaben die wohlhabenden Armenierinnen den Frauen der türkischen Beamten ihren ganzen Schmuck, das Tafelsilber und andere Wertgegenstände und erhielten auf diese Weise das Versprechen, bis zum Eintreffen der Antwort aus Konstantinopel nicht belästigt zu werden. Der amerikanische Botschafter erwirkte beim Innenminister Talaat Bey und beim Kriegsminister Enver Pascha die Sondererlaubnis für die Armenier von Eghin, dass sie unbehelligt in ihren Wohnungen bleiben könnten.

Die Christen von Eghin waren froh und erleichtert. Wenige Tage darauf erreichte der erste Vertriebenenzug die Stadt. Es waren Leute aus den Dörfern des Westens, die nach Süden getrieben wurden. Sie waren schon drei Tage gewandert und von ihren Bewachern, den Zaptiye, grausam misshandelt worden. Man hatte ihnen die Mädchen geraubt, und die jungen Frauen waren zum Spielzeug der Soldaten geworden. Alle waren ausgehungert und durstig, doch die Türken wollten ihnen nichts geben.

Der Zustand dieser Menschen ging den Armeniern von Eghin sehr zu Herzen, aber sie hatten Angst, ihnen zu helfen. Die Vertriebenen verbrachten die Nacht auf dem Stadtplatz. Die Zaptiye

und die Soldaten bedienten sich hemmungslos der jungen Frauen, die sich noch unter ihnen befanden, und deren Schreie bei den Bürgern von Eghin großes Mitgefühl hervorriefen. Am Morgen konnte es der armenische Priester der Stadt nicht länger ertragen. Er kam mit Brot, Wasser und Gebeten auf den Platz. Auf eine solche Gelegenheit hatte der Kaimakam nur gewartet!

Er schickte Soldaten, die den Priester zu ihm bringen sollten. Auch ließ er zwanzig der angesehensten armenischen Geschäftsleute rufen und ebenfalls in seinen Raum führen. Sobald alle Armenier eingetreten waren, stürzten sich die Soldaten auf den Priester und begannen, ihn zu foltern, ihm die Haare auszureißen und ihm mit Zangen die Finger und Zehen zu verdrehen – eine von den Türken bevorzugte Foltermethode. Immer wieder fragten ihn die Soldaten beim Drehen der Zangen: »Hast du ihnen befohlen, Widerstand zu leisten? Hast du ihnen nicht – in den Broten versteckt – Waffen gebracht?«

Der Priester verneinte es unter Schreien. Die zwanzig Männer aus Eghin waren auf einer Seite des Raumes aufgestellt worden. Absichtlich hatte der listige Kaimakam seine Soldaten in einigem Abstand von den Armeniern platzieren lassen. Als die Folter des Priesters fortgesetzt wurde und seine Schreie in Stöhnen übergingen, konnten die Armenier es nicht mehr ertragen. Sie warfen sich auf die Folterknechte – nicht, um sie niederzuschlagen, sondern um für den Geistlichen um Gnade zu bitten. Da trampelten die Soldaten sie alle nieder und töteten sie.

Der Kaimakam erstattete Bericht nach Konstantinopel, dass es nicht länger geboten sei, dem Befehl der Behörden, die Armenier von Eghin weiter in ihren Häusern wohnen zu lassen, Folge zu leisten. Sie hätten sich gegen ihn aufgelehnt und seine Soldaten tödlich angegriffen. Er sei gezwungen gewesen, zwanzig von ihnen zu töten.

Da sandte Talaat Bey sein berichtigtes Antwortschreiben, das bis heute jedem Armenier auf der Welt, wo immer sie oder er sich befindet, auf der Seele lastet, denn jeder kennt den Ausspruch Talaat Beys. Seine Antwort lautete: »Was immer du mit Christen anstellst, ist reines Vergnügen.«

Nach Erhalt dieser Nachricht von Talaat Bey ließ der Kaimakam einen Aufruf ergehen, in dem er den Armeniern von Eghin gerade einmal zwei Stunden Zeit ließ, sich auf die Deportation

vorzubereiten. Die Frauen bestürmten die zuständigen Beamten und sagten: »Seht doch, wir haben euren Frauen unseren kostbaren Schmuck gegeben und euch selbst viele Lira. Eure Frauen haben uns euren Schutz zugesichert, und wir haben euer Vertrauen nicht missbraucht. Unsere Männer haben die Soldaten nicht tätlich angegriffen.«

Aber die Beamten erwiderten gleichgültig: »Euren Schmuck und euer Geld hätten wir ja ohnehin bekommen.«

Innerhalb von zwei Stunden hatten sich alle Armenier von Eghin versammelt. Die Soldaten mischten sich unter sie und holten viele der jungen Frauen aus dem Kreis heraus. Sie brachten sie in ein christliches Kloster gleich außerhalb der Stadt, in dessen Internatsschule noch einige armenische Schülerinnen wohnten.

Die Armenier von Eghin hatten viele Esels- und Pferdekarren dabei. Der Bürgermeister hatte ihnen empfohlen, sie mit auf die Reise zu nehmen. Die Soldaten banden die Frauen zu fünf mit Seilen fest zusammen und warfen je ein Bündel auf einen Wagen. Dann trieben sie die Esel und die Pferde weg und zwangen die Männer, diese Karren mit den Frauen darin zu ziehen. Die Soldaten erlaubten den Ehemännern, Brüdern oder Söhnen nicht, mit den Frauen zu sprechen, egal wie laut sie riefen und schrien, als die Wagen gezogen wurden.

Eine Stunde nachdem sie die Stadt verlassen hatten, ermordeten die Soldaten alle Männer. Dann banden sie die Frauen los und quälten und schändeten sie. Stunden später wurden die Frauen, die das überlebt hatten, ebenfalls umgebracht.

Der Kaimakam schickte seine Offiziere zu dem Kloster, in dem die jungen Frauen gefangen gehalten wurden. Sie brachten auch türkische Ärzte mit, die die Frauen untersuchten und die gesündesten und kräftigsten auswählten. Die Türken forderten alle, die noch Jungfrauen waren, auf, sich gesondert aufzustellen. Die Bräute und die jungen Ehefrauen erfuhren jetzt, dass sie nach Konstantinopel gebracht und dort verkauft würden, entweder als Konkubinen oder als Sklavinnen bei türkischen Großbauern. Den Jungfrauen eröffnete man, sie könnten ihr Leben retten, wenn sie ihre Religion zugunsten des Islams aufgäben. Einige unter ihnen waren so entmutigt, dass sie zustimmten. Ein Imam sprach die Rek'ah mit ihnen, und sie wurden in diese Welt ohne Hoffnung entlassen, um Ehefrauen zu werden oder weit Schlimmeres.

Ein Mädchen, die Tochter eines armenischen Politikers, der Abgeordneter des Bezirksparlaments gewesen war, war auffallend schön, und einer der Offiziere verlangte sie für sich.

Er sagte zu ihr: »Dein Vater, deine Mutter, dein Bruder und deine zwei Schwestern wurden getötet. Deine Tanten und Onkel und dein Großvater wurden getötet. Ich möchte dir all die Leiden, die sie durchgemacht haben, ersparen, auch das ungewisse Schicksal, das all diese Mädchen, die jetzt Mohammedanerinnen wurden, treffen kann, oder das wohlbekannte Schicksal, das alle trifft, die widerspenstig sind.«

Die Antwort des Mädchens hatte sich den anwesenden Türken, die sie hörten, so ins Gedächtnis gegraben, dass sie sie ihren Landsleuten weitersagten, bis sie im gesamten Bezirk bekannt war. Es schaute dem türkischen Offizier ganz ruhig in die Augen und sagte: »Mein Vater ist nicht tot. Meine Mutter ist nicht tot. Mein Bruder, meine Schwestern, mein Onkel, meine Tante und mein Großvater sind nicht tot. Es mag ja stimmen, dass ihr sie ermordet habt, aber im Himmel leben sie. Dort werde ich mit ihnen zusammen leben. Ich wäre ihrer nicht wert, wenn ich ihrem und meinem Gott untreu würde. Auch könnte ich nicht mit ihnen zusammen im Himmel leben, wenn ich einen Mann, den ich nicht liebe, heiraten würde.«

Soldaten führten es weg. Niemand weiß, was aus ihm wurde. Die anderen Mädchen, die sich nicht bekehren wollten, übergab man den Soldaten, die sie an Aghas und Beys verkaufen sollten. So blieb kaum ein Christ aus Eghin am Leben außer der kleinen Anzahl von Mädchen in den Harems der Reichen, deren Schicksal schlimmer als der Tod war.

Die Kurden brachten mich und die anderen Geraubten ins Stadtzentrum von Eghin. Wir waren nackt und flehten sie an, die stark belebten Straßen mit all den türkischen Männern und Frauen zu meiden. Aber sie überhörten es. Wir wurden in den Hof eines großen Gebäudes gebracht, das wohl ein Regierungsgebäude sein musste. Dort fanden wir Hunderte junger Armenierinnen in erbarmungswürdigem Zustand vor, die man aus Vertriebenengruppen der Bezirke von Erzindjan und Sivas gestohlen hatte. Einige waren schon mehrere Tage hier. Viele waren nackt wie wir. Einige hatten den Verstand verloren und redeten wirres Zeug. Alle wurden

wegen einer Audienz bei dem großen Pascha hier festgehalten, der aber erst am Abend zuvor in Eghin eingetroffen war.

Es handelte sich um den berühmten Kiamil Pascha aus Konstantinopel, das erfuhren wir gleich nach unserer Ankunft. Er war schon sehr alt, sicher über achtzig, aber er hielt sich aufrecht und gerade. Einst, vor vielen Jahren, war er der Gouverneur von Aleppo gewesen und weltweit für seine Grausamkeit gegen Christen bekannt. Er soll für die Massaker von 1895 verantwortlich gewesen sein. Auf Drängen Englands verlor er seine Stellung, erfuhr aber im hohen Alter noch die Ehre, auf einen wichtigen Posten in Konstantinopel berufen zu werden.

Mit ihm kam auch Boukar-ed-Din Shakir Bey – wie ich später erfuhr, ein Abgesandter von Talaat Bey und Enver Pascha. Ein ganzes Bataillon war mit Kiamil Pascha aus Konstantinopel gekommen und hatte nah am Stadtrand das Lager aufgeschlagen. Dieses Bataillon wurde bald unter dem Namen *Kasab Tabur*, Metzgerbataillon, bekannt, denn es beteiligte sich unter Kiamil Paschas Kommando an einem Massenmord von 50 000 Angehörigen meines Volkes.

Kiamil Pascha und Boukar-ed-Din Shakir Bey kamen in das Gebäude, in dem wir gefangen gehalten wurden. In einem großen Saal setzten sie sich an einen Tisch. Wir wurden jeweils in Zwanzigergruppen in den Raum geführt. Auch diejenigen, die nackt waren, wurden gezwungen, sich gegenüber dem Tisch in einer Reihe aufzustellen. Der Pascha und der Bey starrten uns unverschämt an. Ihr Vorgehen während der Audienz war in allen Gruppen das gleiche:

»Seine Majestät, der Sultan, wünscht in seiner Herzensgüte, euch, den Repräsentantinnen des Mädchenalters des verräterischen Armeniens, Barmherzigkeit zu erweisen«, sagte Boukar-ed-Din Shakir, während Kiamil Pascha uns schweigend ansah. »Ihr seid unter vielen auserwählt, den Segen der Gnade seiner Majestät zu empfangen. Ihr werdet in die großen Städte des Islams gebracht, wo ihr unter dem Schutz des Reiches in eigens für euch eingerichteten Schulen wesentliche Dinge, die gut für euch sind, lernen und die Lehren von Ungläubigen vergessen könnt. Man wird euch gut behandeln, und bei Gelegenheit werdet ihr in moslemische Familien einheiraten, wo ausschließlich euer Verhalten zählt und euch ein sorgenfreies Leben ermöglicht wird.«

Dies waren seine Worte, wie sie sich mir eingeprägt haben. Kein Mädchen sagte etwas. Weit davon entfernt, den Versprechungen der Türken Glauben zu schenken, wussten wir, worauf sie hinausliefen: Apostasie.

»Alle unter euch, die zustimmen, Mohammedanerinnen zu werden, erklären sich jetzt dazu bereit«, fuhr der Bey fort.

Dann schwiegen der Pascha und der Bey. Sie starrten uns nur mit kaltem Blick und einem Funkeln in den Augen an. Die Anspannung war unerträglich. Fast die Hälfte der Mädchen fiel auf die Knie oder in die Arme der stärkeren und sie riefen, sie seien einverstanden. Auf einen Wink von Boukar-ed-Din Shakir führten oder trugen die Soldaten sie in einen anderen Raum. Wir haben nie wieder etwas von ihnen gehört. Kiamil schaute immer noch mit eisigem Blick auf die, die sich weigerten, und schwieg. Auch der Bey sagte kein Wort. Dann erhob er abermals seine Hand.

Da begannen die Soldaten, uns mit langen Peitschen zu schlagen. Wir sanken unter ihren Hieben zu Boden. Sie hörten nicht auf, uns in einem langsamen, genau bemessenen Rhythmus auszupeitschen – heute noch spüre ich sie, diese unerbittlichen, einschneidenden Hiebe. Ein Mädchen schrie um Hilfe und rief den Namen Allahs. Sie brachten es in einen anderen Raum. Ein anderes konnte kein Wort hervorbringen, streckte aber dem Pascha und dem Bey die Hände entgegen, was jedoch nur weitere Peitschenhiebe auf ihre Arme und Handgelenke auslöste, bis sie endlich erkannten, dass sie eingewilligt hatte, ihren Glauben zu verleugnen. Auch sie wurde hinausgebracht. Andere fielen in Ohnmacht, kamen jedoch unter den unaufhörlichen Peitschenschlägen erneut zu Bewusstsein. Ich wurde zweimal ohnmächtig. Beim zweiten Mal kam ich erst wieder zu mir, als es vorbei war. Mit den anderen, die auch ihrer Religion treu geblieben waren, hatte man mich auf dem Hof abgelegt.

Am Tag unserer Ankunft in diesem Hof waren wir mehr als 400 junge Mädchen, jetzt waren wir nur noch höchstens 25, alle anderen hatte man gewaltsam in die Apostasie getrieben. Niemand weiß genau, was aus ihnen geworden ist. Man sagt aber, Kiamil und Boukar-ed-Din Shakir hätten mehr als tausend armenische Mädchen zu Kiamils Anwesen am Bosporus gebracht, wo man für sie sorgte, bis ihre Schönheit erblühte und man sie – seelisch gebrochen – unter den reichen Beys und Paschas aufteilte, die politische

Anhänger von Kiamil, Boukar-ed-Din Shakir und Djevdet Bey in Van waren.

Man hielt uns vier Tage im Hof fest, mit nur einem Bissen Brot am Tag. Drei der jungen Frauen starben an ihren Verletzungen. Oft kamen Türkinnen und Türken, gafften in den Hof und verspotteten uns. Manchmal erlaubte man türkischen Jungen, uns mit Steinen zu bewerfen.

Am vierten Tag wurden wir von Zaptiye abgeholt. Wir sollten uns einem Vertriebenenzug von mindestens tausend Frauen und Kindern aus Bayburt anschließen, der in der Nacht angekommen war. Alle Frauen waren mittleren Alters oder schon sehr alt, und die Kinder noch sehr klein. Sämtliche Mädchen und junge Frauen, die bei der Ankunft in Eghin noch dabei waren, hatte man in der Stadt festgenommen und Kiamil Pascha und Boukar-ed-Din Shakir Bey zur Verfügung gestellt. Die älteren Jungen waren von Tscherkessen geraubt worden. Es gab fast keine Säuglinge mehr. Sie waren nach dem Raub ihrer Mütter gestorben oder von Soldaten getötet worden.

Wir waren nach unserem Aufbruch aus Eghin schon sieben Stunden mit dieser Gruppe unterwegs, als wir anhalten mussten. Wir sollten auf größere Vertriebenenzüge aus Sivas und Erzindjan warten, die – unterwegs nach Diyarbakir – an dieser Stelle zu uns stoßen sollten. Diese beiden riesigen Gruppen mussten in der Nähe die Divrighischlucht⁴³ passieren. Aber die Gruppe aus Erzindjan kam nie bei uns an. An der Schlucht hatten ihnen die *Kasab Tabur*, das Metzgerbataillon, aufgelauert, und alle waren ermordet worden – 4000 Menschen. Kaum war dieses Massaker vorbei, kamen die aus Sivas Vertriebenen aus der anderen Richtung zur Divrighischlucht.

Die Soldaten des Kasab-Taburu-Bataillons waren von dem soeben ausgeführten Massenmord an den 4000 Menschen aus Erzindjan erschöpft.

Also bereiteten sie sich jetzt ein besonderes Vergnügen aus dem Empfang der über 11 000 Männer, Frauen und Kinder aus Sivas.

Ein Teil des Bataillons hatte schon um die Flussbiegung an der Schlucht herum Stellung bezogen, als die Anführer der Armenier in Sicht kamen. Sofort gerieten die Armenier in Panik, und sie

43 Divriği Boğaz (*bogaz*, türkisch: Schlucht).

machten trotz ihrer Aufseher fluchtartig kehrt. Aber nun mussten sie feststellen, dass ein anderer Teil des Bataillons, der sich vorher getarnt hatte, von dort zum Einsatz kam und ihnen den Fluchtweg verspernte.

Als das Bataillon sie umzingelte, kletterten Tausende Frauen, mit Säuglingen oder Kindern auf dem Arm, auf beiden Seiten der engen Schlucht die Felswände hinauf, unterstützt von ihren Männern, die auf dem Weg blieben und mit bloßen Händen oder Stöcken gegen die Soldaten kämpften.

Aber die Zaptiye, die den Zug begleiteten, verteilten sich am Fuße der Kliffs und hinderten die Frauen an der Flucht. Dann töteten die Kasab Tabur so viele Männer, dass nicht mehr genug da waren, um Widerstand zu leisten. Scharen von Männern stellten sich tot, inmitten der Leichen ihrer Freunde. So retteten sie ihr Leben.

Ein Teil der Soldaten kletterte die Felsen hoch, dorthin, wo die Frauen sich zusammengedrängt hatten. Sie rissen den Müttern ihre Säuglinge und Kleinen aus den Armen und warfen sie die Kliffs hinunter ihren Kameraden zu, die so viele sie konnten mit den Spitzen ihrer Bajonette auffingen.

Als alle Säuglinge und kleinen Kinder auf diese Weise getötet worden waren, machten sich die Soldaten eine Zeit lang einen Spaß daraus, Frauen von den Felsen springen zu lassen. Sie schubsten sie mit Bajonetten, trieben sie mit erhobenen Gewehrläufen an, bis die Frauen in ihrer Verzweiflung in die Tiefe sprangen, um sich zu retten. Wenn sie die Felsen hinuntergerollt kamen, erschlugen die Soldaten sie mit schweren Steinen oder sie hielten ihre Bajonette so, dass sie aufgespießt wurden. Manche Frauen konnten sich nach dem Sprung wieder aufrappeln. Die Soldaten zwangen sie dann, noch einmal die Felsen hochzuklettern, nur um sie erneut hinunterzustoßen.

Bis zum Abend trieben die Kasab Tabur so ihr mörderisches Spiel. Sie hatten den Befehl, die Nacht in Tshar-Rahya⁴⁴ zu verbringen, drei Stunden von der Schlucht entfernt. Daher versammelten sie sich bei Anbruch der Dunkelheit, als sie auch dieses Zeitvertreibs überdrüssig geworden waren, und marschierten

44 Der Ort könnte heute (in etwa) Çarahiya geschrieben werden, ist aber auch auf alten Karten nicht auffindbar; möglicherweise im englischen Originaltext (Tshar-Rahya) fehlerhaft notiert.

singend los, einige noch mit Säuglingen auf den Bajonetten, andere mit einem lebenden größeren Kind unter dem Arm, froh und stolz – welch ein Souvenir!

Andere nahmen sich aus der kläglichen Schar der Überlebenden ein Mädchen und zwangen es, bis zu den Baracken von Tshar-Rahya mitzumarschieren, wo unsägliche, zutiefst beschämende Misshandlungen auf es warteten.

Nur 300 der 11 000 aus Sivas Vertriebenen überlebten und waren noch fähig, unter den Peitschenhieben einer Handvoll Zap-tiye weiterzugehen. Mehr Aufseher waren nicht mehr erforderlich.

Es waren diese Menschen, die auf dem Rastplatz zu uns stießen.

7. Kapitel

Malatya – die Stadt des Todes

Sieben Tage nach dem Massenmord in der Divrighischlucht sahen wir, die Übriggebliebenen, die die Grausamkeiten unserer Aufseher überlebt hatten, auf einmal die Minarette von Malatya vor uns, jener Stadt, die der Haupttreffpunkt für Hunderttausende deportierte Armenier auf ihrem Marsch in die Syrische Wüste war – nach damaligem Kenntnisstand das Ziel all derer, die man noch am Leben lassen würde. Als die Minarette vor uns auftauchten, wurde die starke Hoffnung in mir wach, dass auch Mutter dort angekommen wäre und Rast machen würde, und dass ich sie wiederfände.

Wir näherten uns der Stadt auf derselben Straße, auf der schon unzählige Vertriebene vor uns gegangen waren. Da erblickten wir, nicht weit vom Straßenrand, sechzehn Kreuze aus rohem Holz mit gekreuzigten Mädchen. Damit wollte man die Kreuzigung Christi verhöhnen und Christinnen einschüchtern, die es noch bis Malatya geschafft hatten. Ich weiß nicht, wie lange die Toten schon da hingen. Die Geier versammelten sich bereits dort. Jedes der Mädchen war lebend ans Kreuz genagelt worden, große Nägel ragten aus ihren Händen und Füßen. Nur ihre Haare, die im Wind wehten, bedeckten ihre Körper.

»Schaut euch das an«, sagten unsere Aufseher mit Genugtuung, »da seht ihr, was euch in Malatya blüht, wenn ihr widerspenstig seid!«⁴⁵

45 Diese spektakuläre Kreuzigung kam im mündlichen Bericht der Arshaluys Mardigian nicht vor, davon zeugen spätere Aussagen. Es handelt sich um einen eigenmächtigen Texteinschub Gates', der dem Film zunächst wohl zu einem noch größeren Erfolg verhalf. Es ist nicht ganz auszuschließen, dass die Autorin erst während der Dreharbeiten bemerkte, dass da etwas ganz anderes gespielt wurde, und dass sie zu diesem Zeitpunkt nicht wusste, dass diese Szene auch im Buch stand, das mitten in den Dreharbeiten herauskam. Auch

In der Umgebung von Malatya und in der Stadt selbst warteten mehr als 20 000 Vertriebene auf den Weitemarsch. Weiter draußen kampierten kleinere kurdische Banden, deren Anführer Krallen genannt wurden, und lauerten darauf, die Armenier zu überfallen und zu berauben.

Von den Hügeln in der Ferne kamen Araber herbeigeritten, Banditen, die nachts die Christen überfielen und die Kräftigsten unter den Frauen und Mädchen für Erntearbeiten auf den Feldern raubten. Türkische Beys und Aghas, hier und da auch ehrenwerte Paschas, hoch zu Ross, beäugten beutegierig jede einzelne Gruppe der Exilierten, die sich der Stadt näherte. Mit lüsternen Blicken versuchten sie, die Schleier zu durchdringen, die sich die jüngeren Mädchen um die Gesichter gewickelt hatten, um ihre Jugend und Schönheit zu verbergen.

Aus Sivas⁴⁶, Tokat⁴⁷, Eghin, Erzindjan, Kerasun⁴⁸, Samsun⁴⁹ und unzähligen kleineren Städten des Nordens, wo die Armenier seit Jahrhunderten fest angesiedelt waren, waren alle zum Aufbruch in Richtung Malatya gezwungen worden. Auf dieser Strecke

beherrschte sie damals das Englische noch kaum, und es ist unwahrscheinlich, dass sie das Buch gleich nach dem Erscheinen lesen konnte.

Am 17. Dezember 1988 schildert die 87-Jährige während eines Interviews mit dem Reporter Anthony Slide das Vorgehen der Türken so: »... Die Türken stellten die Kreuze ganz anders her. Aus angespitzten Holzstangen machten sie kleine Kreuze. Sie zogen die jungen Mädchen aus und befahlen ihnen, sich hinabzubeugen. Sie vergewaltigten sie. Dann zwangen sie sie, sich auf die spitzen Pfähle zu setzen. [...] Die Amerikaner machen alles auf zivilisiertere Weise. Sie dürfen derartige Qualen nicht darstellen.« Sie deckt hier offensichtlich eine Beschönigung auf, bei der sie als Unmündige mitwirkte. Es widerstrebt ihr sehr, dass man der amerikanischen Öffentlichkeit aus Gründen vermeintlicher Sittsamkeit das wahre Geschehen vorenthielt. In ihrem Buch wäre es ein Leichtes gewesen, dies zu verhindern oder die besagte Stelle ganz wegzulassen. Es darf ja nicht mit dem Filmskript verwechselt werden. S. Anthony Slide: *Ravished Armenia*. University Press of Mississippi 2014, Introduction, S. 10.

46 Sivas: Stadt in Zentralanatolien in der gleichnamigen Provinz; früher auch Sebastia (armenisch) und Sebasteya (griechisch).

47 Tokat, heute eine Großstadt zwischen Sivas und Niksar.

48 Kerasun, das heutige Giresun in der gleichnamigen Provinz am Schwarzen Meer; in der Antike: Kerasus oder Kerasunta.

49 Samsun, Stadt und Provinz: verfügt über das größte Hafenbecken der türkischen Schwarzmeerküste. Hier boten sich Fluchtmöglichkeiten, aber die Täter nutzten ebenfalls das Meer, um Armenier zu ertränken.

färbten sich die Flüsse tiefrot von Blut, und die Täler wurden zu offenen Gräbern, wo Tausende Leichen unbestattet liegen blieben. Bergpässe waren mit Toten blockiert, und jeder reiche Türke, der zwischen dem Schwarzen Meer und dem Fluss Tigris einen Harem hielt, hatte auf seinem Weg nach Malatya mindestens eine oder gar eine ganze Schar neuer Konkubinen für sich erbeutet.

Oft frage ich mich, ob die Amerikaner wissen, wer und wie wir Armenier eigentlich sind. Was sind unsere Wesenszüge? Manchmal fürchte ich, dass sie uns für Nomaden halten oder für kulturell unterentwickelt. Wir sind aber ganz anders. Mein Volk war eines der ersten, das sich zum Christentum bekannte. Es ist von edler Abstammung, und seine Literatur und Buchdruckkunst gehören zu den ältesten der Welt. Wenige Armenier sind Bauern. Fast alle sind Händler, Handwerker, große und kleine Geschäftsleute, Bankiers oder Lehrer. Allein in meiner Heimatstadt gab es zahlreiche Geschäftsleute und Lehrer, die amerikanische Colleges besucht hatten. Hunderte hatten europäische Universitäten besucht. Ich selbst ging auf das amerikanische College, erhielt aber auch Privatunterricht. Viele Armenier sind sehr wohlhabend. Im Geschäftsleben sind nur wenige Türken so erfolgreich wie die Armenier.

Ich glaube, weit mehr als die Hälfte der 20 000 Christen, die man am Stadtrand von Malatya in Lagern zusammengepfercht hatte, auch auf dem Stadtplatz oder in eigens dafür von den Türken vorgesehenen Gebäuden, kamen aus reichen Familien, darunter Mädchen, die europäische Gymnasien oder hervorragende christliche Oberschulen im eigenen Land besucht hatten, vielleicht in Marsovan, Sivas oder Kharput, darunter Schulen, die von Schweizern, Amerikanern, Engländern oder Franzosen geleitet wurden. Diese Mädchen waren auch in Musik, Kunst und Literatur gründlich ausgebildet.

Eines von ihnen hat mir später die Vorfälle geschildert. In der kleinen Nachbarstadt Kirk Göz⁵⁰ hatte es eine deutsche Schule gegeben, in der deutsche Lehrer Armenierinnen aus dem ganzen Bezirk unterrichteten. Dort war es so geregelt, dass das Schulgeld, das die wohlhabenderen Eltern zahlten, die Kosten der Ausgaben für die ärmeren Mädchen deckte. Als der Angriff auf die Armenier

50 Kirk Göz, auf alten Landkarten verzeichnet, nördlich von Malatya.

begann, glaubten sich die sechzig Schülerinnen gut behütet, da die Schule unter deutschem Schutz stand, und ihre Familien freuten sich, dass sie dort sicher waren. Aziz Bey, der Kaimakam, schickte jedoch Soldaten mit dem Befehl, alle Mädchen nach Malatya zu bringen, um sie zu deportieren oder ihnen Schlimmeres anzutun.

Frau Roth, die Direktorin, weigerte sich, die Tore zu öffnen. Sie versicherte, Eymen Efendi, der Vertreter des Konsuls in diesem Bezirk, werde einen Zugriff auf die Schülerinnen hart bestrafen. Frau Roth, eine schon recht betagte Deutsche, fuhr selbst nach Malatya und suchte Eymen Efendi auf. Die Türkei sei ein Verbündeter Deutschlands, erklärte er, die Türkei habe die Armenier für aufsässig erklärt, und deshalb müsse Deutschland jetzt den Sultan unterstützen. Die Schülerinnen müssten ausgeliefert werden.

Die Soldaten brachten sie weg. Die Lehrer besorgten in der Stadt Esel für sie, denn jedes Kind durfte einen Esel mitnehmen. Dann brachen sie nach Westen auf, in Richtung Mezre. Dort würde man in einem Derwischkloster gut für sie sorgen, beteuerten die Verantwortlichen.

Frau Roth sprach persönlich bei Aziz Bey vor und flehte um Gnade für die Mädchen. Sie schäme sich, Deutsche zu sein, sagte sie, weil Eymen Efendi mit dem Einverständnis der Deutschen eine solche Gräueltat begehe. Sie bot dem Bey all ihren persönlichen Besitz an, alles Geld, das sie in Kirk Göz hatte, falls er die Schülerinnen zurückbrächte und ihr erlauben würde, sie bei sich zu behalten. Frau Roth war wohlhabend. Sie besaß mehr als tausend Lira und Schmuck, der noch wesentlich wertvoller war. Aziz Bey nahm das Angebot an und schickte sie in Begleitung von Soldaten hinter den Mädchen her. Zwei Tage später näherten sie sich dem Übergang über den Fluss Tokhma Su, in dem kleinen Dorf Kömar-Khan⁵¹. Fußspuren in der Ebene verrieten ihnen, dass die Gesuchten kurz zuvor hier entlanggekommen waren. Plötzlich kam ihnen ein nacktes Mädchen entgegengelauften; es rannte wie verrückt und schrie vor Entsetzen. Als es sich Frau Roth näherte, erkannte es sie und rief: »Lehrerin, Lehrerin, retten Sie mich! Retten Sie mich!«

51 Kömar-Khan ist auf alten Landkarten an der Landstraße von Kharput nach Malatya, etwa auf halber Strecke, verzeichnet; das heutige Kômüşhan.

Das Mädchen warf sich der Direktorin vor die Füße und umklammerte sie. Es war Martha, sie stammte aus einer wohlhabenden Familie aus Zeitun. Immer wieder rief sie: »Retten Sie mich! Retten Sie mich!« Frau Roth gab ihr einen Schluck Brandy aus der Flasche, die sie dabei hatte, und versuchte, sie zu beruhigen. Zwei Zaptiye aus der Gruppe der Aufseher, die der Bey den Mädchen mitgeschickt hatte, eilten herbei. Bei ihrem Anblick geriet Martha wieder völlig außer sich und fiel in Ohnmacht. Die Zaptiye wollten ihren geschundenen Körper ergreifen, aber Frau Roth hinderte sie daran. Ihre Begleiter überredeten die Zaptiye zu gehen. Als Frau Roth wieder neben dem Mädchen niederkniete, war es tot. Es hatte um sein Leben gekämpft. Davon zeugten Kratzwunden und Blutergüsse am ganzen Körper und ausgerissene Haare.

Frau Roth hastete weiter. Als sie sich dem Flussufer näherte, waren immer mehr Schreie zu hören. Da traf sie auf zwei Zaptiye, die im Sand saßen und mit einem angespitzten Stock auf die Schultern eines Mädchens einstachen, das sie bis über die Ellenbogen in die Erde eingegraben hatten. Bei den Zaptiye in den Euphrat-Provinzen ist dies ein besonders beliebter Zeitvertreib. Sie hatten dem Mädchen vorher befohlen, sich ihnen willig anheim zu geben, wogegen es sich gewehrt hatte. Um es zu bestrafen und seinen Widerstand zu brechen, hatten sie es eingegraben und quälten es auf diese Weise, wobei es ihnen Vergnügen bereitete, wenn es vor Schmerz und Schreck schrie. Wenn es darum bettelte, gruben sie es wieder aus, nur um es erneut einzugraben. Vor diesen Gräueltaten war Martha davongerannt.

Die Soldaten aus Frau Roths Eskorte befreiten das Mädchen auf ihren Befehl hin. Sie ließ drei von ihnen bei ihm zurück und überquerte mit den übrigen den Fluss auf einem Floß. Vom anderen Ufer her kamen Schreie. Auf einmal brachen die Ruderer in schallendes Gelächter aus, als sie zwei schwimmenden Objekten auswichen. Frau Roth erkannte die Körper von zweien ihrer Mädchen, die nun tot den Fluss hinuntertrieben. Sie kamen von weiter flussaufwärts, woher auch die Schreie kamen.

»Seht hin, dahin!«, rief ein Zaptiye lachend. »Schon wieder zwei Christinnen, die ihr Christus im Stich gelassen hat!«

Am anderen Ufer fand Frau Roth diejenigen, die von ihren sechzig oder mehr Schülerinnen noch am Leben waren: Es waren nur

noch siebzehn. Die Zaptiye waren müde geworden, nur deshalb hatten sie überlebt. Es waren die weniger attraktiven Mädchen.

Frau Roth nahm sie alle mit zurück nach Malatya. Der Kaimakam bestand darauf, dass sie alle bei sich zu Hause aufnahm. Dort lebten sie in ständiger Furcht, wieder abgeholt zu werden, als ich aus der Stadt weggebracht wurde. Zeugen berichteten, dass Frau Roth sich nach ihrer Rückkehr mit den überlebenden Mädchen weigerte, Eymen Efendi zu empfangen. Man sagte, sie hätte ihm die Nachricht zukommen lassen, dass sie keine Deutsche mehr sei. Sie bitte nicht um Schutz, sondern bezahle ihn mit Gold-Lira, solange sie sie von ihren Angehörigen bekommen könne.

Auf jedem freien Gelände und in jedem leeren Gebäude der Stadt waren Armenier untergebracht, hungrig, die Füße wund, sterbend, mit wenig Nahrung oder Wasser. Nicht einmal zehn Laibe Brot hatten wir in unserer Gruppe, als wir die Stadt erreichten. Wir wurden bespuckt, wenn wir an den Brunnen der Türken um Wasser baten. Waren Soldaten in der Nähe, forderten die Türken sie auf, uns zu vertreiben. Täglich raubte man Tausende Vertriebene, und Tausende kamen von Norden her neu dazu.

In dieser Stadt wurde gar nicht erst der Versuch unternommen, sich um die Neuankömmlinge zu kümmern. Einige Männer aus unserem Zug lenkten schließlich ihre Schritte zu einem großen Gebäude, das eine Kaserne gewesen war, jetzt aber Tausende Christen beherbergte. Nur selten trauten wir uns auf die Straße, denn dort wimmelte es von türkischen Jugendlichen, Kurden und Arabern, die uns mit Steinen oder Stöcken bewarfen, oder Mädchen in meinem Alter in türkische Läden oder Keller schleiften und sie dort gröblichst misshandelten.

Als wir zwei Tage in Malatya verbracht hatten, konnte ich es nicht länger aushalten: Ich musste meine Mutter suchen. Ich hoffte, sie und die Armenier von Tschemschkadsag wären unter den anderen Vertriebenen. In der Nacht ging ich durch die Straßen von einem Ort zum anderen, wo immer man Exilierte zusammengetrieben hatte. Aber nirgends sah ich bekannte Gesichter, Leute aus meiner Heimatstadt.

In der Morgendämmerung konnte ich den Weg zurück zu dem Gebäudekomplex, von dem ich aufgebrochen war, nicht mehr finden. Mitten in den weiten Ebenen brach der Tag an, und

plötzlich war es hell, ich aber befand mich in einem Stadtteil ohne Vertriebene.

Malatyas Straßen sind sehr eng und haben oft keinen Bürgersteig. Meine nackten Füße waren müde vom nächtlichen Herumwandern auf Kopfsteinpflaster und steinigten Wegen. Ich war völlig erschöpft und fühlte mich nicht wie jemand, der kaum älter als vierzehn Jahre ist.

Bald würde ich in eines der türkischen Häuser geschleppt werden und wäre verloren, vielleicht für immer, wenn Soldaten oder Gendarmen mich im Freien erwischen würden. Ich versteckte mich auf einem Privatweg.

Plötzlich bemerkte ich, dass ich an die Wand eines Hauses gelehnt stand, über dem die amerikanische Flagge wehte. Ein Gefühl der Erleichterung überkam mich. Viele Jahre hindurch sahen wir in dieser Flagge die Verheißung von Frieden und Glück. Wir hatten so viel von diesem wunderbaren Land gehört, das sie repräsentiert. Armenien hat die Vereinigten Staaten von Amerika stets als Freund betrachtet, der immer bereit ist, ihm zu helfen.

Als die Straße frei war, verließ ich mein Versteck und ging zur Eingangstür des Hauses. Ich klopfte. Aber da betraten Türken die Straße und sahen mich. Es waren Bürger, keine Soldaten. Aber sie brüllten und kamen auf mich zu gerannt, erkannten wohl an meiner spärlichen Bekleidung – es war mir gelungen, wenigstens etwas zu beschaffen –, dass ich Armenierin war.

Ich schrie und drückte gegen die Tür. Sie ging auf, und ich landete in den Armen einer Frau, die mich schnell hereinließ. Ich fürchtete mich, alles zu erklären. Die Türken waren schon an der Tür. Ich hatte Angst, herausgezerrt zu werden. Einer zwängte sich durch die Tür. Ein anderer folgte. Sie streckten die Arme nach mir aus.

Die Frau – es war keine Türkin – stellte sich schützend vor mich. »Was wollen Sie? Warum sind Sie hier?«, fragte sie auf Türkisch.

»Das Mädchen, wir wollen es haben!«, forderten sie. »Es ist davongelaufen.«

Zu meiner Verwunderung weigerte sich die Frau, das zuzulassen. Dazu hätten sie keinerlei Berechtigung, sagte sie den Türken. Als die Männer Anstalten machten, mich mit Gewalt zu packen, stellte sie sich vor mich und sagte, sie hätten zur Kenntnis zu nehmen, dass ich ihr Gast sei. Einer der Männer sagte: »Sie ist Armenierin. Sie ist von den anderen aus ihrem Volk weggelaufen. Sie

hat kein Recht, in der Stadt frei herumzulaufen. Der Kaimakam hat den Bürgern befohlen, alle Christen in Gewahrsam zu nehmen, die sich außerhalb der für sie vorgesehenen Orte befinden. Dort sollen sie auf ihren Abmarsch aus der Stadt warten.«

»Die Befehle eines Kaimakams betreffen mich aber nicht. Ich werde das Mädchen in meine Obhut nehmen. Sie werden sich hüten, einer Amerikanerin Schaden zuzufügen!«, antwortete meine neue Freundin. Die Türken fingen an zu murren, drohten Rache an und gingen hinaus.

Die junge Frau stellte sich mir als Ms. Mc Laine, amerikanische Missionarin, vor. Das Haus wurde vom amerikanischen Konsul von Malatya⁵² bewohnt, aber er hatte gerade seine kranke Frau nach Kharput gebracht. Ms. Mc Laine ließ die Flagge während seiner Abwesenheit weiter wehen. Sie hatte bereits versucht, die verantwortlichen Beamten zu mehr Milde gegenüber den Vertriebenen zu bewegen, konnte aber nur sehr wenig ausrichten. Sie hatte bei Dr. Clarence Usher, dem berühmten amerikanischen Missionsarzt, und bei Mrs. Usher studiert, die sich beide im ganzen Land wegen ihrer hingebungsvollen Unterstützung der Armenier während der Massaker von Van einen Namen gemacht haben. Mrs. Usher hat dabei ihr Leben verloren.

Spät an diesem Tag kam ein Trupp Soldaten vom Kaimakam zum Wohnhaus des Konsuls und verlangte, mich ihm zu überstellen. Wieder weigerte sich Ms. Mc Laine und forderte stattdessen, man möge sie selbst zum Kaimakam bringen, wo sie für meinen Schutz eintreten wolle. Die Soldaten willigten ein, und ich blieb allein im Haus. Als Ms. McLaine zurückkam, weinte sie. Die Soldaten waren mitgekommen. Der Kaimakam hatte gesagt, ich müsse mich den Vertriebenen anschließen, könne aber zu einem Haus gebracht werden, wo eine große Schar zum Islam übergetretener Frauen mit ihren Kindern untergebracht seien. Diese Gruppe stehe hier so lange unter Schutz, sagte der Major, bis die Regierung einen anderen Aufenthaltsort für sie ausfindig gemacht hätte. Nun konnte Ms. Mc Laine nichts mehr für mich tun. Sie küsste mich, und die Soldaten führten mich ab, zu dem Haus mit den zwangsbekehrten Frauen und ihren Kindern.

52 Hier muss es sich um eine andere Einrichtung gehandelt haben. Es gab in Malatya kein amerikanisches Konsulat.

Diese Armenierinnen kamen fast alle aus Kleinstädten zwischen Malatya und Sivas. Keine von ihnen hatte das Christentum wirklich aufgegeben, aber sie glaubten, das Richtige zu tun, denn sie hatten alle kleine Kinder, die sie retten wollten. Sie wussten nicht, was man mit ihnen vorhatte, aber die Beys hatten versichert, die Regierung werde sich um sie kümmern. Diese Vertriebenenschar wurde mit Nahrung versorgt. Die Türken gaben ihnen Brot, Wasser und Vollkornkekse. Man ließ uns nicht aus dem Haus, aber die Türken belästigten uns nicht. Bald schon sollte sich herausstellen, weshalb der Kaimakam von »Schutz« sprach, als er mir erlaubte, mich dieser Gruppe anzuschließen.

In einigen Vertriebenenzügen, die in Malatya Halt machten, waren noch Männer am Leben. Eines Tages versammelten die Soldaten alle in einer Riesengruppe. Der Major wolle die Männer registrieren, gaben sie sehr ernsthaft vor, damit ihnen am Ziel ihrer Wanderung, im Süden, Land zugeteilt werden könne. Das erschien den Männern glaubhaft. Viele gingen sogar los, ohne sich ihre Jacken anzuziehen. Man ließ sie zu dem Kasernenkomplex marschieren, in dem ich zuerst gewohnt hatte. In der Nacht zuvor hatte eine andere Schar Deportierter die Gebäude verlassen.

Fast 3000 Männer wurden so zusammengeführt. Draußen nahmen an Türen und Fenstern Soldaten ihre Wachposten ein. Andere Soldaten nahmen den Männern ihr Geld und alle Wertgegenstände ab – das, was sie unterwegs noch vor dem Raub durch die Kurden hatten bewahren können –, dann begannen sie, sie zu ermorden. Als sich die Leichenberge so türmten, dass die Soldaten nicht mehr an die Überlebenden herankamen, ohne durch Blut zu waten, erhoben sie ihre Gewehre und töteten die restlichen mit Kugeln.

An diesem Nachmittag suchten Soldaten sämtliche Lager auf und raubten alle Kinder über fünf Jahren. Es müssen 8000 oder 9000 Kinder gewesen sein. Die Soldaten verschonten auch unser Haus mit den »bekehrten« Armenierinnen nicht, und trotz der Versprechungen des Majors nahmen sie alle Jungen und Mädchen mit. Wenn Mütter ihre Kleinen festhielten und für sie um Gnade baten, wehrten die Soldaten sie mit Schlägen ab. »Wenn sie jetzt sterben, braucht euer Gott sich nicht mehr um sie zu kümmern, wenn sie heranwachsen«, sagten die Soldaten, immer unter rohem Gelächter.

Sie brachten die Kinder zu einer Stelle am Stadtrand, wo ein Trupp Aghri-Daghi-Kurden auf sie wartete. Hier lieferten die Soldaten die Kinder den Kurden aus, die sie wie eine Herde Schafe zum Fluss Tokhma⁵³ trieben, gleich außerhalb der Stadt. Am Ufer warfen sie die Jungen in den Fluss. Die Mädchen wurden in die Städte gebracht und als Mohammedanerinnen aufgezogen.

53 Tokhma, heutige Schreibweise: Tohma; Quelle im Gebirgsmassiv Kulmac Dağlan (2097 m), mündet nördlich von Malatya in den Euphrat.

8. Kapitel

Im Harem des Hadji Ghafour

Nach dem Massaker an den Männern wurden alle Vertriebenen, die sich in Malatya angesammelt hatten, angewiesen, sich zum Weitermarsch bereit zu machen. Früh am Morgen wurden wir außerhalb der Stadt zusammengetrieben. Wir würden nach Diyarbakir geführt, sagte man uns, hundert Meilen über Land. Auf dieser Wanderstrecke gab es kaum Überlebenschancen, denn diese ländlichen Regionen waren dicht besiedelt, und in den türkischen, tscherkessischen und kurdischen Dörfern lebten meist fanatische Moslems. Entlang der Straßen zwischen den größeren Städten waren die Zivilisten oft noch grausamer als die Soldaten. Was unserem Volk von diesen fanatischen Dorfbewohnern alles angetan wurde, kann ich unmöglich in Worte fassen.

Als sich unsere Kolonne bei Malatya in Bewegung setzte, bestand sie aus 15 000 Frauen, jungen und alten. Nur sehr wenige hatten persönlichen Besitz. Kaum jemand hatte etwas zu essen dabei. Aber recht vielen war es gelungen, Geld aufzubewahren, und diese Frauen waren bereit, es mit den anderen zu teilen. Nur Geld konnte uns auf dem langen Marsch Nahrung und Überleben sichern und unsere Hoffnung stärken, die Mordlust der Zaptiye in Grenzen halten zu können.

Die Gruppe der Glaubensabtrünnigen, der ich mich anschließen durfte, führte die Kolonne an, begleitet von einer speziellen Garde von Soldaten. Zaptiye bewachten die anderen Gruppen, aber es waren nur wenige, denn die meisten aus dieser Region waren den mesopotamischen Armeen zugeteilt worden. Meine Gruppe der Zwangsbekehrten zählte rund 200 Frauen und war die am besten bewachte. Die anderen waren auf Gedeih und Verderb den Kurden und den Dorfbewohnern ausgeliefert.

Es war jetzt Ende Juni und schon sehr heiß. Viele alte Frauen brachen zusammen. Die Hitze und der ungestillte Durst streckten sie nieder, denn wir konnten nur das an Nahrung und Wasser zu

uns nehmen, was wir unterwegs von Bauern erbetteln konnten. In meiner Gruppe wurde die Mutter zweier Mädchen, die vorher bereits hundert Meilen mit ihnen bis Malatya gegangen war, verprügelt, weil sie nicht mehr mitkam. Sie fiel hin und konnte nicht mehr aufstehen. Die Soldaten erlaubten uns nicht, ihr zu helfen. Ihre Töchter konnten ihr nur noch einen Abschiedskuss geben und mussten sie am Straßenrand zurücklassen. Eine der Töchter war verlobt gewesen, eine verwitwete Braut. Sie hatte mit ansehen müssen, wie in Kangal⁵⁴, einer Stadt an der Straße nach Sivas, ihr Bräutigam und ihr Vater von Kurden getötet wurden. Die waren kurz davor gewesen, auch ihre Mutter umzubringen – sie sei doch schon so alt –, aber die Tochter hatte einen türkischen Offizier gebeten, sie zu retten. Dieser hatte zuerst wissen wollen, ob sie für das Leben ihrer Mutter ihren Glauben aufgäbe, was sie bejaht hatte, ihre jüngere Schwester ebenfalls. Die Schwestern gingen eng umschlungen weiter und wagten nicht einmal, sich nach ihrer Mutter umzudrehen, die dort auf der Erde lag. Als wir das Stöhnen der Frau nicht mehr hören konnten, ging ich zu den beiden hinüber und bat sie, bei ihnen bleiben zu dürfen. Ich wusste, wie ihnen zumute war, und fragte mich, ob meine Mutter und meine kleinen Geschwister wohl noch am Leben seien. In Malatya hatte mir ein Soldat gesagt, Wochen zuvor seien Vertriebene aus Tschemschkad-sag durchgekommen und, wie jetzt auch wir, in Richtung Diyarbakir weitergezogen. Vielleicht wären sie bei unserer Ankunft dort ja noch da – falls wir dort ankämen –, meinte er.

Wir waren nur noch wenige Stunden von der Stadt entfernt, als man uns befahl, Halt zu machen. Das gab uns zu denken. Solche Vorfälle bedeuteten in der Regel neue Gefahren. Auch diesmal war es so. Kaum hatten wir angehalten, kamen die Dorfbewohner in Scharen und raubten uns aus. Kurz vor Sonnenuntergang gellte ein lauter Schrei über das Land. Wir schauten nach Osten, wo sich ein breiter Pass durch die Hügel zog, und erblickten eine Reiterschar, die auf uns zu kam. Es waren Kurden, ihr Reitstil war unverkennbar. Die Dorfbewohner riefen: »Es ist Kerim Bey, der Freund von Djebbar! Es ist besser für uns, wenn wir uns jetzt verstreuen!« Dann rannten sie in die Berge, als wüssten sie, dass der

54 Kangal (ursprünglich Kangara); heute eine Kleinstadt 90 Kilometer süd-südöstlich von Sivas.

Kurdenanführer nicht erbaut davon sein würde, dass sie ihm mit ihrem Überfall auf die vielversprechenden Opfer zugekommen waren.

Der Hinweis, Kerim Bey sei ein Freund von Djebbar, war aufschlussreich, denn Djebbar Efendi war der Militärkommandant dieses Bezirks und von der Regierung in Konstantinopel eigens dafür gesandt, die Armenier während der Deportationen in Schach zu halten. Sein Wort war Gesetz, und immer war es ein Befehl zu Gräueltaten. Und Kerim Bey war der Gefürchtetste unter den Kurdenführern, vergleichbar mit Musa Bey. Beide waren Aghri-Daghi-Kurden. Kerim Bey und seine Horde herrschten über die ländlichen Regionen und verübten oft Aufstände gegen die Türken. Um ihn zum Verbündeten zu machen, hatte Djebbar Efendi viele Vertriebenenzüge der Armenier, die von Malatya nach Diyarbakir und weiter zogen, seiner Willkür überlassen.

Kerims Horde bestand aus Hunderten von Reitern. Sie waren weit geritten und erschöpft, zu müde, um bei Mondlicht erneut aufzubrechen, aber nicht zu müde, sofort mit ihren nächtlichen Orgien zu beginnen, die uns dann noch so viele Tage und Nächte in Angst und Schrecken hielten. Kaum hatten sie in kleinen Gruppen entlang der Kolonne der Exilierten ihren Pferden die Fußfesseln angelegt, gingen sie schon auf Beutezug. Schreie, Hilferufe und das Klagen der Mütter und Schwestern erfüllten die Nacht.

In dieser Nacht wurde ich Zeugin schrecklicher Untaten, die ich kaum in Worte fassen kann. Wenn ich sie heute in meinen Träumen abermals durchlebe, schreie ich laut. Nachts kann ich keinen Frieden finden, obwohl ich in Amerika in Sicherheit bin. Eine Schar Kurden quälten eine junge Frau so fürchterlich, dass die Frauen in der Nähe völlig außer sich gerieten und wie verabredet gleichzeitig auf die Männer zustürmten, um das Mädchen vor noch mehr Schmerzen zu bewahren. Eine Zeit lang wurden die Kurden von den wie in einen Wahn verfallenen Frauen niedergetrampelt, und das Mädchen konnte beiseitegedrängt werden. Als die Kurden sich wieder erholt hatten, zogen sie ihre langen, scharfen Messer, stürzten sich auf die tapferen Frauen und erstachen sie alle. Es müssen fünfzig gewesen sein, glaube ich. Sie stapelten ihre Leichen übereinander und zündeten ihre Kleider an. Während einige die Glut anfachten, suchten andere das Mädchen, das entkommen war. Aber sie konnten es nicht finden. In ihrer Verblüffung darüber schnappten sie sich ein anderes

Mädchen, schleppten es zu dem brennenden Leichenhaufen und warfen es darauf. Immer wenn es versuchte wegzulaufen, warfen sie es erneut hinauf, bis es in den Flammen starb.

Wenn sich Kurden unserer Gruppe mit den Apostatinnen näherten, jagten die Soldaten sie weg. »Ihr könnt mit den anderen machen, was ihr wollt, die hier stehen unter besonderem Schutz«, sagte der diensthabende türkische Offizier. Aber dieser Offizier wollte sich auch nicht damit begnügen, nur Zuschauer zu sein, während die Kurden ihren Gelüsten nachgingen. Fünf Soldaten kamen von seinem Zelt und suchten unter den nicht »Bekehrten« nach einer jungen Frau, die ihrem Vorgesetzten gefallen könnte. Sie zogen Frauen, deren Körperformen verrieten, dass sie noch jung sein könnten, den Schleier vom Gesicht, bis sie ein junges Mädchen aus Derend⁵⁵, in Richtung Sivas gelegen, entdeckten. Es war sehr schön. Aber einer der Soldaten erkannte es, als sie an ihm herumzerrien. »Hach!«, grunzte er verächtlich vor seinen Kameraden, »Die da ist nicht geeignet. Sie ist keine Jungfrau mehr!« Sie schoben sie beiseite und suchten weiter. Aber jedes Mädchen, das sie ergriffen, rief: »Ich bin auch keine Jungfrau mehr!« Jedes einzelne, das beteuerte, schon seiner Scham beraubt worden zu sein, wurde mit einem Fausthieb beiseitegestoßen.

Bald sahen die Soldaten, dass sie um ihre kostbarste Beute betrogen worden waren. Sie wandten sich einigen älteren Frauen zu und ergriffen drei von ihnen. Eine zwangen sie auf die Knie, zwei Soldaten zogen ihr den Kopf in den Nacken und hielten ihn fest in ihren Händen, dann zwangen sie die Frau, das Gesicht den Sternen zuzuwenden. Ein weiterer Soldat drückte ihr seine Daumen auf die Augäpfel und drohte: »Falls keine Jungfrau unter euch sein sollte, sollen nach Allahs Willen dieser Frau die Augen aus dem Kopf treten!« Ein Schreckensruf ertönte, dann ein lauter Aufschrei. Ein Mädchen, das in meinem Alter gewesen sein muss und mir schon aufgefallen war, weil ihr Haar viel heller war als das der meisten Armenierinnen, warf sich weinend zu Füßen dieses Soldaten auf die Erde und umklammerte seine Knie mit den Rufen: »Meine Mutter! Meine Mutter! Verschone sie! Ich bin bereit! Ich bin noch Jungfrau!«

55 Derend, heute Darend: Stadt am Ufer des Tohma, im Südzipfel der damaligen Provinz Sivas.

Unter schallendem Gelächter ergriffen die Soldaten das Mädchen. Ihr Plan war geglückt. Als sie es zu zweit aufgerichtet hatten, streckte es seine Hand nach seiner Mutter aus, die gleich zu Boden gesunken war, als die Soldaten sie losgelassen hatten. »Mutter«, schrie das Mädchen, »gib mir noch einen Kuss, küsse mich!«

Die arme Frau richtete sich mühsam auf und streckte ihre Arme aus, aber ihre Augen waren verletzt und sie konnte nichts erkennen. Das Mädchen flehte die Soldaten an, es zu ihrer Mutter zu bringen. »Ich gehe ja mit, ich bin ja bereit, aber lasst mich meine Mutter noch einmal küssen!«, rief es. Aber die Soldaten schafften es sofort weg.

Die Mutter stand da, umringt von Frauen, die sie stützten und sie trösteten. Dann brach sie zusammen und sank zu Boden. Als wir uns über sie beugten sahen wir, dass sie tot war. Wir hielten Totenwache. Der Mond schien. Um Mitternacht herum kam die Tochter zurück. Das Mädchen verbarg sein Gesicht, als es näher kam, und vergrub es dann im Schultertuch seiner Mutter. Bis zum Morgen blieb es neben der Toten sitzen, bis wir uns wieder auf den Weg machten.

Solche Dinge geschahen jede Nacht. Anderen Exilierten war es auf dieser Wegstrecke genauso ergangen. Manchmal zählte ich die Leichen der Vertriebenen, die vorher auf dieser Straße unterwegs gewesen waren, solange ich konnte, kam aber nie an ein Ende. Meilenweit lagen sie da am Straßenrand, wo die Aufseher sie liegen gelassen hatten.

Am elften Tag kamen wir nach Schiro⁵⁶, der türkischen Stadt, in der Karawanen auf ihrem Weg nach Damaskus in einer großen Karawanserei nächtigen, bevor sie gen Süden weiterziehen. Schiro ist der Wohnort vieler Türken, die mit Händlern Geschäfte machen, oder solchen, die sich von gewinnbringenden einflussreichen Posten in Konstantinopel zurückgezogen haben. Es ist keine große Stadt, eher eine Ansiedlung reicher Aghas.

Wir lagerten außerhalb des Ortes. Früh am Morgen kamen Offiziere zu uns hinaus. Sie trafen sich mit Kerim Bey und berieten sich kurz mit ihm. Dann begannen die Kurden, die schönsten Mädchen auszuwählen. Sie zerrten sie von ihren Verwandten weg

56 Schiro ist auf alten Landkarten verzeichnet, am Tohma Çayı, auf halber Strecke zwischen Malatya und Severeke, nördlich des Nemrut Dağ (2150 m).

und zogen oder trugen sie zu den Wachposten, die man zu ihrer Aufsicht aufgestellt hatte. Jeden Morgen brachten Kurden die sehr jungen Frauen weg, bis dem Offizier aus Schiro mehr als hundert, die ihm gefielen, zur Verfügung standen. Dann befahl man auch den Apostatinnen, sich diesen weinenden Frauen anzuschließen, und wir wurden in die Stadt geführt.

In den engen Straßen wimmelte es von Türken und Arabern, die uns ausbuhnten und gemeine Späße machten, als wir an ihnen vorbeizogen. Unter den Apostatinnen waren viele ältere Frauen, deren Töchter ihrem Glauben abgeschworen hatten, um ihre Mütter zu retten. Als die Massen sie erblickten, lachten sie höhnisch. Einmal durchbrachen Stadtbewohner unsere Reihen und ergriffen vier der alten Frauen – die Aufseher schauten weg –, zerrieten ihnen die Kleider vom Leib und trugen sie unter ausgelassenem Gegröle auf ihren Schultern davon. Wir haben nie erfahren, was aus diesen Frauen geworden ist. Ich fürchte, sie wurden einfach so lange hin und her geschleudert, bis sie tot waren.

Wir wurden zu einem Anwesen gebracht, das, wie wir bald erfuhren, der Wohnsitz von Hadji Ghafour war. Es war eines der größten Gebäude der Stadt. Nur fromme Moslems, die nach Mekka gepilgert sind, dürfen sich Hadji nennen. Hadji Ghafour wurde als zutiefst religiöser Mann hochgeachtet. In seinem Anwesen zwängte man uns in eine Halle mit Wänden aus rohem Stein, wo oft Kamele und Dromedare die Nacht verbrachten.

Hadji Ghafour kam in Begleitung von Soldaten herein. Wir, die Schar der Apostatinnen, waren von den Kurden in eine Ecke der Halle getrieben worden. Hadji Ghafour wies seine Diener an, die attraktivsten unter uns Mädchen und den jüngeren Frauen von den anderen abzusondern. Es kamen dreißig zusammen, auch ich war darunter. Man führte uns aus der Halle in ein anderes Stockwerk, in einen kleineren Raum. Was mit den Frauen, die Hadji Ghafour nicht gefielen, geschah, habe ich nie erfahren. Ein Soldat sagte einer unserer Frauen, sie hätten sich wieder den Vertriebenen-zügen anschließen dürfen.

Uns, die »Auserwählten«, führte man zum *Hammam*, dem Baderaum. Kleidung wurde für die gebracht, deren Kleider zerschissen waren, oder die kaum noch etwas am Leibe trugen. Das betraf die Mehrheit. Türkische Frauen und schwarze Sklavemädchen beaufsichtigten uns und schlossen uns im Bad ein. Eine

Stunde später hörten wir Schritte. Die Tür wurde geöffnet, und ein riesiger schwarzer Sklave mit einem Gefolge weiterer Schwarzer kam uns abholen. Erschrocken und viel zu eingeschüchtert, um Fragen zu stellen oder Anlass zu Verzögerungen zu geben, folgten wir dem Sklaven durch Hallen und Korridore und stiegen eine Treppe hinauf, bis wir zu einem riesigen, mit Teppichen ausgelegten Raum kamen, der von Lampen und Kerzenleuchtern erhellt wurde.

Auf üppig mit Kissen bestückten Diwanen saßen an einer Längsseite des Raumes Hadji Ghafour und eine Reihe anderer Türken aus seinen Kreisen, alle mittleren Alters oder älter. Keiner von ihnen sah freundlich aus. Zusammen mit den »Bekehrten« stand ich abseits von den anderen, die jetzt von einer Dienerin angesprochen wurden:

»Es ist der Wille Hadji Ghafours, dessen Haus euch Schutz gewährt und dessen Güte euch vor den Gefahren bewahrt, die eurem Volke drohen, dass ihr im Gegenzug euren Unglauben bereut und die Gnade des Islams empfangt.« Die Türken gaben zustimmende Laute von sich. Der Khatib, ein Hilfsgeistlicher aus der Moschee, betrat, den Kopf mit einem Turban bedeckt, den Raum zusammen mit einem Gehilfen, der den Gebetsteppich trug. Ihm folgte ein schwarzer Diener mit einer Peitsche, die Riemen aus Rindsleder hatte. Der Gebetsteppich wurde ausgebreitet. Der Khatib wartete ab. Da zeigten die Türken auf ein Mädchen, das sofort zurückwich. Die Diener zogen es nach vorne. »Was sagst du dazu?«, fragte der Bevollmächtigte. Das Mädchen antwortete: »Ich gehöre zu Christus. In seiner Obhut muss ich bleiben.« Die Peitsche des Schwarzen traf die Schultern des Mädchens. Als es um Gnade schrie, entblößte der Khatib seine Füße, trat auf den Teppich und wandte sich nach Mekka.

»Allah ist der Größte. Es gibt keinen Gott außer Allah!«, dröhnte seine Stimme. Der Sklave schleuderte das Mädchen auf den Teppich und hielt sich bereit, wieder mit seiner furchterregenden Peitsche zuzuschlagen, falls es sich nicht sofort hinkniete. Während es auf die Knie sank, wandte es sein Gesicht ebenfalls nach Mekka. Die Haut an den Schultern war bereits aufgeplatzt und blutete. Aus lauter Angst vor der Peitsche vermochte es nur noch, die Rek'ah nachzusprechen:

»Es gibt nur einen Gott: Allah, und Mohammed ist sein Prophet.«

Als auch die letzte junge Frau den unseligen Glaubenssatz aufgesagt hatte, faltete der Khatib den Gebetsteppich zusammen und verließ den Raum. Jetzt lächelte Hadji Ghafour und befahl uns, uns erneut vor seinen Gästen aufzustellen. Alle außer mir waren jetzt Apostatinnen, aber die Türken glaubten, ich hätte den Schwur schon vorher abgelegt. Das Gesetz und auch Hadji Ghafours Frömmigkeit erlaubten ihnen jetzt, nach eigenem Gutdünken mit uns zu verfahren.

Einer nach dem anderen trafen die Türken nun ihre Wahl, ganz nach ihrem Geschmack, zuerst Hadji Ghafour, dann seine Gäste in einer Reihenfolge, die sie vorher abgesprochen hatten – ich weiß nicht, nach welchen Kriterien. Jeder Türke bekam fünf oder sechs Mädchen. Wie die beiden Töchter, die gezwungen worden waren, ihre Mutter auf der Straße nach Sivas allein sterben zu lassen, war auch ich unter denen, die Hadji Ghafour für sich beanspruchte. Die beiden Schwestern waren schon den ganzen Tag über sehr schweigsam gewesen. Seit wir in Hadji Ghafours Haus gebracht worden waren, hatten sie kaum mit uns anderen gesprochen. Sie weinten auch nicht. Erst später wurde mir bewusst, dass ihre Gesichter an diesem Tag Mut und Entschlossenheit verrieten.

Die Gäste Hadji Ghafours nahmen ihre jeweils für sich beanspruchten Mädchen mit nach Hause und verließen nach und nach das Gebäude. Dann rief Hadji Ghafour uns wieder einzeln auf. Zuerst wandte er sich an die ältere Schwester. Seine Worte waren grauenerregend. Er fragte sie mit schaurig leiser, einschmeichlender Stimme, ob sie bereit sei, ihm ganz zu gehören, mit Körper und Seele, ein zufriedenes Leben in seinem Haus zu führen und ihm mit Gehorsam und Zuneigung zu Diensten zu sein.

Das Mädchen zögerte keinen Augenblick mit der Antwort. »Ich hatte mich von meinem Gott losgesagt, um meine Mutter zu retten. Aber es war umsonst. Man hat ihr das Leben genommen. Ich habe mich Gott anvertraut. Nie wieder werde ich ihn verleugnen.«

Hadji Ghafour gab dem schwarzen Sklaven ein Zeichen. Der nahm das Mädchen auf den Arm und trug es hinaus. Ihre Schwester hatte neben ihr gestanden. Hadji Ghafours Blick fiel auf sie. »Und du, meine Kleine«, sagte er, wieder so zudringlich und süßlich, und wiederholte die Fragen, die er ihrer Schwester gestellt hatte.

Sie antwortete mit sanfter Stimme, leiser als ihre Schwester, aber ebenso überzeugt: »Sie war meine Schwester. Gemeinsam sahen wir

unsere Mutter sterben. Ihr habt sie mir weggenommen. Auch mich könnt Ihr töten, aber niemals werde ich mich Euch unterwerfen.«

Alle unter uns, die Zeugen waren, schauten voller Schrecken zu Hadji Ghafour. Diesmal wurden seine Augen schmal und blitzten. »Du hast gut gesprochen, meine Kleine«, sagte er immer noch so zärtlich wie zu einer geliebten Tochter. »Vielleicht sollte ich dich doch besser töten, zur Warnung meiner anderen Kleinen.«

Der Schwarze mit der Peitsche stand bereit. Hadji Ghafour brauchte nichts zu sagen, eine Handbewegung genügte. Zwei weitere Diener sprangen nach vorn und zogen dem Mädchen hastig die Kleider aus. Dann fielen die Peitschenhiebe auf ihren nackten Körper. Ich schloss die Augen, um es nicht sehen zu müssen, aber das Geräusch der Peitschenhiebe, die wieder und wieder, unzählige Male das Fleisch des Mädchens zerschnitten, konnte ich nicht ausblenden. Selbst als es nicht mehr schrie und sein Stöhnen mehr und mehr erstarb, hörte das Peitschen noch lange nicht auf. Nach einer Ewigkeit setzten die Hiebe aus. Ich öffnete die Augen und sah, wie ein Diener den Körper des Mädchens vom Boden aufhob. Er hielt es um die Taille in seinem Arm, seine Arme und seine blutenden Beine hingen schlaff herunter. Es war tot.

Keine von uns hatte jetzt noch den Mut zu widersprechen. Wir gaben Hadji Ghafour unser Versprechen, ihm zu dienen. Dann führte man uns durch eine andere Tür hinaus, diesmal in die Frauengemächer, wo zum Haremshaushalt gehörende Frauen bereits darauf warteten, uns in Empfang zu nehmen.

9. Kapitel

Der Überfall auf das Kloster

Die Haremsfrauen hatten sich bis auf die drei, die uns erwarteten, zurückgezogen. Diese führten uns durch einen langen engen Flur, der nur von einer einzigen Lampe beleuchtet wurde, zu einem separaten Gebäudeflügel, dessen Pforte mit einem Vorhang versehen war. Wir traten ein und passierten eine Reihe kleiner Durchgangszimmer mit gekachelten Böden, in denen Frauen lagen, bis wir zu einer Holztür gelangten. Eine der Frauen öffnete sie und schob uns hindurch. Eine andere zündete eine Kerze an.

Der Raum war kahl und besaß nicht einmal Fenster. Auf dem Boden lagen Schlafmatten, aber weder Polster noch Kissen. Die Frauen befahlen uns, die Kleider auszuziehen. Sie nahmen sie uns weg und verließen wortlos den Raum. Auch den Kerzenleuchter nahmen sie mit. Dann schlossen sie uns ein. Die ganze Nacht warteten wir, ohne zu wissen, worauf. Wir hatten Angst einzuschlafen, obwohl wir das Bedürfnis danach hatten. Als von einem Minarett in der Nähe schwach der Aufruf zum Gebet ertönte, wussten wir, dass der Morgen anbrach. Bald kam Bewegung in den Harem. Zitternd warteten wir darauf, dass die Tür geöffnet würde.

Es war ein großer schwarzer Diener, der sie endlich weit öffnete, sodass von den Fenstern der Nachbarräume Licht zu uns hindrang. Ihm folgte eine der Dienerinnen, die uns am Vorabend in Empfang genommen hatten. Für jede von uns Frauen brachte sie ein *Entareh* – ein türkisches Hauskleid –, Strümpfe und Pantoffeln. Die sehr schlichten Kleider waren aus Satin und Leinen. Obwohl ich dringend etwas brauchte, um meinen Körper zu bedecken, widerstrebte es mir, die verhasste türkische Kleidung anzulegen. Die Frau sah das und schien es zu verstehen.

»Später bekommst du schönere Sachen – nach deiner Verlobung.«
Nach meiner *Verlobung*!

Als wir uns mithilfe der Frau angekleidet hatten, befahl sie uns, dem Schwarzen zu folgen. »Was ihr jetzt zu sehen bekommt,

entspricht dem Wunsch Hadji Ghafours und dient dazu, euch zu einem angemessenen Verhalten im Harem anzuleiten«, sagte sie zu uns. Der Sklave führte uns durch einen kleineren Raum in einen großen, in dem sich viele Frauen um ein Fenster scharten. Am Fenstersims schaute der Sklave nach draußen und forderte uns auf, näher zu kommen. Das Fenster gab den Blick auf einen großen Hof frei. Gegenüber, auf der anderen Hofseite, waren viele kleine Fenster. Zuerst sah ich nur die kahle Steinwand. Dann hob ich den Blick zu einem Fenster weiter oben. Mit einem Aufschrei wich ich zurück.

Da hing die Leiche der älteren Schwester des zu Tode gepeitschten Mädchens, das man nach seiner Weigerung hinausgebracht hatte. Kopfüber hing sie da, die Füße an einem Seil, das man am Fenstersims befestigt hatte. Ihre hinter dem Rücken an den Handgelenken zusammengebundenen Arme waren erschlaft, sodass sie vom Körper abstanden. Die langen Haare hingen von ihrem unten baumelnden Kopf herunter. Ein Verband, mit dem ihr Mund noch umwickelt war, hatte ihre Schreie gedämpft.

Eines der Mädchen, die bei mir waren, Lusaper, das die ganze Nacht geweint hatte, sank auf die Knie und verfiel in Hysterie. Der Sklave zog Lusaper hoch und wollte sie zwingen, noch einmal hinzusehen, aber als er sah, dass sie halb verrückt war, brachte er sie zu einer Couch auf der anderen Seite des Raumes, wo zwei kleine schwarze Sklavinnen gleich begannen, sie zu trösten. Auch andere Frauen kamen dazu. Dann ließ uns der Sklave in Ruhe.

Die Haremsfrauen hatten anscheinend den Wunsch, besonders liebevoll mit uns umzugehen. Die Türkinnen unter ihnen waren älter als die »Bekehrten«. Die beiden Ehefrauen Hadji Ghafours waren nicht unter ihnen, ihre Wohnungen waren anderswo. Welche Beziehung die anderen zu ihm hatten, ob sie Konkubinen oder Verwandte waren, war nicht ersichtlich. Die jüngeren Frauen waren fast alle entführte Armenierinnen und hatten Mitleid mit uns. Essen wurde gebracht, und wir aßen alle zusammen in diesem Raum. Ich nahm mir vor, so tapfer wie möglich zu sein und zuversichtlich dafür zu beten, aus diesem Haus befreit zu werden.

Alle armenischen Mädchen im Harem hatten ebensolche Erfahrungen wie wir am Abend zuvor mit Hadji Ghafour gemacht. Sie waren zu acht, und hatten alle ihrem Glauben in der Hoffnung abgeschworen, dadurch Familienangehörige retten zu können. Statt-

dessen hatte man sie, als sie in Göldjük⁵⁷ ankamen, gleich zu Hadji Ghafours Anwesen gebracht. Nur eines der acht Mädchen wusste, was aus ihrer Familie geworden war. Sie hatte miterlebt, wie ihre Mutter getötet und ihre Schwester auf der Straße von Kurden geraubt wurde.

Vier Tage verbrachte ich unbehelligt von Hadji Ghafour im Harem. Am dritten Tag kam morgens eines der neu angekommenen Mädchen, still und beschämt zu Boden schauend, zu uns zurück. Noch am gleichen Tag tauschten die Sklavinnen sein schlichtes Entareh gegen ein reich besticktes Kleid, zum Zeichen, dass es jetzt verlobt war.

Wir durften uns nicht außerhalb des Harems aufhalten. Jeden Abend wurden wir gezwungen, die islamischen Gebete zu sprechen. Ich gewöhnte mir an, sie laut aufzusagen, sie in meinem Inneren aber in christliche Gebete zu verwandeln. Die erste Dienerin im Harem, eine ältere Türkin, die uns so freundlich behandelte, wie es eben ging, ermahnte uns täglich eindringlich, dass wir uns Hadji Ghafour stets gefällig erweisen müssten, falls wir am Leben bleiben und glücklich werden wollten. Andere Frauen berichteten von Mädchen, die nach ihrer »Verlobung« mit dem Hausherrn nie wieder im Harem aufgetaucht waren. Wenn über solche Dinge gesprochen wurde, mussten wir unwillkürlich an das tote Mädchen denken, das uns gegenüber am Fenster hing. Das war Hadji Ghafours Art, uns gefügig zu machen.

Wir wurden nicht mehr in dem dunklen, fensterlosen Raum eingeschlossen. Einmal besuchte uns eine von Hadji Ghafours Ehefrauen. Sie war mittleren Alters und kam aus Bagdad. Sie musste früher besonders schön gewesen sein, dachte ich bei mir, schien aber grausam und herzlos. Sie ließ uns der Reihe nach einzeln zu sich kommen und fragte uns über unsere Erfahrungen während der Deportationen aus, vielleicht mit der Absicht, uns das Eingeständnis zu entlocken, dass wir nicht aus Überzeugung zum Islam übergetreten waren.

Unter den Armenierinnen im Harem war ein Mädchen aus Peri⁵⁸, einem Dorf zwischen meiner Heimatstadt und Harput.

57 Der Ort Gölcük (heutige Schreibweise) liegt am See gleichen Namens in der Ebene unterhalb von Harput.

58 Peri liegt am Peri Su, einem Zufluss des Murat, nordöstlich von Harput.

In den Nächten erzählte es mir von den Massakern im Dorf und dass die Türken es bis zu ihrer Ankunft in Malatya verschont hatten, weil es zum Islam übergetreten war. Dort wurde es geraubt, zuerst zu einem Bey ins Haus gebracht, dann mit anderen armenischen Mädchen nach Göldjük, und von dort direkt zum Wohnsitz von Hadji Ghafour. Es hatte seine »Verlobung« durchgestanden, und der Türke hatte irgendwie Gefallen an ihm gefunden.

Dieses Mädchen war Arusyag Vartessarian, deren Vater Ohannes viel Land besessen hatte. Arusyag war in Konstantinopel zur Schule gegangen. Insgeheim war sie noch Christin. Aber sie machte sich keine Hoffnungen, dem Harem jemals entkommen zu können. Sie erzählte mir, dass Hadji Ghafour armenische Mädchen nur so lange behalte, bis er ihrer überdrüssig wurde oder schönere zur Verfügung standen. Dann schicke er sie seinen Freunden oder böte sie Bauern zum Verkauf an. Sie selbst habe sich Mühe gegeben, ihm zu gefallen und werde daher nicht verkauft und in eine noch schlimmere Lage geraten, denn ein Mädchen, das auf dem Sklavenmarkt lande, könne auch in Bordelle für Soldaten und Zaptiye geraten.

Am Abend des fünften Tages wurde es mir schwer ums Herz, und meine Knie wurden weich, als ein kleines schwarzes Mädchen kam und mir mitteilte, dass Hadji Ghafour nach mir schicke. Die Dienerinnen umringten mich und gaben ihrer Verwunderung darüber Ausdruck, dass ich mich nicht freuen konnte. Erst als mir die Tränen kamen, hörten sie auf mit ihren Scherzen über die – wie sie meinten – »Stunde des Glücks«.

Ich nenne sie die Stunde unermesslicher Qual. Während sie mich ankleideten, schloss ich die Augen und betete. Nicht um verschont zu werden – dazu war es jetzt zu spät –, sondern für seelische Kraft und in dem Bewusstsein, dass Gott mich behütete. Eine Haremsfrau führte mich durch den engen Flur und durch den Eingang – beide hatte ich nicht mehr betreten, seit ich vor fünf Tagen Hadji Ghafour verlassen hatte – zu ihm.

Lichter aus vielen Leuchtern brannten im Saal. Im Türrahmen wartete bereits der große schwarze Sklave. Weiter hinten saß Hadji Ghafour auf seinen Kissen, neben sich, auf dem Boden, die Wasserpfeife. Er heftete seine Blicke auf mich. Da fiel hinter mir die Tür ins Schloss. Ich blieb unwillkürlich stehen.

Er bedeutete mir, näher zu kommen und auf einem Kissen ihm gegenüber Platz zu nehmen. Unwillkürlich schreckte ich zurück und hielt mir beide Hände vor die Augen. Da fühlte ich, wie der Schwarze mich am Arm fasste. Ich versuchte, mich zu wehren und Mut zu fassen, weiterzugehen – wusste ich doch, dass meine Hoffnung auf eine glücklichere Zukunft von meiner Unterwürfigkeit abhing. Der Schwarze ergriff mich noch fester und raunte mir zu: »Sei brav, Kleine, dann wird es dir besser ergehen.« Ich konnte nicht aufschauen, aber ich ging hin und setzte mich auf das Kissen zu Füßen von Hadji Ghafour.

Es lohnt sich nicht, mehr von dieser schrecklichen Nacht zu erzählen.

Am nächsten Tag vertraute ich Arusyag an, dass ich unbedingt auf irgendeine Weise aus Hadji Ghafours Haus fliehen musste. Zu bleiben würde weitere Qualen bedeuten und die Chance mindern, die ich möglicherweise jetzt noch hatte, in Diyarbakir meine Mutter wiederzufinden. Dort hatte der Vali Vertriebenen, die noch Geld besaßen, erlaubt, am Straßenrand zu lagern, sofern sie freiwillig für dieses Privileg bezahlten. Wenn ihnen das Geld ausging, wurden sie mit den anderen Exilierten hinaus in die Syrische Wüste geschickt. Ich hatte versucht, Hadji Ghafour dafür zu gewinnen, Boten nach Diyarbakir zu schicken und meine Familie zu retten, falls man sie dort fände, oder herauszufinden, was aus ihnen geworden ist. Den Gefallen tat er mir nicht. »Du bist jetzt ein türkisches Mädchen«, sagte er, »und musst alle früheren Bindungen an Ungläubige vergessen.«

Arusyag warnte mich vor den Folgen eines misslungenen Fluchtversuchs. Gefangene, die es versucht hatten, waren an Bordelle verkauft worden, in denen sie bald starben. Als ich ihr aber zu verstehen gab, dass ich lieber alles riskieren würde, als hierzubleiben, versprach sie, mir zu helfen. Während wir abends allein auf dem Diwan lagen, erzählte sie mir, dass in westlicher Richtung, hinter den Ebenen, zum Euphrat zu, ein Kloster liege, das vor langer Zeit von römisch-katholischen Dominikanermönchen gegründet worden sei, die als Missionare nach Armenien gekommen seien. Jahrhundertlang nehme man da schon Flüchtlinge auf, sagte Arusyag, und von dort würden viele Lehrer nach Syrien und sogar nach Kurdistan geschickt. Ein Mann aus

Albustan⁵⁹, der sich als Türke verkleidet hatte, in Wahrheit aber ein armenischer Priester, ein *Derder*, unterwegs in den Kaukasus war, wo er hoffte, von den Russen Unterstützung für die Exilierten zu erhalten, hatte Arusyag während ihrer Gefangenschaft in Malatya von diesem Kloster berichtet. Viele armenische Mädchen hätten dort Schutz gefunden, denn die Patres des Klosters seien unbehelligt geblieben, hatte der *Derder* berichtet, und ihr Refugium befände sich weit weg von der Wanderstrecke der deportierten Christen. Vor vielen Jahren hätten die Mönche einem berühmten Kurdenführer das Leben gerettet, so hatte der *Derder* es Arusyag erklärt, und der Legende nach halte das die Kurden davon ab, das Kloster anzugreifen. Aus irgendwelchen Gründen hätten auch die Türken es verschont.

Arusyag vertraute mir an, dass sie schon lange den Plan hegte, sich davonzumachen und zu versuchen, allein zu diesem Kloster zu gehen. Dort wäre sie in Sicherheit, davon war sie überzeugt, zumindest eine Zeit lang. Aber immer wieder hatte sie der Mut verlassen. Jetzt war sie bereit, den Versuch zu wagen, da auch ich lieber alles riskieren wollte, als weiterhin ein Opfer *Hadji Ghafours* zu sein. Die Fenster der Schlafzimmer waren weit oben und nicht vergittert, da sie zu einem Hof hinaus gingen. Arusyag kannte einen Durchgang von diesem Hof in den Empfangsraum, den *Divan-Khane*, dessen Haupteingang zur Straße hin lag. Oft gingen die Haremsdiener durch diese Passage zur Straße.

Eines Abends bestellte *Hadji Ghafour* das von ihm begehrte Mädchen recht früh, lange vor der üblichen Zubettgezeit im Harem. Arusyag und ich schlichen uns weg und ließen uns von einem Fenster hinab in den Hof. Wir durchquerten den Empfangsraum und eilten auf die Straße. Wir hatten uns verschleiert, und in den türkischen Pantoffeln hielt man uns für Türkinnen oder Haremsdienerinnen, die schnell nach Hause eilten, um einer Schelte zu entgehen. Als wir die Stadttore erreichten, fürchteten wir uns, angehalten zu werden, aber die türkischen Soldaten, die das Tor bewachen sollten, hatten sich aus dem nahen Vertriebenenlager einige armenische Mädchen gestohlen und waren zu sehr damit beschäftigt, sich auf deren Kosten zu amüsieren, um Notiz

59 Albustan oder Albistan: heute Elbistan, Stadt und Landkreis in der Provinz Kahramanmaraş; hauptsächlich von alevitischen Kurden bewohnt.

von uns zu nehmen. Bald befanden wir uns außerhalb der Stadt, allein in der Nacht. Die Sandkörner zerschnitten die dünnen Sohlen unserer Pantoffel, und bei jedem Schatten fürchteten wir, es wäre der eines auf der Lauer liegenden Kurden.

Bis zum Kloster seien es zwanzig Meilen oder mehr, meinte Arusyag. Wir wanderten drei Tage. Tagsüber versteckten wir uns im Sand, aus Angst vor Kurden oder Dorfbewohnern, nachts gingen wir, so weit wir konnten. Wir hatten weder Brot noch sonstige Nahrung, und nur spät in der Nacht, wenn die Dorfhunde schliefen, konnten wir es wagen, uns den Dorfbrunnen zu nähern und Wasser zu trinken.

Am vierten Tag litt Arusyag stark unter Durst. In der Nacht zuvor hatten wir nichts zu trinken, und sie war so durstig, dass sie, wenn ich weinte, ihre Zunge an meinen Tränen befeuchtete. Schließlich konnte sie nicht mehr weitergehen und sank zu Boden. In der Ferne lag ein arabisches Dorf. Araber sind anders als Kurden. Manchmal mögen sie die Armenier nicht und haben kein Erbarmen, aber wenn sie nicht von türkischen Paschas abhängig sind, sind sie nicht immer grausam. Um Arusyag das Leben zu retten, ließ ich sie allein und ging ins Dorf.

Die Araberinnen scharten sich um mich, und ich bat sie inständig, so flehentlich ich konnte, um Wasser. Die Frauen hatten Mitleid mit mir, und als die Männer kamen, um mich zu begutachten, waren auch sie sehr besorgt. Sie brachten einen Krug kaltes Wasser und Brot, und ein paar Frauen begleiteten mich zu der Stelle, wo Arusyag lag.

Das Wasser belebte und kräftigte sie, und auch mir gab es neue Kraft. Unsere Kleider waren völlig zerschlissen. Die Araberinnen gaben uns neue und auch Sandalen für unsere Füße. Zum Kloster seien es nur noch wenige Meilen, sagten sie, und zeigten uns den nächsten Weg dorthin. Ein arabischer Junge ging mit uns, um den Männern in den Nachbardörfern zu sagen, dass uns kein Schaden zugefügt werden dürfe. Auch mied er ein tscherkessisches Dorf, wo man uns gefangen nehmen würde.

Als in der Ferne die grauen Klostermauern vor uns auftauchten, fielen Arusyag und ich auf die Knie und dankten unserem Heiland dafür. Der arabische Junge kehrte um und lief nach Hause, als er sah, dass wir zu dem Christus der Ungläubigen beteten. Wir waren ihm aber sehr dankbar.

Es war schon fast Abend, und die Mönche waren beim Gebet. Wir blieben am Tor stehen, bis einer von ihnen uns rufen hörte und uns hineinließ. Die Mönche empfingen uns sehr herzlich. Sie umringten uns und hörten uns zu, als wir unsere Geschichte erzählten. Dann nahmen sie uns mit in ihre Kapelle und knieten um uns herum nieder, während der Prior ein Dankgebet sang.

Als der Gesang zu Ende war, führte uns ein Mönch zu einem Haus, das vom Hauptgebäude des Klosters getrennt war. Hier fanden wir zu unserem großen Erstaunen mehr als fünfzig armenische Mädchen und verwitwete Bräute vor, die wie wir Schutz bei den Mönchen gefunden hatten. Sie kamen fast alle aus Van, der größten armenischen Stadt, und aus den angrenzenden Bezirken. Einige waren aus Bitlis, wo in einer einzigen Stunde Tausende meines Volkes ermordet worden waren. Nur die Mädchen und die Bräute hatte man am Leben gelassen. An ihnen sollten sich die Türken verlustieren. Andere waren aus Diyarbakir entkommen. Freundlich gesinnte Araber oder armenische Derder hatten sie zu dem Kloster geführt. Einzelnen, zu zweit oder zu dritt hatten sie am Klostertor um Einlass gebeten, genau wie Arusyag und ich, und die Mönche hatten sie aufgenommen, trotz der großen Gefahr für sie selbst.

Wir alle gaben acht, uns nicht außerhalb des kleineren Gebäudes, das die Mönche uns überließen, sehen zu lassen, damit uns vorbeiziehende Kurden oder Soldaten nicht entdeckten und herausfänden, dass das Kloster entlaufenen Deportierten Unterschlupf gewährte. Zweimal am Tag beteten die Mönche mit uns, und sie pflegten die Kranken wieder gesund. Arusyag war sehr erleichtert, als der Prior ihr versicherte, dass Gott, als sie sich von Ihm lossagte, verstanden habe, dass sie ihm tief im Herzen doch treu geblieben war. Als der betagte Prior mit ihr allein niederkniete und eigens dafür betete, dass Gott ihr jedes blasphemische Gebet, das sie unter den Augen der Haremsaufseherinnen im Haus von Hadji Ghafour an Allah gerichtet hatte, verzeihen möge, war sie wieder glücklich.

Zwei Wochen lebten wir im Kloster in Sicherheit. Dann war es plötzlich vorbei mit dem Frieden. Eines Nachts, lange nach dem Zubettgehen, wurden wir durch lautes Gebrüll und Rütteln am Klostertor aus dem Schlaf gerissen. Von unseren Fenstern aus konnten wir nur den Hof überblicken, nicht den Torbereich. Als

wir uns voller Angst dicht zusammengdrängten, sahen wir, wie sich die kleine Schar der Mönche, die sich hastig angekleidet hatten, langsam über den Hof bewegte, angeführt von ihrem Prior, der eine brennende Kerze in der Hand hielt. Als sie aus unserem Blickfeld heraus und auf das Tor zu gingen, hörte das Gebrüll auf einmal auf, und wir hörten Stimmen, die verlangten, das Tor solle geöffnet werden.

Vermutlich haben die Mönche sich geweigert. Wieder begann das Gebrüll. Wir sahen, wie die Mönche sich über den Hof zurückzogen. Einen Augenblick später strömte eine Horde merkwürdiger Gestalten in den Hof und zu den Eingangstüren des Klosters. Wir erkannten, dass es tschetschenische Banditen waren. Sie waren über die Klostermauern geklettert, als die Mönche ihnen den Einlass verwehrten.

Tschetschenen sind noch grausamer und hinterlistiger als Kurden. Immer führen sie Krieg, gegen Kurden, gegen Araber und selbst gegen die Türken. Während der Massaker hatten die Türken sie ruhig gehalten, indem sie ihnen die Erlaubnis erteilten, die Deportiertenzüge der Armenier zu überfallen und in ihrem Bezirk so viele christliche Mädchen zu stehlen, wie sie wollten. Schon in der Vergangenheit waren es immer Tschetschenen, die den Paschas die schönsten Mädchen in ihre Harems brachten, ja, sie zögerten nicht einmal, Töchter ihres eigenen Volkes, der Tscherkessen⁶⁰, für die Sklavenmärkte in Konstantinopel und Smyrna zu rauben.

60 Hier zeigt sich, dass die Autorin Tscherkessen und Tschetschenen für ein und dasselbe Volk hält. Es handelt sich um verschiedene Ethnien aus dem Nordkaukasus, die auch unterschiedliche Sprachen sprechen. Die Tscherkessen nennen sich selbst Adige. Beide Völker leisteten ab 1770 heftigen Widerstand gegen die russische Kolonisierung des Kaukasus, und es kam immer wieder zu Niederlagen und Fluchtbewegungen. Viele suchten Schutz im Osmanischen Reich, und beide Völker traten mehrheitlich zum Islam über. 1864 ordnete Zar Alexander Massendeportationen an, bei denen über eine Million Vertriebener ermordet wurden. Während die Tscherkessen in der heutigen Türkei zu den größeren Minderheiten gehören, zählen die Tschetschenen, die bekanntlich einen eigenen Staat im Nordkaukasus haben, hier zu den kleineren.

Die sprachlichen Unschärfen rühren daher, dass die Bezeichnung *Tscherkessen* im Kaukasus und im Orient auch als Oberbegriff für zwölf verschiedene nordkaukasische Ethnien benutzt wird, zu denen Tschetschenen, Abhasen, Abasinen u. a. gehören. Es ist durchaus möglich, dass die Autorin hier irrtümlich die Bezeichnung *Tschetschenen* für diesen Sammelbegriff hält.

Die Mönche versuchten, sich in ihrer Kirche zu verbarrikadieren. Der Prior flehte vom Fenster aus, das mit Eisenstäben versehen war, bei dem Anführer der Tscherkessen um Gnade und bat ihn, das Kloster zu verschonen, so wie es selbst die Kurden stets getan hätten. Aber der Bandenchef hatte irgendwie erfahren, dass armenische Mädchen im Kloster versteckt seien und forderte von den Mönchen unsere Auslieferung, wenn sie verschont werden wollten. Die Mönche weigerten sich, das Tor der Kapelle zu öffnen und unser Versteck preiszugeben. Aber die Holztüren zersplitterten, als die Tscherkessen sie stürmten. Wir hörten die Schreie der Mönche. Sie flehten laut um Gnade und beteten unter dem brutalen Gebrüll der Tscherkessen zu Gott. Nach einer Weile verstummten die Schreie und auch die Gebete – nur noch die Zurufe der Banditen waren zu hören.

Für uns gab es kein Entrinnen. Die Tschetschenen liefen in Scharen über den Hof und durch die Zimmer des Klostergebäudes. Der einzige Fluchtweg aus dem Haus, das die Mönche uns überlassen hatten, führte durch Flure oder Fenster direkt in den Hof. Wir hörten, wie eine Gruppe Tschetschenen die Tür einschlug, die zu den Räumen im Stockwerk unter uns führte. Oben drängten wir uns alle in einer Ecke des Raumes zusammen und warteten, zitternd und voller Angst, unfähig zu beten.

Die Tschetschenen kamen die steinerne Treppe herauf und fluchten über ihr Missgeschick, uns nicht finden zu können. Einer stieß die Tür zu unserem Raum auf. Im Mondschein, der durch das Fenster fiel, sah er uns. Da brachen wir unser angsterfülltes Schweigen und schrien laut auf. Einen Augenblick später kamen die Tschetschenen hereingeströmt. Sie warfen sich rüde Scherze zu. Arusyag und ich umarmten uns kniend. Ein Tschetschene packte uns an den Haaren und schleifte uns die Treppe hinunter. Auch die anderen wurden auf diese Weise herausgeschleppt, oder ein Tschetschene warf sich eine von uns über die Schulter und brachte sie in den Hof.

Um die Stufen zur Kapelle herum sahen wir die toten Mönche. Alle waren ins Mondlicht hinausgejagt und ermordet worden. Die Tschetschenen holten ihre Pferde und führten sie in den Hof, wo sie die Nacht über unbeaufsichtigt bleiben konnten. Dann kehrten sie zu uns zurück. Jeder verlangte das oder die Mädchen, die er selbst durch den Hof gezerzt hatte. Diejenigen, die nicht mit

ihrem Beutegut zufrieden waren, als sie ihre Hübsche mit denen der anderen verglichen, begannen zu streiten. Arusyag wurde der Arm gebrochen, als einer der Tschetschenen sie dem, der uns beide gefangen hatte, voller Neid entriss, weil er zwei Mädchen hatte. Ihr Peiniger blieb bei ihren Schmerzensschreien völlig ungerührt. Er bändigte sie, indem er ihr den gebrochenen Arm verdrehte, bis sie ohnmächtig wurde.

Als der Tag anbrach, konnten die Tschetschenen sich unsere Gesichter genauer ansehen. Sie wählten die aus, die sie für die Schönsten hielten. Die Restlichen ermordeten sie. Arusyag töteten sie wegen ihres gebrochenen Armes. Dann hoben sie uns Übrige auf ihre Pferde und ritten mit uns nach Diyarbakir.

10. Kapitel

Diyarbakir

Vom Rand eines sandigen Hochplateaus aus erblickte ich zum ersten Mal Diyarbakir⁶¹, einst die Hauptstadt unseres Landes⁶². Zwei Tage lang waren wir mit den Tschetschenen geritten. Wir wussten, dass in dieser alten Stadt neue Gefahren auf uns warteten. Vor Jahrhunderten war sie eine der berühmtesten Stätten des Christentums gewesen.

Die Tschetschenen ritten an der Kante des Hochplateaus entlang noch höher hinauf, und weit unter uns erstreckte sich die mit einer Stadtmauer befestigte Stadt, über deren Dächern hier und da ein Minarett hervorragte. Gleich hinter der Stadt floss der schöne blaue Tigris, der in der Bibel *Hiddekel* genannt wird. In dieser riesigen Tiefebene, die vom Tigris mit Wasser versorgt wird, scharten sich, so weit das Auge reichte, wie ein Gewimmel von Tupfen, deportierte Christen, Tausende und Abertausende, aus dem Norden, aus dem Osten und aus dem Westen. Manche waren Hunderte von Meilen gewandert. Nahezu alle Armenier, die bis dahin überlebt hatten, wurden nach Diyarbakir getrieben, wo sie innerhalb und außerhalb der Stadtmauern massenweise ermordet oder nach Süden in die Syrische und die Arabische Wüste geschickt wurden, wo man sie aussetzte und ihrem Schicksal überließ. Mehr als eine Million Angehörige meines Volkes mussten, als die Massaker begannen, in Richtung Diyarbakir aufbrechen. Aber nur 100 000,

61 Die Stadt Diyarbakir, bis 1937 Diyarbekir, Hauptstadt der gleichnamigen Provinz, von alters her Amida (assyrisch) oder Amed (aramäisch) genannt, zieht sich von Ost nach West zwei Kilometer weit über das Basaltplateau einer Anhöhe und wird von einer mächtigen Mauer aus Basalt völlig umringt, was ihr den Namen Kara Amida, schwarzes Amida einbrachte. Unterhalb fließt der Tigris durch eine sich weitende Ebene, verläuft in einer Schlaufe nach Süden und biegt bald darauf scharf nach Osten ab.

62 Die Heimatprovinz der Autorin, Mamuret-ul-Aziz, gehörte vor 1867 als Sandschak zur Großprovinz (*elayet*) Diyarbakir.

erfuhr ich später, haben noch die Ankunft in dieser alten Metropole am Tigris erlebt.

Hier wurde mehr als die Hälfte umgebracht, inner- und außerhalb der Stadtmauern. Nur junge Frauen und ein Teil der Kinder wurden verschont. Die Frauen verschwanden in Harems, und die Kinder kamen in Derwischklöster, wo man sie im Islam unterwies, um sie später, wenn sie herangewachsen wären, als Sklaven zu verkaufen.

Nail Pascha⁶³, der Vali von Diyarbakir, war boshaft und sehr gerissen. Innerhalb der Stadt gab es mehrere Jahrhunderte alte Festungen – eine aus der Zeit Mohammeds – und zwei große Gefängnisse. Vor unserer Ankunft waren über 3000 russische Kriegsgefangene in Fußmärschen aus dem Kaukasus nach Diyarbakir gekommen, um ihre Haft in diesen Gefängnissen anzutreten. Nail Pascha hatte ihnen alle Kleider und Nahrungsmittel wegnehmen lassen und sie genötigt, Maurerarbeiten an dem riesigen Haus zu verrichten, das er gerade für sich privat bauen ließ.

Als nun die Vertriebenen nach und nach in großen Scharen in Diyarbakir eintrafen, pferchte Nail Pascha alle Russen in eine der Festungen, in der sie nachts kaum Platz fanden, um sich hinzulegen. Die beiden Gefängnisse füllte er mit armenischen Männern, denen man erlaubt hatte, ihre Frauen zu begleiten. Kaum waren die Männer drinnen, mussten die Soldaten sie auf Befehl alle ermorden. In der Ebene außerhalb der Stadt warteten ihre Frauen, soweit sie nicht schon geraubt worden waren, vergeblich, und sie erfuhren nichts über das Schicksal ihrer Männer, Söhne und Brüder.

Als weitere russische Kriegsgefangene eintrafen, versammelte Nail Pascha massenweise Armenier in den Gefängnissen und ließ sie ermorden, sodass er die Russen zwingen konnte, die Leichen hinauszutragen und das Blut zu entfernen, bevor sie sich hinlegen konnten, um sich von der Feldarbeit oder den Bauarbeiten auszuruhen. Nail Paschas Soldaten erzählten voller Genugtuung, wie

63 Dieser Name stimmt nicht. Es handelt sich hier um Mehmed Reşid (1873–1919), Militärarzt, vom 15. März 1915 bis zum 26. März 1917 Vali von Diyarbakir. Er wurde auch Mehmet Reşit Şahingiray oder aufgrund seiner Herkunft Çerkez Mehmed genannt. Ab 1913 radikalisierte er sich zunehmend in seinem Hass auf Christen und wurde berüchtigt wegen seiner brutalen groß angelegten Vernichtungskampagnen.

die Leichen kleiner armenischer Kinder mit Zement in die Fugen zwischen den Steinen der Wände eingemauert worden waren.

Die Tschetschenen, die uns aus dem Kloster geraubt hatten, beschlossen, uns durch das Südtor in die Stadt zu bringen, wo die Stadtmauer fast bis zum Flussufer reichte. Aber als sie um die Stadtmauer herumgaloppiert und dort angekommen waren, kamen die Wachen aus dem Tor und erklärten, der Vali habe ein Verbot erteilt, weitere Exilierte hereinzulassen, bevor nicht alle, die sich innerhalb der Stadt aufhielten, »entsorgt« wären, also massakriert oder weggebracht.

Später erfuhr ich, warum Diyarbakir derart mit Flüchtlingen überfüllt war, und warum auch außerhalb der Mauern so viele Menschen lagerten. Der Vali versprach all denen Schutz vor weiteren Deportationen, die noch genug Geld übrig hatten, ihn zu bestechen. Diese durften in der Stadt verlassene Häuser bewohnen. Wenn ihnen das Geld ausging, endete der »Schutz«, und sie wurden in kleinen Gruppen aus der Stadt geschafft. An den Stadttoren lauerten schon Tschetschenen auf sie – sie waren benachrichtigt worden –, um sie zu töten.

Nachdem uns der Zugang zur Stadt verwehrt wurde, hoben die Tschetschenen uns von den Pferden und befahlen uns, einen Sitzkreis zu bilden, um uns leichter beaufsichtigen zu können. Im Kloster waren wir an die hundert gewesen, jetzt lebten nur noch 27. Drei der Mädchen waren jünger als ich. Keines war über zwanzig, aber mehrere waren zu Beginn der Massaker frisch vermählt gewesen.

Der Bandenchef ging allein in die Stadt. Den ganzen Tag, auch den nächsten und fast den ganzen dritten Tag saßen wir in der sengenden Sonne im Sand. Die Tschetschenen suchten nach Brot und Beeren und gaben uns etwas von dem, was sie übrig hatten. Nur einmal täglich erlaubten sie uns, Wasser zu trinken. Am zweiten Tag bekam ein Mädchen hohes Fieber. Sie rief laut nach Wasser, und ein Tschetschenen wollte sie deswegen schon schlagen, als sie ihm ihre geschwollene Zunge zeigte. Als der Tschetschene das sah, rief er seine Kameraden, und sie bekamen Angst, dass das Fieber sich auf uns alle übertragen könnte. Sie überhörten das Flehen des Mädchens um Wasser und schleiften es stattdessen hundert Fuß von uns weg. Dort überließen sie es sich selbst. Einmal kam es wieder auf die Beine und versuchte, zu uns zurückzukehren. Ein

Tschetschene ging ihm entgegen und schlug es mit dem Gewehrkolben zu Boden. Es konnte nicht mehr aufstehen. Wir sahen, wie es sich im Sand wälzte, bis es starb.

Am Abend unseres zweiten Wartetages vor den Stadtmauern entstand ein großer Tumult am Südtor. Auf einmal strömten Vertriebene – nur Frauen – heraus in die Ebene. Schon den ganzen Tag hatten sich tschetschenische Reiter aus der Umgebung in Gruppen versammelt und sich in der Nähe des Tores platziert. Jetzt wussten wir, warum sie gekommen waren. Wieder hatten sie den Hinweis erhalten, dass ein Vertriebenenzug aus der Stadt geschickt werde. Massenmorde an Frauen verübten die Türken selten selbst – Konstantinopel hatte das Töten bekehrungswilliger Frauen nicht gestattet. Diese Arbeit überließ man bestimmten Kurden – und anderen Banden.

Ich glaube, in diesem Menschenstrom waren mehr als 2000 Frauen, darunter einige Kinder. Vor Sonnenuntergang kamen die ersten aus dem Tor, und lange noch, als es schon dunkel war, strömten weitere hinaus. Die Tschetschenen trieben sie eine Meile außerhalb der Stadtmauern in einem Kreis zusammen, etwa eine halbe Meile von uns entfernt. Als der Mond aufging, drangen deutlich Rufe und Schreie zu uns durch, und wir wussten, die Tschetschenen verrichteten ihr grausames Werk. Die ganze Nacht über hörten wir die Schreie, manchmal aus näherer Distanz, als kämen Flüchtende in unsere Richtung. Darauf folgten Zurufe und Pferdegetrappel, durchdringende Schreie, schließlich nur noch Hufschläge, die allmählich leiser wurden.

Unsere tschetschenischen Aufseher ließen uns in Ruhe. Offenbar verschonten sie uns, weil sie etwas anderes mit uns vorhatten. Doch wir konnten in dieser Nacht kein Auge zutun. Selbst heute noch kann ich manchmal nicht schlafen, obwohl ich für immer in Sicherheit bin. Solche Schreie überkommen mich des Nachts, und selbst inmitten meiner Freunde kann ich sie nicht aus den Ohren kriegen.

Als der erste graue Nebel der Morgendämmerung über der Ebene aufstieg, war das Morden noch in vollem Gang. Mit einem Mal aber war alles still. Wir waren zu weit weg von der Stadt, um die Stimmen von den Minaretten hören zu können, aber wir wussten, dieses Innehalten war das Zeichen, dass für die Moslems die Stunde des Gebets gekommen war. Selbst mitten in ihrem

abscheulichen Tun hörten die Tschetschenen instinktiv diesen Ruf und knieten, gegen Mekka gerichtet, nieder. Ich weiß noch, wie ich mich an diesem Morgen, als die Banditen ihr Gebet mit der Bitte um Gnade und Ehre an ihren Allah richteten, fragte, wie sich mein Christus wohl fühlen würde, wenn sein Volk es wagen würde, sich ihm nach derartigen nächtlichen Gräueltaten bei Sonnenaufgang zu nähern.

Stärker als jemals zuvor schenkte ich Jesus Christus an jenem Morgen meine ganze Liebe und mein innigstes Vertrauen, während die moslemischen Banditen zu dem beteten, den sie Allah nannten.

Ich glaube, es waren nur noch höchstens 300 Armenierinnen am Leben, als wir im Sonnenlicht die Ebene überschauen konnten. Nur eine kleine Schar dicht zusammengedrängter Menschen bewegte sich noch, von Tschetschenen umzingelt, die sich an den Toten zu schaffen machten, die überall verstreut lagen, um bei Tageslicht zu prüfen, ob sie während des nächtlichen Massakers und Raubzugs auch nichts von Wert übersehen hatten.

In den Morgenstunden vergingen sich die Tschetschenen an den jungen Frauen, denen sie zugestanden hatten, die Nacht zu überleben. Wir beobachteten, wie sie zu der Gruppe der Überlebenden gingen und einige herauszertritten.

Als die Tschetschenen schließlich auch von diesem Treiben genug hatten, sahen wir, wie sie sich nicht weit von uns auf einer ebenen Fläche auf eine ihrer Lieblingsbeschäftigungen vorbereiteten, für die die wilden Tscherkessenstämme⁶⁴ bekannt sind, und der sie sich, wie ich später erfuhr, häufig widmeten, solange es mein Volk noch gab.

Sie steckten ihre Schwerter – diese Schwerter mit den langen Klingen aus Deutschland – in einer langen Reihe so in den Sand, dass die scharfen Spitzen der Größe eines Kleinkindes entsprechend aus der Erde ragten. Wir wussten alle, was das zu bedeuten hatte. Wenn armenische Kinder nicht brav sind, sagen ihnen die Mütter manchmal, die Tschetschenen kämen und nähmen sie mit, wenn sie nicht folgten. Wenn die Kinder dann fragen: »Und was machen die Tschetschenen, wenn sie kommen?«, antworten die

64 S. Fußnote 60; gemeint ist hier der Oberbegriff *Tscherkessen* für zwölf kaukasische Ethnien.

Mütter: »Die Tschetschenen sind sehr böse Raubritter, sie schärfen ihre Schwerter gern an kleinen Jungen und Mädchen.«

Ich zitterte am ganzen Körper und war von Grauen erfasst angesichts all der Dinge, die nach dieser Schreckensnacht bei Tagesanbruch ans Licht gekommen waren. Auch die anderen Frauen um mich herum zitterten am ganzen Leib vor Entsetzen und Angst, noch mehr miterleben zu müssen. Lieber wollten sie sterben. Wir baten unsere Tschetschenen, uns wegzubringen, an einen Ort, wo wir die Klingen dieser Schwerter nicht sehen müssten. Aber sie lachten uns nur aus und sagten, wir sollten ruhig hinschauen, damit wir ihnen, unseren Beschützern, umso größeren Dank entgegenbrächten.

Als die Schwerter in Reih und Glied im Sand steckten, eilten die Tschetschenen zu der kleinen Schar der armenischen Überlebenden. Wir beobachteten, wie sie sich unter sie mischten und mit allen jüngeren Frauen herauskamen – vielleicht fünfzehn oder zwanzig, ich konnte sie nicht genau zählen. Sie trugen sie auf dem Arm oder schleiften sie mit sich. Jedes Mädchen musste sich zwischen zwei Schwertern aufstellen und bekam jeweils einen Tschetschenen – ohne Pferd – zugeteilt, der es aufrecht halten musste. Die Gefangenen schrien und bettelten um ihr Leben. Aber die brutalen Räuber blieben gleichgültig.

Als die Mädchen alle platziert waren, stiegen die anderen Tschetschenen auf die Pferde und versammelten sich am Ende der Reihe. Ein Signal ertönte, und der erste galoppierte los, an der Schwerterreihe entlang, ergriff ein Mädchen, hob es hoch in die Luft und schleuderte es, ohne das Pferd zu bremsen, auf eine der Schwertspitzen.

Das war ein *Spiel*, ein *Wettbewerb*! Es kam darauf an, möglichst viele Mädchen auf die Schwertspitzen zu speißen und darauf, dass jedes in ununterbrochenem Galopp möglichst mit einem einzigen Wurf zu Tode kam. Nur die Geschicktesten schafften es, mehr als ein Mädchen aufzuspießen. Manche hoben ein weiteres in die Höhe, verpassten aber wegen der hohen Geschwindigkeit beim Abwerfen die Schwertspitze, und stellten das Mädchen dann trotz Knochenbrüchen und blutender Wunden wieder in die Reihe, um es noch einmal für das »Spiel« zu verwenden. Es konnte nur noch beten, dass der Tschetschene beim nächsten Versuch sein Ziel erreichen und das Schwert seinen Qualen ein Ende machen würde.

In der Zwischenzeit waren die Juden von Diyarbakir von Gendarmen aus der Stadt geholt worden. Sie sollten die Leichen der ermordeten Armenier aufsammeln. Sie brachten Karren und Esel, auf deren Rücken man Behälter angegurtet hatte. In diesen Karren und Behältern mussten sie die Toten aufeinanderstapeln und ans Ufer des Tigris bringen. Hier gaben die Türken den Juden den Befehl, ihre menschliche Last ins Wasser zu werfen. Den Juden blieb nichts anderes übrig, als derartige Demütigungen hinzunehmen. Die Moslems töteten sie zwar nicht, zwangen sie aber mit Vorliebe, solche schlimmen Aufträge für sie zu erledigen.

Am späten Nachmittag kam der Anführer unserer Tschetschenen aus der Stadt zurück, und die Männer sprachen, etwas abseits von uns, sehr aufgeregt mit ihm. Bei Anbruch der Dunkelheit hoben sie uns auf ihre Pferde und ritten mit uns durch das Südtor in die Stadt. Am Tor legte der Bandenchef den Gendarmerieoffizieren ein Dokument vor, das er aus der Stadt mitgebracht hatte, und sein Leute durften passieren. Durch enge, dunkle Straßen kamen wir zu einem Haus, dessen Stockwerke sich in Terrassen hoch über die anderen Häuser erhoben. Ein eisernes Tor führte in einen der Straße abgewandten Hof. Dort wartete bereits der *Hamal*, ein Angestellter für schwere körperliche Arbeiten, auf uns und stieß das Tor auf. Die Banditen stiegen vor dem Tor ab und hoben uns von den Pferden. Der Anführer gab uns einen Wink hineinzugehen. Er selbst trat mit einem Dutzend seiner Leute hinter uns ein. Das Tor wurde geschlossen. Einige Tschetschenen gingen ins Haus. Ein paar Minuten später kamen sie mit einem fremden Mann heraus, dessen Uniform verriet, dass er ein deutscher Soldat war. Diener mit Leuchtern folgten ihm. Der Soldat schaute uns in die Gesichter und begutachtete uns auf beschämende Weise. Nur acht Mädchen gefielen ihm, darunter auch ich. Man schob uns ins Haus und schloss die Tür hinter uns zu. Wir hörten noch, wie die Tschetschenen die anderen Mädchen zusammen zur Straße führten. Was aus ihnen wurde, weiß ich nicht.

Der Soldat und seine nicht einheimischen Diener – ebenfalls Deutsche, wie ich später herausfand – führten uns in einen Raum mit Steinboden, der früher als Pferdestall gedient hatte. Dort mussten wir bleiben.

Es war vielleicht zwei, drei Stunden später, ich glaube um Mitternacht – wir verloren mehr und mehr das Zeitgefühl –, als der

Soldat und seine Gehilfen uns abholen kamen. Zuerst mussten wir alles ausziehen, was wir noch am Leibe trugen. Wir schämten uns und hatten Angst. Sie führten uns aus dem Stall und brachten uns in einen Raum, in dem uns drei Männer in deutschen Offiziersuniformen erwarteten. Die Soldaten salutierten. Die Männer schienen von unserem Anblick sehr angetan zu sein. Wir versuchten, unsere Blößen mit den Armen zu bedecken und versteckten uns hinter den anderen, aber mit hartem Griff zertrümmerte uns der Soldat auseinander. Die Offiziere lachten über unsere Schamgebärden und ließen den Soldat abtreten. Dabei sagten sie etwas auf Deutsch zu ihm, das ich nicht verstehen konnte.

Die Offiziere unterhielten sich auf Deutsch und versuchten, uns zu streicheln. Sie waren höchst amüsiert, als wir sie inständig baten, uns zu verschonen, uns die Kleider wiederzugeben und in Gottes Namen barmherzig zu sein.

Fast zwei Wochen war ich in diesem Haus gefangen. Der Name des ranghöchsten Soldaten war Hauptmann August Walzenburg. Er hatte eine Glatze und schien mittleren Alters zu sein. Nach einer Weile konnte ich immer mehr über ihn in Erfahrung bringen. Er war vorher in Van für die DEUTSCH-ORIENTALISCHE HANDELSGESELLSCHAFT tätig. Als Reserveoffizier wurde er dann zum Kriegsdienst eingezogen. In Van half er den türkischen Verantwortlichen, ein Bataillon aufzustellen und nahm auch an den Massakern in der Stadt teil. Ihm war befohlen worden, einem deutschen General in Aleppo⁶⁵ Bericht zu erstatten, dessen Namen ich nicht kenne, der dort türkische Soldaten für die Mesopotamische Armee ausbildete. Als er aber in Diyarbakir ankam, hörte er vom russischen Vormarsch im Kaukasus. Per Telegramm erhielt er Order, in Diyarbakir weitere Instruktionen abzuwarten. Die beiden

65 »Der Genozid an den Armeniern wurde in Konstantinopel geplant. Erzurum war das Operationszentrum. Aleppo fungierte als Drehscheibe für die Deportation [...] ein natürlicher Straßen- und Eisenbahnknotenpunkt«, so schreibt Yves Ternon in: Tabu Armenien, Frankfurt: Ullstein 1981, S. 199. Die meisten wurden von dort aus in die mesopotamischen Wüsten geschickt oder vegetierten in elenden Camps am Rande der Straßen oder in zweckentfremdeten Karawansereien vor sich hin, bis sie in Richtung Deir-ez-Zor weitergetrieben wurden. Talaat, der Innenminister, hatte es zudem besonders auf die Kinder in den drei Waisenhäusern der Stadt abgesehen und in Telegrammen an die Präfektur von Aleppo befohlen, sie unauffällig und ausnahmslos zu töten, so Yves Ternon, ebenda.

anderen Armeeangehörigen waren Leutnants, die mit ihm aus Van gekommen waren und ebenfalls Befehle abzuwarten hatten.

Zu diesem Zeitpunkt waren sie die einzigen deutschen Soldaten in Diyarbakir. Der Vali behandelte sie überaus zuvorkommend. Wohlweislich hatte er das Haus, in dem wir gefangen gehalten wurden, für sie reserviert. Dort wurden viele schöne armenische Mädchen abgeliefert, die von Kurden und Tschetschenen gestohlen worden waren. Wenn die Herren ihrer überdrüssig wurden, schickten sie sie aus der Stadt in die Lager der Vertriebenen oder gaben sie zum Verkauf an Türken frei.

Der deutsche Hauptmann verlangte von mir, ihm gefügig zu sein. Ich wehrte mich mit all meinen Kräften und sagte ihm, er könne mich ruhig töten. Das amüsierte ihn. Damals, als seine Gefangene, probierte ich zum ersten und zum letzten Mal in meinem Leben ein Getränk, das, wie ich in Amerika erfuhr, Whiskey genannt wird. Er schmeckte bitter und abscheulich. Die Offiziere hatten ihn aus Van mitgebracht. Sie tranken eine Menge davon, und das machte sie brutal. Eines Nachts versammelten sie alle Mädchen im Speiseraum und zwangen sie, auf den Tischen zu sitzen und diesen scheußlichen Whiskey zu trinken. Uns wurde übel davon, und daran hatten sie ihre helle Freude.

Nach und nach wurden alle mit mir aus dem Kloster Entführten von den Soldaten, die ihrer überdrüssig wurden, weggeschickt, und neue Mädchen mussten sie ersetzen. Mich behielten sie, glaube ich, nur, weil ich mich so stark wehrte, wenn einer von ihnen sich mir näherte. Der Hauptmann klatschte dann jedes Mal in die Hände und lachte laut auf, wenn ich gegen ihn ankämpfte. Es gab noch ein weiteres Mädchen im Haus, das schon vor mir gekommen war. Es hatte einem der Leutnants besonders gefallen. Es erzählte mir von einer Nacht, in der die Offiziere viel Whiskey getrunken hatten und besonders grausam geworden waren. Sie hätten Mädchen holen lassen, sagte es, sie hintereinander aufgestellt, dann ihre Pistolen gezogen, von der Seite auf ihre Brüste gezielt und geschossen. Später erfuhr ich, dass diese brutale Quälerei auch von Türken des Vilayets Van angewandt wurde, als sie dort unser Volk massakrierten.

Schließlich bekamen die Offiziere den Befehl, Diyarbakir zu verlassen. Angeblich sollten sie nach Kharput. Sie bereiteten sich unverzüglich auf den Auszug vor und wollten am nächsten Morgen

aufbrechen. Sie hatten wertvolle Teppiche und kostbaren Schmuck im Haus angesammelt, die sie Kurden und Tschetschenen abgekauft hatten. Dieses den Armeniern geraubte Beutegut packten sie jetzt sorgfältig in Kisten, die der Vali aufbewahren sollte, bis eine Karawane auf ihrem Weg zur Eisenbahn nach Ras-ul-Ain vorbeikäme. Sie waren derart in Eile, dass sie uns kaum beachteten. Als sie losritten, folgten ihnen all ihre Diener auf Eseln. So blieben wir allein im Haus zurück.

Wir hätten uns über unsere Befreiung freuen können, doch uns drohte die Gefahr, den türkischen Gendarmen in die Hände zu fallen. Bestimmt würden sie uns finden. Wir durchsuchten das Haus, bis wir den dunklen Raum fanden, in dem die Diener unsere Kleider versteckt hatten. Hier lagen die Kleider all der Mädchen, die hierher verschleppt worden waren. Jede von uns nahm sich etwas davon zum Anziehen. Wir verbrachten Tag und Nacht voller Angst, entdeckt zu werden. Wir wagten uns weder auf die Straße noch wollten wir bleiben, wo wir waren. Es gab viele ausländische christliche Missionsstationen in der Stadt, auch Amerikaner, aber in einem anderen Stadtviertel, in das wir uns nie gewagt hätten. Am dritten Tag nach der Abreise der Offiziere kamen die Gendarmen. Ich glaube nicht, dass sie in diesem Haus jemanden vermuteten, und dass sie lediglich kamen, um nachzusehen, ob die Deutschen noch unverpackte Gegenstände zurückgelassen hatten.

Wir sahen, wie sie durch das Hoftor hereinkamen. Nirgendwo fanden wir ein Versteck, denn die Etagen des Hauses waren in Terrassen versetzt angelegt. Wir konnten uns nur im äußersten Winkel zusammendrängen und unsere Gefangennahme so lange wie möglich aufschieben.

Doch schon vom Hof aus entdeckten uns die Gendarmen. Mit lauten Rufen kamen sie hereingestürmt. Als ich durch den Raum lief, den einer der deutschen Offiziere bewohnt hatte, erblickte ich ein Messer, das er zurückgelassen hatte. Ich nahm es an mich und versteckte es in meiner Kleidung. Es war das erste Mal, dass ich ein Messer oder überhaupt eine Waffe in der Hand hatte seit meiner Vertreibung aus meiner Heimatstadt Tschemschkadsag.

In einem der Zimmer trieb mich ein Gendarm in die Enge, als gerade alle anderen Mädchen gefangen wurden. Er packte mich an den Armen und zog mich ins Nachbarzimmer. Da erblickte mich der Gendarmerieoffizier. Er hielt den Mann an, nahm mich ihm

weg, befahl ihm, eine andere zu suchen und schob mich in den nächsten Raum. Aber als er versuchte, mich an den Armen zu fassen, wandte ich mich ihm mit dem Messer zu.

Ich weiß, Gott hat mir die Hand geführt, denn ich bin sicher, dass ich ihn getötet habe. Er fiel mir direkt vor die Füße.

In den anderen Räumen und im Hof misshandelten die Soldaten die Mädchen, die sie gefunden hatten. So konnte ich unentdeckt zur Straße gehen. Ich schaute in alle Richtungen. Außer einer Türkin auf der anderen Straßenseite war niemand zu sehen. Sie trat gerade aus dem Tor. Einen Augenblick glaubte ich, erwischt zu werden und griff nach dem Messer, das ich noch unter dem Kleid trug. Aber die Türkin war einfühlsam und hatte Mitleid mit mir. Sie trat zurück in ihren Toreingang und bedeutete mir, ihr zu folgen. Ich hatte Angst, aber ich traute ihr. Sie schloss das Tor und nahm mich in ihre Arme. Es tue ihr leid um mich und meine Leute, sagte sie, und sie wolle mir helfen. Aber sie wagte nicht, mich ins Haus zu lassen. Bis zur Nacht könne ich in ihrem Hof bleiben, sagte sie, dann erst könne ich es wagen, mich aus der Stadt hinaus zu den Vertriebenen zu schleichen.

Tagsüber brachte sie mir etwas zu essen. Als es dunkel war, kam sie sich verabschieden. Sie küsste mich und gab mir drei Lira. Mehr konnte sie nicht entbehren, ohne von ihrem Mann gescholten zu werden. »Geh durch das Nordtor hinaus, nicht durch das Südtor«, riet sie mir. »Alle Vertriebenen, die durch das Südtor hinausgeführt werden, werden ermordet. Alle, die auf dem Gelände jenseits des Nordtores lagern, können weiterleben. Aber geh nicht in der Nacht zu ihnen, sonst kannst du in ein Massaker geraten. Verstecke dich zwischen den Felsen am Pass durch die Karajakh-Hügel, eine Meile aus der Stadt nach Norden. Wenn die Armenier nach ihrem Aufbruch diese Felsen erreichen, bedeutet das, dass sie eine weitere Etappe ihres Marsches erleben können.«

Ich erreichte das Nordtor, ohne angehalten zu werden, denn ich war darauf bedacht, mich nur im Dunkeln zu bewegen. Am Tor hielten Gendarmen Wache, aber sie waren unaufmerksam. Ich lief auf das offene ebene Gelände und folgte den Anweisungen der freundlichen Türkin, bis ich die Felsen und den Pass durch die Hügelkette rings um den Nordteil der Stadt erreichte. Diese Passstraße mussten die Vertriebenen, die von Diyarbakir in die südlichen Wüsten geschickt wurden, passieren.

Ich wartete die Nacht über an den Felsen. Am Morgen entschied ich mich, ein Versteck in der Nähe der Straße zu suchen, wo ich nicht von Soldaten, Kurden oder Tscherkessen entdeckt werden konnte, die auf dem Gelände nahe der Stadt herumlungerten, und wo ich abwarten konnte, bis ein Zug mit Deportierten aus meiner Heimat vorbeikäme.

Als ich mir aber zwischen den Felsen einen Weg durch den engen Pass bahnte, erblickte ich auf der Straße unterhalb von mir drei Zaptiye, die in meine Richtung kamen. Darauf war ich nicht gefasst gewesen. Unwillkürlich schrie ich auf, hielt aber sofort inne. Die Zaptiye hatten mich gehört. Ich lief zurück hinter die schützenden Felsen und zog das Messer heraus, das ich behalten hatte, denn lieber wollte ich mich umbringen, als wieder geraubt werden. Aber ich fürchtete, Gott würde das nicht gutheißen. Während die Zaptiye die Felsen durchsuchten, kniete ich in einer Felspalte nieder und bat Gott, mir zu sagen, was ich tun solle, und ob er es mir übel nähme, wenn ich Hand an mich legte, bevor die Zaptiye mich fänden. »Lieber Gott, sage mir, soll ich jetzt zu Dir kommen oder warten, bis Du mich rufst?«, fragte ich Ihn. Ich weiß, Er hat mich gehört, und ich weiß, Er hat mir geantwortet. Denn etwas sagte mir, ich solle das Messer weit weg werfen – und ich tat es. Es war Gottes Wille, das weiß ich genau, denn bald darauf sollte Er mich in die Arme meiner Mutter führen, damit ich noch einmal mit ihr zusammen sein konnte, bevor die Türken sie ermordeten.

11. Kapitel

»Ishim yok, keifim tchok!«

Ich warf das Messer weg und stand auf. Bald darauf fanden mich die Zaptiye. Ich hatte mich mit allem abzufinden, was mit mir geschehen würde.

Ich sagte ihnen, dass ich aus der Stadt entkommen war, dass ich meine Angehörigen wiedertreffen wolle und keinen Ärger machen würde, wenn sie mich in Ruhe ließen. Ich hatte noch die drei Lira von der guten Türkin, aber ich wusste, wenn ich sie ihnen jetzt gäbe, würden sie mich durchsuchen, um mehr zu finden, und mich sogar töten. Also versicherte ich ihnen, ich bekäme von meinen Angehörigen Geld für sie, falls sie mich in eine Gruppe ließen, die nicht getötet würde. »Vielleicht werden alle getötet, vielleicht nicht alle. Wir wissen es nicht. Komm mit! Besorge uns Geld, und wir werden dich am Leben lassen«, sagte einer von ihnen.

Ich war erst eine kurze Strecke mit ihnen gegangen, als wir eine lange Kolonne Vertriebener auf uns zukommen sahen. Da blieben die Zaptiye stehen. Aus ihrer Unterredung konnte ich schließen, dass sie alle drei aus einem Dorf, das schon hinter uns lag, zur Verstärkung der Eskorte dieses Flüchtlingszuges geschickt worden waren. Bald kamen die Menschen näher. Die Zaptiye forderten mich auf, mich nach Erhalt des Geldes in die vordersten Reihen zu begeben – sie kämen wieder, um mich aufzuspüren, und bis dahin müsste ich das Geld haben, oder sie würden mich wegbringen und töten. Ein paar Stunden später kamen sie. Ich gab ihnen die drei Lira, und sie hielten ihr Versprechen und taten mir nichts an.

Ich hatte mich dem Zug aus Erzurum und den kleineren Städten dieses Bezirks angeschlossen. Mein Herz schlug vor Freude, als ich unter ihnen auch einige armenische Männer erblickte. Zum ersten Mal seit so langer Zeit sah ich Männer meines Volkes, und ich freute mich für die Frauen, deren Ehemänner und Väter noch mit ihnen zusammen sein konnten. Als mich die Zaptiye zu dieser Gruppe führten, streckten mir die Frauen, die vorne standen, die

Arme entgegen, denn sie dachten, ich sei eines ihrer Mädchen, die in der Nacht zuvor geraubt worden waren. Als ich ihnen berichtete, dass ich aus Diyarbakir entkommen war, freuten sie sich sehr, und eine Frau, die ihre sechzehnjährige Tochter an die Türken verloren hatte, bot mir an, deren Platz einzunehmen und mit ihr zu wandern. Eine weitere kleine Tochter, sechs Jahre alt, war noch bei ihr.

Der Zug bestand aus 2000 Menschen, vielleicht waren es auch mehr. Von den 40 000 armenischen Familien, die aus Erzurum und den umliegenden Dörfern verjagt worden waren, waren nur noch sie übrig geblieben. Erzurum⁶⁶ liegt genau 150 Meilen nördlich von Diyarbakir. Aber man hatte dort die Armenier geteilt und sie in zwei Richtungen nach Diyarbakir geschickt, die einen 300 Meilen über Erzindjan und Malatya, und die anderen 250 Meilen über Khnus⁶⁷ und Bitlis. Trotzdem erreichten die Überlebenden beider Züge Diyarbakir fast zur gleichen Zeit, denn letztere waren viele Tage in Städten, die an der Marschroute lagen, festgehalten worden.

Der einzige Freund, den die Armenier in Erzurum hatten, als sie zur Deportation zusammengetrieben wurden, war der gute *Badvelli*⁶⁸, der amerikanische Vizekonsul Robert Stapleton⁶⁹ aus New

66 Erzurum (armenisch: Karin, Ardsen oder Erzrum) liegt auf einem im Norden und Süden durch Gipfel begrenzten weiten Hochplateau, an die 2000 m hoch, nahe an der Quelle des Westlichen Euphrat (Kara oder Frat). Die Winter sind hier hart und sehr lang; das Gebiet ist erdbebengefährdet. Während der armenischen Artaschidendynastie (3.–1. Jahrhundert v. Chr.) entstand eine Siedlung namens Karin. Später entwickelte sich der Ort zu einem bedeutenden Handelszentrum am Knotenpunkt mehrerer Fernwege. Zahlreiche Karawanen aus Persien machten hier Rast, unterwegs nach Trapezunt am Schwarzen Meer, von wo die Waren verschifft wurden. Die mächtige, ehemals byzantinische Zitadelle Theodosiopolis diente als Grenzfestung und wurde von Persern, Arabern, den armenischen Bagratiden (9.–11. Jahrhundert), den Seldschuken und schließlich den Osmanen eingenommen. 1915 waren von den 645 000 Einwohnern der Provinz 215 000 Armenier. Die Besetzung eines Tales im Osten durch die russische Armee ermöglichte den dort Ansässigen die Flucht in den russischen Kaukasus. Von den 60 000 armenischen Bürgern der Hauptstadt überlebten nur sehr wenige die Todesmärsche. S. auch Yves Ternon: *Tabu Armenien*. Frankfurt: Ullstein 1981, S. 177, 178.

67 Khnus (arm.), heute Hınıs (türk.).

68 Evangelischer Geistlicher, Pfarrer.

69 Reverend Robert Stapleton war in Erzurum über Jahre als Missionar tätig, nicht als Diplomat, trug jedoch den Titel Vizekonsul. S. James Bryce: *The Treatment of Armenians in the Ottoman Empire 1915–1916*. London: 1916, S. 225–228.

York. Er nahm so viele armenische Mädchen wie möglich in seinem Haus in Erzurum auf, und als die Türken sie holen wollten, zeigte er nur auf die amerikanische Flagge über der Eingangstür und befahl ihnen zu gehen. Es gab viele Mütter in unserem Zug, die froh waren, dass auch ihre Töchter zu M. Stapletons Schützlingen gehörten, sich aber sorgten, ob sie dort immer noch sicher seien. Viele Monate später erfuhr ich, dass der gutherzige Badvelli sie alle unversehrt beherbergte, bis die Russen in Erzurum einmarschierten und für ihren Schutz sorgten.

Der Zug aus Erzindjan bestand ursprünglich aus fast 75 000 Männern, Frauen und Kindern. Nur 500 von ihnen kamen bis Diyarbakir. Die schönsten und jüngsten Mädchen waren unterwegs alle von Kurden und Zaptiye gestohlen und den Türken vermacht worden. Die kleinen Mädchen unter zehn Jahren hatte man entweder getötet, weil sie nicht kräftig oder hübsch genug waren, oder an Türken verkauft, die sie bei sich behielten und zu Mohammedanerinnen für ihre Harems erzogen. Viele junge Frauen, die nicht verkauft wurden, starben an den Folgen von Vergewaltigungen und anderen Misshandlungen. Wenn Großmütter oder Mütter krank wurden, wurden sie lebend am Straßenrand zurückgelassen oder sofort getötet. So blieben nur noch 500 übrig. Von den anderen Gruppen – es waren einmal 50 000 Menschen, meist aus den Kleinstädten in der Gegend von Erzurum, unter ihnen viele wohlhabende Familien, Lehrer, Bankiers, Kaufleute und Handwerker aus Erzurum selbst – waren nur noch 1500 am Leben, darunter etwa 300 Männer, schätze ich.

Wenn sich Menschen aus verschiedenen Kolonnen im Lager vor den Toren Diyarbakirs wiedererkannten, waren sie außer sich vor Freude, und sie durften ihre Zelte dicht beieinander aufstellen. Geld und Wertsachen hatte man ihnen geraubt, und daher konnten sie den Vali nicht bestechen, sie innerhalb der Stadt wohnen zu lassen. Jede Nacht kamen Türken aus der Stadt, um Mädchen zu stehlen, und auch Soldaten, um sich für ein paar Stunden Mädchen und junge Frauen zu »borgen«. Die Vertriebenen bekamen nichts zu essen außer einer Scheibe Brot jeden zweiten Tag, die der Vali ihnen bringen ließ, und hin und wieder etwas, das amerikanische Missionare aus der Stadt schmuggeln konnten, indem sie türkische Wasserträger bestachen.

Während der Nacht, die ich in meinem Versteck zwischen den Felsen verbracht hatte, hatte man ihnen angekündigt, sie würden

schon am Morgen weitergeschickt, diesmal nach Urfa. Da hatten sie die türkischen Offiziere gebeten, sie noch eine Weile rasten zu lassen, weil so viele unter geschwollenen Füßen litten. Die Schmerzen nahmen während der Schonzeit von elf Tagen noch zu, und nicht selten platzte die Haut auf. Sie baten um weiteren Aufschub, bis die Füße ausgeheilt wären, aber diesen Gefallen taten ihnen die Türken nicht. So mussten sie in aller Frühe aufbrechen, und ich schloss mich ihnen an. Bis Urfa waren es 200 Meilen. Danach sollte es weiter in die Arabische Wüste gehen, falls mich nicht das härtere Schicksal träfe und ich auf der langen Wegstrecke wieder geraubt würde.

Zum ersten Mal, seit ich vor so vielen Wochen mein Elternhaus verlassen musste, erfuhr ich nun auf dem Weg nach Urfa, wohin man meine Angehörigen und die Bürger meiner Heimatstadt – soweit sie überlebt hatten – gebracht hatte. Bei uns im Lager erzählten Soldaten aus Diyarbakir, dass alle, die es bis Aleppo schaffen konnten, weiter in den Bezirk Deir-ez-Zor geschickt worden seien, wo sie Militärstraßen durch die Wüste bauen sollten.

Da man so wenige Männer am Leben gelassen hatte, sollten die Kräftigeren unter den Frauen dafür eingesetzt werden. Aber ständig hofften alle auf die Befreiung. So viele Armenier hatten Freunde in Amerika, Söhne und Brüder, die unser Land verlassen hatten, um in die Vereinigten Staaten zu ziehen. Jede Nacht beteten sie, aus Amerika möge doch noch rechtzeitig Hilfe kommen, bevor alle tot wären. Es gab sogar Gerüchte, es seien schon Hilfsgüter unterwegs, und gute Menschen in den Vereinigten Staaten würden Geld, Nahrung und Kleidung schicken und versuchen, die Türken milder zu stimmen. Diese beharrliche Hoffnung war es, die Tausende am Leben erhielt.

Unser Zug kam wegen der geschwollenen Füße nur sehr langsam voran. Als wir zu den Felsen kamen, bei denen man mich erwischt hatte, bereiteten die scharfkantigen Steine auf dem schmalen Pass allen, deren Fußsohlen aufgeplatzt waren, höllische Schmerzen. Mehr als eine Meile mussten wir durch diesen felsigen Hohlweg gehen, bis wir wieder auf offenes Gelände kamen. Ich hatte ein paar Sandalen mit Ledersohlen, die ich aus dem Haus der Deutschen mitgenommen hatte. Die gab ich der Frau, die mich gebeten hatte, sie zu begleiten, deren Füße bluteten. Niemand sonst in dem Zug hatte Schuhe, Pantoffeln oder irgendetwas, um seine Füße zu

schützen, außer Stofffetzen, die einige noch von ihren Kleidern abreißen konnten.

Einige Vertriebene hatten außerhalb von Diyarbakir kostbare Spitzen, die sie sich um den Körper gewickelt hatten und so für sich bewahren konnten, gegen Esel- und Ochsenkarren, *Arabas* genannt, eingetauscht. Man hatte ihnen versichert, sie könnten sie bis Urfa nutzen. Sie hatten darin viele kleine Brotstückchen versteckt und hofften, so den Hungerqualen auf der langen Reise vorzubeugen. Aber als sie die Felsen erreichten, wurde der Pass so eng, dass sie große Mühe hatten, die *Arabas* hindurchzuzwängen.

Von der anderen Seite des Passes waren türkische Dorfbewohner zu den Felsen gekommen. Als sie sahen, wie sich die Vertriebenen mit ihren *Arabas* abmühten, fragten sie die Zaptiye, ob sie die Esel- und die Ochsenkarren nicht haben könnten. Diese antworteten, gegen eine geringe Geldsumme, die die Aufseher unter sich teilen würden, könnten sie sie haben.

Also gaben die Dorfleute den Zaptiye das Geld, stürzten sich sofort auf uns und entrissen uns die Tiere und die Karren. Mit der Begründung, sie hätten den Zaptiye auch den Inhalt der Wagen bezahlt, ließen sie uns nicht einmal die wenigen Dinge herausholen, die noch darin waren, auch nicht das Brot.

In einer der *Arabas* waren zwei kleine Mädchen versteckt, neunjährige Zwillinge, deren Mutter in Diyarbakir gestorben war. Ihre Tante kümmerte sich um sie. Dreimal schon hatte sie die Zaptiye bezahlt, damit sie die Kinder unbehelligt ließen, danach fehlten ihr die Mittel für weitere Bestechungen. Sie hatte die Zwillinge in ihrer *Araba* versteckt, um sie zu retten und ihnen den anstrengenden Marsch zu ersparen. Der Bauer, der sich ihren Karren nahm, verweigerte es ihr, die Mädchen herauszuholen. Sie gehörten zu dem Wagen, meinte er. Die Frau war außer sich und griff den Bauern laut schreiend mit bloßen Händen an. Ein Armenier stand in der Nähe. Er und viele Frauen stürzten sich auf den Mann, der allein war. Drei Zaptiye eilten herbei, als sie aber sahen, wie wild entschlossen die Armenier waren, trauten sie sich nicht, dem Bauern zu helfen und befahlen ihm, der Tante die Zwillinge auszuhändigen.

Obwohl etwa 2000 Deportierte in unserem Zug waren, konnte ich nur elf Zaptiye in unserer Eskorte entdecken. In Diyarbakir hatte man alle, die man entbehren konnte, in den Norden zur

Armee geschickt, und es gab kaum noch Aufseher für die Exilierten. Wären mehr als drei da gewesen, hätten sie den Türken nicht daran gehindert, die kleinen Mädchen zu entführen. Im nächsten Dorf beschlossen die Zaptiye, Hilfskräfte anzuheuern, denn sonst hätten sie ja auf ihre zur Gewohnheit gewordenen nächtlichen Orgien verzichten müssen. Wir machten in diesem Dorf Halt, weil die Zaptiye hier eine lange Unterredung mit dem Mudir, dem Dorfvorsteher, hatten. Dieser erschien bald darauf mit einem Gefolge von zwanzig bis dreißig der schäbigest aussehenden Türken, die mir je begegnet sind. Doch jeder trug ein Gewehr auf dem Rücken und am Ärmel ein Band aus rotem Wollstoff, das Abzeichen der Polizeibehörde. Als wir aufbrachen, wurden diese zusätzlichen türkischen Aufseher unter uns verteilt.

Am zweiten Tag unseres Marsches begegneten wir einer Schar berittener türkischer Soldaten, die einen Konvoi aus sehr komfortabel aussehenden überdachten Arabas, den in der inneren Türkei üblichen Reisekutschen der Wohlhabenden, begleiteten. Darin saßen vierzig *Hanums*, türkische Ehefrauen, die mit ihrer Eskorte nach Erzurum reisten, um ihre Männer zu besuchen, hohe Militärs, die dort mit ihren Einheiten in der großen Festung stationiert waren. Sie kamen aus Damaskus, Beirut und Aleppo. Als unsere Kolonne näher kam, hielten die Arabas an, und die Soldaten befahlen unseren Aufsehern, ebenfalls Halt zu machen.

Da entdeckten wir, dass in mehreren Arabas armenische Mädchen im Alter von sechs bis acht Jahren saßen. Alle sahen sehr niedlich und fein angezogen aus, wie Töchter aus betuchten Familien. Einige winkten uns von unterhalb der Vorhänge mit ihren kleinen Händen zu, was unsere Aufmerksamkeit erregte. In jeder Araba waren sechs bis zehn Mädchen, und weitere verbargen sich in den Frauenkutschen.

Die kleinen Mädchen erzählten uns, sie kämen aus Urfa⁷⁰ und Aleppo, ihre Eltern und Verwandten seien alle ermordet worden;

70 Der Genozid an den Armeniern in Urfa hatte schon während der Pogrome Abdul Hamids seinen Anfang genommen, als am Weihnachtstag 1895 aufgrund vorsätzlicher Brandstiftung 1200 Gläubige bei lebendigem Leib in ihrer Bischofskirche verbrannten. 1915 folgten die 28 000 armenischen Bürger dem Aufruf zur Deportation zum 19. August 1915 nicht. Sie blieben in ihren Wohnvierteln und hatten bereits unterirdische Gänge gegraben und mit Lebensmitteln und Munition gefüllt. Acht Tage später nahm der deutsche Artilleriechef

sie seien diesen türkischen Ehefrauen übergeben worden, die, soweit sie wüssten, einen Teil von ihnen in moslemische Schulen in Erzurum bringen wollten, um sie später, wenn sie etwas älter wären, zum Kauf anzubieten. Die übrigen würden die Frauen als Dienerinnen behalten oder an befreundete Türken verkaufen.

Die Ehefrauen stiegen aus den Kutschen und fragten unsere Zaptiye, ob es unter uns auch gut aussehende Mädchen gebe. Diese verneinten das – warum auch sollten sie diesen Türkinnen Mädchen überlassen, für die sie womöglich kein Geld bekamen. Aber eine der Frauen erblickte ein kleines Mädchen, das sich eng an seine Mutter schmiegte, und bestand darauf, dass man es ihr bringe. Sie betrachtete die Kleine genau und sah, wie hübsch sie war. Dann befahl sie einem Soldaten, sie in ihre Kutsche zu bringen. Die Mutter klammerte sich verzweifelt an ihr Kind, und als die Hanum im Beisein des Soldaten das Mädchen anfasste und wegzerren wollte, verlor sie die Selbstkontrolle und schlug nach ihr. Sofort hielt der Soldat sie fest und fragte die Hanum: »Was soll ich mit ihr machen?«

»Haben wir Öl, um sie zu verbrennen?«, fragte sie.

»Ich glaube nicht«, antwortete er.

Da streckte sie die Hand aus, und der Soldat reichte ihr seine Pistole. Die Türkin näherte sich der Mutter und erschoss sie eigenhändig. Dann fasste sie das Mädchen bei der Hand und führte es zu den Arabas. Die Kleine wollte ihrer Mutter noch einen Kuss geben, aber die Frau zog sie mit einem Ruck weg.

In unseren Reihen befand sich die Frau von Abuhayatian Agha⁷¹, dem großen Gelehrten aus Van, der nach Diyarbakir entkommen konnte, als die Massaker begannen. Er war ein Freund von Djevdet Bey gewesen. Bei ihm hatte sich ihr Mann beschwert, als die Soldaten auf die Armenier von Van losgelassen wurden,

Graf Wolffskeel (s. Fußnote 13) die Häuser der Armenier unter Beschuss und ermöglichte Fakhri Pascha mit mehreren Tausend Soldaten die Einnahme der Stadtviertel in einem beispiellosen Gemetzel. S. Yves Terson: Tabu Armenien. Berlin: Ullstein Verlag 1981, S. 197.

71 Es gab einen armenischen Arzt dieses Namens am Hospital der Deutschen Orientmission in Urfa. Er bekam wie alle Armenier Berufsverbot, wurde deshalb Moslem und arbeitete unter dem Namen Arif Dr. Armenak weiter. Ob er hier gemeint ist, bleibt offen.

berichtete mir Frau Abuhayatian. Dessen Antwort ist mittlerweile in der gesamten Türkei bekannt. Sie lautete:

»Ishim yok, keifim tchok!«

»Für mich ist das keine Arbeit, es ist mir ein reines Vergnügen!«

Von da an wurden diese Worte zum Schlachtruf, den sich reguläre Soldaten vor den Auftragsmorden an den Armeniern zuriefen: »Ishim yok, keifim tchok!«

Den Weg, den ich jetzt ging, waren vor mir schon über 40 000 Menschen meines Volkes gegangen. Manche hatten bis hierhin schon einen Marsch von 1000 Meilen oder mehr hinter sich. Und von diesen einzigen Überlebenden der Millionen Heimatvertriebenen verloren sich die bis heute übrig gebliebenen in den Wüstengebieten, wo es kein Brot oder sonst etwas Essbares gibt.

Wenn wir in der Nähe eines Dorfes lagerten, luden unsere Zaptiye den Dorfgendarm und seine Freunde ein, zu uns herauszukommen, und sie verhökerten ihnen junge Frauen für eine Nacht. Die Mütter oder andere Verwandte wagten nicht zu widersprechen, weil die Zaptiye sie sonst töten würden. In manchen dieser Dörfer suchten sich Türken aus gehobenen Gesellschaftsschichten kleine Mädchen aus und kauften sie. Sie bezahlten den Wachen Geld für das gewünschte Kind und entrissen es den Armen seiner Mutter.

Während der ersten Tage dieses Marsches wurden drei Kinder geboren. Die Mütter durften unterwegs nirgends ausruhen, weder vor noch nach der Geburt. Sie wurden gezwungen, Schritt zu halten, bis ihr Kleines zur Welt kam. Manchmal trugen die armenischen Männer die Frau eine kleine Strecke, aber wenn die Zaptiye sie dabei erwischten, hinderten sie sie daran und sagten, die Mutter verdiene es nicht, getragen zu werden, denn sie bringe ja einen Ungläubigen zur Welt. Solche Ereignisse bereiteten den Zaptiye immer großes Vergnügen. Sobald einer von ihnen bemerkte, dass eine Geburt bevorstand, rief er seine Kameraden, und sie gingen direkt neben der armen Frau und zwangen sie, bis zur letzten Minute auf den Beinen zu bleiben. Dann blieben sie dicht bei ihr stehen und lachten und machten sich über sie lustig. Sobald das Kind geboren war, musste die Mutter aufstehen und weitergehen. Wenn sie nicht dazu in der Lage war, ließen die Zaptiye sie auf der Straße liegen und zwangen die anderen weiterzugehen.

Fast immer töteten die Zaptiye die Neugeborenen. Die ersten beiden, die in meiner Nähe zur Welt kamen, entrissen sie den Müttern, warfen sie in die Luft und fingen sie auf wie einen Ball. Das taten sie vier- oder fünfmal. Dann warfen sie sie weg. Die Mütter sahen es mit an, mussten aber weitergehen. Das dritte Kind wurde nicht ermordet. Es kam abends zur Welt, kurz nachdem wir das Lager aufgeschlagen hatten. Die Zaptiye waren mit ihren Pferden beschäftigt und bekamen es nicht mit. Es war ein süßer kleiner Junge. Sein Vater war tot. Seine Mutter war so glücklich, als sie ihn zum ersten Mal im Arm hielt, aber zugleich sehr traurig. Sie betete zu Gott, er möge ihn am Leben halten, aber sie war so unterernährt, dass sie ihn nicht stillen konnte. Der Kleine verhungerte in ihren Armen.

Als wir die Gegend mit diesen Dörfern verließen, litten wir unter Durst. Die Zaptiye trugen, an den Pferdesätteln befestigt, große Wasserbehälter mit sich, aber sie wollten uns nichts abgeben. Tagelang marschierten wir am Stück ohne einen Tropfen Flüssigkeit, um unseren Durst zu löschen. Da kamen wir zu einer Häusergruppe, in deren Mitte sich ein Brunnen befand. Die türkischen Bewohner verweigerten es uns, kostenlos Wasser zu schöpfen. Für jeden Schluck verlangten sie Geld. Männer mit Gewehren und Stöcken bewachten den Brunnen und jagten uns weg, sobald wir näher kamen.

Aber keiner in unserem Zug hatte noch irgendetwas übrig, um zu zahlen. Unsere Frauen gingen, so dicht sie es wagten, an die Häuser heran und baten auf Knien um einen Schluck von diesem kostbaren Wasser. Wenn die Türken überzeugt waren, dass wir wirklich nichts mehr hatten, was wir ihnen geben konnten, ließen sie uns manchmal an die Quelle heran, aber nicht immer. In einem Ort forderte der Dorfoberste, der auf einer Pilgerreise gewesen war und Hadji genannt wurde, wenn wir ihm kein Geld oder Teppiche geben könnten, sollten wir ihm eben drei starke Männer überlassen, die ihm beim Wässern seiner Felder – mit Wasser aus diesem Brunnen – helfen könnten.

Wir wandten uns an unsere Aufseher, aber sie ergriffen nicht Partei für uns. Sie standen aufseiten der Türken und sagten, umsonst gebe es kein Wasser. Mindestens dreißig von uns waren schon verdurstet. Die Zungen einiger Frauen waren derartig angeschwollen, dass sie nicht mehr sprechen konnten. Wir waren schon bereit, alle gleichzeitig den Brunnen zu stürmen, aber wir wussten,

dass das viele Menschenleben kosten würde, denn unsere Zaptiye standen mit ihren Gewehren in unserer Nähe. Auch würde man es uns Armeniern im Allgemeinen zum Vorwurf machen und wahrscheinlich zum Anlass für weitere Massaker nehmen.

Schließlich erklärte sich Harutyun Yegarian, ein Student aus Erzurum, bereit, sich zu opfern. Er fragte, ob noch zwei weitere Männer mitmachen wollten. Sofort sagten zwei Witwer zu, die keine Töchter hatten. Viele Frauen umarmten sie. Ich weinte um Harutyun, der neben mir stand. Er bemerkte es.

»Weine nicht um mich, Kleine«, sagte er zu mir, »jeder Armenier in der Welt sollte froh sein, sich für die Seinen aufopfern zu können.« Dann küsste er mich, und ich glaube, sein Kuss kam von Gott.

Die drei Männer sagten, sie wollten da bleiben und den Türken bei der Feldarbeit helfen. So ließen sie uns Wasser schöpfen, so viel wir trinken und mitnehmen konnten.

Als wir auf halber Strecke nach Urfa die Stadt Siverek⁷² erreichten, waren wir schon vier Tage ohne Wasser. An einer Seite der Stadt gibt es drei Quellen, die einen künstlichen See speisten. Als wir ankamen, war er ganz voll. Einige unserer Frauen waren so ausgetrocknet, dass sie sich in den See stürzten und ertranken. Andere schafften es nicht mehr bis zu dem See und sprangen in die Brunnen. Das taten so viele, dass sie die Brunnen verstopften, und die einheimischen Türken, die gekommen waren, um uns zu begaffen, mussten sie herausziehen. Wir übrigen scharten uns schützend um diese Frauen, wir befeuchteten unsere Zungen an ihren nassen Kleidern und bemühten uns, sie wieder zur Vernunft zu bringen.

Nachdem wir Siverek verlassen hatten, brach Fieber unter uns aus. Täglich starben viele am Straßenrand. Die Zaptiye ritten in einigem Abstand von uns, und sobald ein Mann oder eine Frau nicht mehr mitkam, erschossen sie sie. Das Fieber trocknete die Kehlen der Verdurstenden so aus, dass die armenischen Männer an der Wasserstelle der nächsten Häusergruppe den Gewehren der Zaptiye trotzten und sie tätlich angriffen. Diese hielten es danach für ratsam, uns weniger zu drangsalieren. Aber in der Schlucht *Sheitan Deressi*, der Teufelsschlucht, die wir am 23. Tag nach unserem Aufbruch von Diyarbakir erreichten, zahlten sie es uns heim.

72 Siverek gehörte damals zur Provinz Diyarbakir, heute zur Provinz Şanlıurfa.

Als sich unser Zug geschlossen in der Schlucht befand, sprangen die Zaptiye blitzschnell von ihren Pferden, kletterten die Felsen hinauf und eröffneten das Feuer auf uns. Wir saßen in der Falle, konnten nicht zurück und nirgendwohin ausweichen. Die Zaptiye hatten es nun gezielt auf alle Männer abgesehen. Vom frühen Morgen bis zur Dunkelheit schossen sie unentwegt von den Felswänden herab, und bei jedem Schuss fiel ein Armenier. Als der Abend kam, waren alle Männer tot oder tödlich verwundet.

Bei Einbruch der Nacht kamen die Zaptiye herunter und begannen, mit ihren Bajonetten Frauen zu ermorden. Zuerst suchten sie sich die älteren heraus, und schon bald waren sie alle tot. Als der Mond stärker zu leuchten begann, ergriffen sie die jung verheirateten Frauen und die jungen Witwen und machten sich einen Spaß daraus, sie zu verstümmeln. Sie töteten sie nicht sofort, sondern schnitten ihnen ihre Finger ab, ihre Hände, ihre Brüste. Einigen rissen sie die Augen heraus. Als die Morgendämmerung kam, waren nur noch die am Leben, denen es gelungen war, sich hinter den Felsen zu verstecken, und wir jungen Frauen, die noch an Türken verkauft werden konnten. Am nächsten Tag zählte ich die Menschen. Es waren nur noch 160 Menschen von den 2000, die mit mir von Diyarbakir aufgebrochen waren, am Leben. Ich habe gehört, dass in Massakern allein an diesem Ort, in der Schlucht Sheitan Deressi, über 300 000 Angehörige meines Volkes ermordet wurden.

Wir waren jetzt nur noch wenige und dazu noch jung, was die Zaptiye veranlasste, uns stärker anzutreiben und grausamere Methoden anzuwenden. Am Morgen freute ich mich sehr, als ich sah, dass die Frau, die mich eingeladen hatte, sie zu begleiten, mit ihrer Tochter überlebt hatte. Sie hatten sich die Nacht über versteckt. Aber das kleine Mädchen bekam noch am selben Tag Fieber. Am nächsten Tag konnte es nicht mehr weitergehen. Die Zaptiye bemerkten, dass es fieberte und befahlen der Mutter, ihr Kind am Straßenrand liegen zu lassen. Die Mutter legte es dort hin, brachte es aber nicht über sich, es im Stich zu lassen, als es weinend die Arme ausstreckte. Ein Zaptiye tauchte auf und richtete sein Bajonett auf die Frau, entschlossen, sie zu töten. Ich zog sie weg und sprach ihr Trost zu. Bei jedem Schritt oder jedem zweiten Schritt schaute die Mutter zurück, bis wir ihr Töchterchen nicht mehr sehen konnten.

12. Kapitel

Das Wiedersehen

Die Zaptiye bereiteten uns grauenvolle Nächte, denn sie hatten nur noch so wenige zu beaufsichtigen, und wir alle waren jung oder noch recht jung. Viele Tage waren sie mit uns unterwegs gewesen und der zur Gewohnheit gewordenen Gräueltaten und der nächtlichen Mädchenschändung überdrüssig geworden. Aber die aus den Dörfern rekrutierten Türken, die man zu unseren Aufsehern gemacht hatte, waren besonders brutal. Für sie war es die erste Gelegenheit, diesen Hass an Christen auszulassen, mit dem der Islam auf den »Ungläubigen« schaut.

Als wir uns allmählich Urfa näherten, wurde uns eine Vertriebenekolonnie mit schätzungsweise 400 bis 500 Menschen aus dem Sandjak Marash⁷³ hinzugesellt, einem Teilbezirk nördlich des Amanos-Gebirges, mit den größeren Städten Zeitun⁷⁴, Albustan und Marash. Fast alle waren aus Marash, wenige aus Zeitun. Die Vertreibung der armenischen Mitbürger aus Marash begann später als in anderen Teilen Kleinasiens. Als Haydar Pascha zum ersten Mal den Befehl zu ihrer Deportation erteilte, wehrten sich mehrere Armenier, die Waffen besaßen. Sie weigerten sich aufzubrechen oder sich den Zaptiye zu unterwerfen, ohne jegliche Garantie, dass sie nach dem Krieg in ihre Häuser zurückkehren könnten.

Damals hatte Haydar Pascha nur wenige Soldaten unter seinem Befehl. Er forderte Hilfe aus Aleppo an, um die Vertreibung wunschgemäß durchführen zu können. Da kam der deutsche Artillerieoffizier Hauptmann Schappen aus Aleppo, wo er mit anderen deutschen Offizieren stationiert war. Er stellte große Einheiten von Zaptiye auf und unterwies sie im Gebrauch von Maschinengewehren. Dann

73 Heute Kahramanmaraş oder Maraş.

74 Heute Süleymanlı, nach dem Mayor Süleyman, der sich während der Massaker hervortat. Hier leistete die armenische Bevölkerung 1895 und 1915 heftigen Widerstand. Zeitun war bis ins 19. Jahrhundert hinein ein halbautonomes armenisches Kleinfürstentum.

wurde er selbst ihr Anführer, und mit anderen deutschen Offizieren und ihren Hilfskräften verübte er Überfälle auf armenische Häuser. In Stadtvierteln, in denen es Widerstand gab, richtete er Maschinengewehre auf die Wohnhäuser.

14 000 Angehörige meines Volkes, Männer, Frauen und Kinder, waren unter dem Kommando von Hauptmann Schappen und unter der Aufsicht der Zaptiye aus Marash und den nahe gelegenen Städten vertrieben worden.

Aus Gründen, die keiner der Christen kannte, wurden diese Exilierten nicht sofort in die Wüste in Richtung Bagdad geschickt, wie andere aus dieser Gegend, sondern viele Tage, sogar wochenlang, ohne Wasser und Nahrung in einem Lager gefangen gehalten, dann aufgefordert, ein paar Meilen zu wandern, um erneut interniert zu werden. Deshalb dauerte es wochenlang, bis sie in die Gegend von Urfa gelangten. Als sie später zu uns stießen, waren von den 14 000 nur noch 3000 oder 4000 am Leben. Männer waren nicht mehr unter ihnen, nur Mütter, Töchter, Tanten und Nichten.

Hauptmann Schappen war drei Wochen mit diesen Exilierten auf den Straßen unterwegs gewesen, bevor er nach Aleppo zurückkehrte und das fünfzehnjährige Fräulein Tschilingarian mitnahm, das zu Beginn der Vertreibungen gerade von einer privaten höheren Schule in Deutschland zu ihren Eltern in die Ferien gekommen war. Das Mädchen sei auffallend schön, sagten mir Leute, die es kannten. Ihre Familie hatte geplant, sie solle Sängerin werden und außerhalb der Türkei in der christlichen Welt unsere schönen armenischen Volksballaden bekannt machen. Das Mädchen fiel Hauptmann Schappen gleich am ersten Abend der Wanderung auf, und er ließ es in sein Zelt bringen. Dann ernannte er einen Zaptiye eigens zu ihrem Leibwächter, bis zu ihrer gemeinsamen Abreise.

Auch Frau Sarafian nahm er mit, die junge Frau von Dr. Dikran Sarafian, der in der Schweiz studiert hatte und einer der fähigsten Ärzte in der inneren Türkei gewesen war. Frau Sarafian war Schweizerin und hatte Dr. Sarafian während seines Studiums in ihrer Heimat kennengelernt. Vor zwei Jahren war sie nach Marash gekommen, um ihn zu heiraten. Hauptmann Schappen hatte auch sie zu sich ins Zelt bringen lassen. Als ihr Ehemann dem widersprach, befahl der Hauptmann einem Zaptiye, ihn zu erschießen.

Bevor Hauptmann Schappen und seine Begleiter beschlossen hatten, nach Aleppo zurückzukehren, mussten Zaptiye meilenweit

das Land durchkämmen, um nach Eseln zu suchen. Mit ihnen betrieben die Offiziere Mädchenhandel. Für einen Esel bekam man ein schönes kleines Mädchen. Waren die Mädchen weniger hübsch, konnte man für einen Esel zwei oder drei eintauschen. Also besorgten sie sich zu diesem Zweck auf Kosten der Armee eine riesige Menge Esel, die dort normalerweise als Lasttiere dienten. Eines Tages, kurz nach unserem Zusammentreffen mit den wenigen Überlebenden aus Marash, kam die Stadt Urfa⁷⁵ in Sicht. Wir wurden angewiesen, nah an einem künstlichen See zu lagern. Solche Seen findet man oft am Stadtrand moslemischer Städte. Die Anführer der Zaptiye ritten in die Stadt, um weitere Befehle entgegenzunehmen. Bald darauf kamen Türken in langen weißen Mänteln aus der Stadt, um uns zu begutachten. Als sie sahen, dass unsere Gruppe vorwiegend aus jungen Frauen bestand, darunter auch noch kleine Mädchen, machten sie das in Urfa bekannt, und nicht lange danach kamen Dutzende Türken zu viert oder zu fünf aus der Stadt zu uns. Sie versuchten, unsere Zaptiye zu überreden, ihnen die jungen Mädchen und die Kinder, die sie haben wollten, mitzugeben. Diese wollten ihnen das nur erlauben, wenn sie bereit wären, den – aus damaliger Sicht – hohen Preis für Christinnen zu zahlen. Da sie uns über eine so weite Strecke begleitet hätten, wollten sie jetzt auch einen Gewinn erzielen, sagten sie. Sie hätten uns nur am Leben gelassen, weil sie hofften, die Erlesensten von uns gegen Höchstpreise auf dem Markt von Urfa verkaufen zu können.

75 Urfa, auch Edessa, Hurri (aramäisch), Orhoy (syrisch), Osrhoe (griechisch), Urha (armenisch): im zweiten Jahrtausend vor Christus Hauptstadt des Reiches der Hurriter; seit 1983 umbenannt in Şanlıurfa (*şanlı*: ruhmreich).

Den Namen Edessa gab ihr der Diadochenherrscher Seleukos I. Niktator (305–281) – eine Hommage an seine Heimatstadt Edessa in Makedonien. Urfa liegt in Nordmesopotamien, zwischen den Ausläufern des anatolischen Hochlandes und den weiten Flächen der mesopotamischen Ebene, 30 Kilometer von der syrischen Grenze entfernt, und wird von drei kleinen Flüssen durchquert. Trotz der Einflussnahme mächtiger fremder Herrscher gelang es der Stadt und ihrer Provinz ab 130 v. Chr., ein kleines eigenes Königreich, in dem vorwiegend Aramäisch gesprochen wurde, knapp 400 Jahre am Leben zu erhalten. Ab 200 n. Chr. setzte sich das Christentum durch, und die Stadt entwickelte sich zu einem Zentrum religiöser Gelehrsamkeit, später auch des Islam. Legenden christlicher und muslimischer Herkunft über Abraham, der in der nahen Stadt Harran (heute Altınbasak) zur Welt kam, ranken sich um Orte in der Stadt.

Die Türken waren nicht bereit, hohe Preise zu zahlen, und die Zaptiye lehnten es ab, mit ihnen zu verhandeln. Auf dem Markt in Urfa gebe es eine große Nachfrage nach schönen Armenierinnen, erklärten sie, und sie würden beim Mutessarif die Genehmigung für die Versteigerung der Frauen einholen zwecks Verkauf an die Meistbietenden. Enttäuscht kehrten die Türken in die Stadt zurück.

An diesem Abend, nach Sonnenuntergang, kamen dieselben Türken wieder und öffneten die Schleusen, die das Wasser des Stausees zurückhielten, sodass es auf das ganze Gelände strömte und unser Lager überflutete. Wir rannten um unser Leben. Auch die Zaptiye traf alles völlig unvorbereitet. In diesem panischen Durcheinander überfielen uns die Türken und stahlen uns unsere jüngsten Mädchen, die hübschesten Kinder, die sie zu fassen bekamen. Wir waren unfähig, sie zu retten, denn jeder Türke hatte einen dicken Stock bei sich, mit dem er Mütter oder Verwandte, die versuchten, ihre Kleinen festzuhalten, niederschlug. Bis wir dem Wasser entronnen waren und wieder zusammengefunden hatten, und auch die Zaptiye aus ihrer Panik herausgefunden hatten, waren die Türken schon verschwunden und mit ihnen fünfzehn bis zwanzig schöne kleine Mädchen.

Später erfuhr ich, welches Schicksal den bei der Flutung geraubten Kindern unmittelbar bevorstand. Haydar Pascha hatte das ehemalige katholische armenische Kloster in Urfa enteignet und es in eine staatliche Schule für Flüchtlingskinder verwandelt. Gleich nach meiner Ankunft in Amerika erfuhr ich, dass ausländische Botschafter in der Türkei wegen des Kinderraubs Beschwerde eingereicht hatten und dass Beamte des Sultanats in Konstantinopel ihnen entgegneten, es handle sich hier um eine Wohltat der Regierung, von dem Wunsch getragen, die Kinder in den staatlichen Schulen in Urfa und anderen Städten behaglich unterzubringen.

Aber was hatte es in Wirklichkeit mit dieser staatlichen Schule in Urfa auf sich? Haydar Pascha schickte seine Soldaten, die unter dem Befehl eines Beys die ganze aus Naturstein gebaute Klosteranlage besetzten und die Mönche – unter ihnen Pater Antone und Pater Schiradjian, beide Priestermonche – zwangen, sich hintereinander zwischen zwei Reihen Soldaten aufzustellen. Die Soldaten schlossen hinter ihnen auf und marschierten mit ihnen aus

dem Kloster und aus den Stadtmauern heraus. Dann machten die Soldaten halt, und der Bey fragte, wie viele unter den Mönchen gewillt seien, den Schwur auf den Islam abzulegen und sich vom Christentum loszusagen.

Als der Bey seine Rede beendet hatte, stimmte Pater Antone einen uralten Gesang mit Worten des guten Heiligen Thomas von Aquin an, und alle Mönche stimmten mit ein.

Während sie sangen, schossen die Soldaten sie nieder, Salve für Salve, bis sie alle tot waren. Der letzte Mönch, der fiel, starb mit den Worten der Hymne auf den Lippen.

Sofort ließ Haydar Pascha alle Relikte und religiösen Symbole aus dem Kloster entfernen, darunter geheiligte Gegenstände, die meinem Volk sehr viel bedeuten – wie ein Stück der Lanze, die bei der Kreuzigung Jesu Seite durchbohrt hatte. Was mit ihr und anderen Dingen, die mit Christus Selbst assoziiert wurden, geschah, weiß ich nicht. Man sagt, sie wären in eine Moschee in Damaskus gebracht und dort von Moslems verhöhnt worden.

Als das Kloster geleert war, sammelte Haydar Pascha aus den Reihen der Armenier, die gerade aus Urfa herausgetrieben werden sollten, eine Schar armenischer Mädchen aus den besten Familien und steckte sie in das Kloster. Dazu kamen Hunderte sieben- bis zwölfjährige geraubte Mädchen. Unter Androhung härtester Strafen mussten die älteren den kleinen die islamischen Glaubenssätze beibringen, und schon kamen aus ganz Kleinasien reiche Türken zum Kloster, um so viele kleine Mädchen auszusuchen, wie sie wollten, und für ihre Harems zu kaufen. Dort würden sie zu gefügigen Sklavinnen heranwachsen.

Während wir draußen vor der Stadt mit Bangen das weitere Vorgehen der Zaptiye, was auch immer es sein würde, erwarteten, sah ich plötzlich aus einem der Stadttore eine Einheit Hamidieh auf uns zu kommen, gefolgt von einem Versorgungszug mit Eseln und Arabas, was auf eine lange Reisedistanz schließen ließ. Es muss ein ganzes Regiment gewesen sein, denn auf dem flachen Gelände vor der Stadt wimmelte es von Reitern, bis sie sich schließlich geordnet und auf eine Marschrouten geeinigt hatten.

Als sie näher kamen und nur noch knapp hundert Meter von uns entfernt waren, fiel mir zwischen den Reihen der Reiter eine kleine Gruppe aus Frauen und Kindern auf Eseln und Ponys auf. Es waren Armenier, das konnte ich erkennen. Welch ungewohnter

Anblick: Armenier unter militärischem Geleitschutz! Damals war mir meine Neugier schon abhandengekommen. Es geschahen dauernd solch unglaubliche Dinge mit mir, dass mein Interesse an allem, was nicht unmittelbar mich selbst betraf, erloschen war. Doch irgendetwas erregte und schärfte beim Anblick dieser seltsamen Gruppe meine Aufmerksamkeit.

Ich stand vom Boden auf und ging zum Rand unseres Lagers, um die Reiter zu beobachten. Die ersten Reihen kamen vorbei. Die armenischen Frauen kamen näher. Plötzlich versank die ganze Welt um mich herum im Nebel.

Ich stürzte mich zwischen die Pferde und rief aus voller Kehle: »Mutter! Mutter! Mutter!«

Sie hörte es, auch der kleine Hovnan und Mardiros und Sara hörten es. Mutter glitt vom Pferd herunter, als ich zu ihr gerannt kam. Ich versuchte, die Arme um sie zu schlingen, während meine kleinen Brüder und meine Schwestern sich an mich klammerten. Aber Mutter fasste mich an den Armen. Sie schloss die Augen, wurde ganz ruhig und schwieg. Ich rief, sie solle mit mir sprechen. Eine schreckliche Angst überfiel mich. Hatte sie den Verstand verloren? Oder die Sprache? Ich schrie auf, diesmal vor Schmerz. Mutter schlug die Augen auf. »Hab Geduld, mein Mädchen«, sagte sie voller Liebe und Sanftheit, die alle unsere Freunde so an ihr geliebt haben, »hab Geduld, mein Mädchen. Ich habe nur mit Gott gesprochen, ihm dafür gedankt, dass meine Gebete erhört worden sind.«

Als ich unter Freudentränen Hovnan, Mardiros und Sara geküsst hatte, schaute ich wieder meine Mutter an. Die kleine Arusyag – wo war sie? Mutter las mir die Frage von den Augen ab. »Arusyag ist gestorben. Eines Tages war sie am Ende ihrer Kräfte und konnte sich nicht mehr aufrecht halten. Ein Soldat hat sie in einen Abgrund geworfen.«

Ein Offizier der Hamidieh kam zu uns und wollte wissen, was los sei, weshalb meine Mutter und die Kinder abgestiegen seien und den Reitern im Weg stünden. Meine Mutter erklärte ihm, dass ich ihre Tochter und zu ihr zurückgekehrt sei, und dass sie wünsche, dass ich mit ihr reisen könne. Der Offizier war freundlich. Er erteilte uns die Erlaubnis und versprach, mir auch einen Esel zu besorgen. Es waren noch vier armenische Mädchen mit ihren Müttern und mehrere ältere Frauen, deren Gesichter von großem

Leid geprägt waren, mit uns zusammen. Unterwegs erzählte mir meine Mutter Genaueres.

Als ich ihr vor so vielen Wochen aus den Reihen der Exilierten aus Tschemschkadsag entrissen worden war, war sie, nach grausamen Misshandlungen durch die Soldaten, verwundet am Straßenrand liegen geblieben. Aber ihr Gedanke an die Kinder stärkte ihren Überlebenswillen. Freunde pflegten sie, und als die Gruppe am nächsten Tag weiterzog, trugen sie sie abwechselnd, bis sie wieder laufen konnte.

Sie kamen durch Malatya, Göldjük und Diyarbakir. Schließlich erreichten sie Urfa. Da waren nur noch achtzehn der ursprünglich 4000 aus Tschemschkadsag Deportierten am Leben.

In Urfa lebte mein Onkel Ipranos Mardigian, ein Cousin meiner Mutter, der vor vielen Jahren, noch vor meiner Geburt, von Tschemschkadsag nach Urfa gezogen war. Onkel Ipranos hatte es nach seiner Gründung einer Handelsgesellschaft mit Niederlassungen in Persien und in Konstantinopel zu großem Reichtum gebracht. Während der Massaker von 1895 durch Abdul Hamid hatte sich Onkel Ipranos von seinen einflussreichen türkischen Freunden in Konstantinopel und Urfa dazu überreden lassen, Moslem zu werden und so sein Leben zu retten. Er tat es zum Schein. Man belohnte ihn mit einem hohen Vertrauensposten in der Regierung, und sein Ansehen unter den Moslems stieg beträchtlich. Er nahm einen türkischen Namen an und war als Ibrahim Agha bekannt. Heimlich betete er jedoch weiter zu Gott und war Christ geblieben.

Als Mutter mit den Vertriebenen in Urfa ankam, erinnerte sie sich an Ipranos. Sie wusste, wie beliebt er bei den Türken war und dass er schon lange nicht mehr als Armenier wahrgenommen wurde. Sie fragte einen der Soldaten aus ihrer Gruppe, ob er einen Brief von ihr in die Stadt bringen könne, und versprach ihm eine Belohnung, falls er das Schreiben heimlich zustellen würde. Der Soldat brachte den Brief zu Ibrahim Aghas Haus. Darin bat Mutter ihren Cousin im Namen ihrer Familie dringend um Hilfe und darum, dem Boten etwas Geld zu geben.

Das Schreiben versetzte Ipranos in großen Kummer, und er sandte ihr eine Nachricht, dass er ihr helfen wolle. Sofort ging er zu Haydar Pascha und besorgte sich die Erlaubnis, meine Mutter und ihre Kinder zu sich nach Hause zu holen. Dann kam er

persönlich und holte sie ab. Bei ihm zu Hause fand meine Mutter vier armenische Mädchen vor, deren Mütter Ipranos vor der Deportation angefleht hatten, ihre Töchter in seine Obhut zu nehmen, in der Überzeugung, er könne sie retten. Obwohl er damit sein eigenes Leben in Gefahr brachte, konnte er es nicht ablehnen. Die Mädchen mussten vor seinen Nachbarn verborgen werden. Im Keller seines Hauses lebten auch einige ältere Frauen im Versteck, die er von der Straße hereingeholt hatte, als die Soldaten gerade abgelenkt waren.

Mehr als einen Monat waren meine Mutter und meine Geschwister im Haus ihres Cousins in Sicherheit. Dann sandte ihm eines Tages Haydar Pascha die Aufforderung, zum Regierungspalast zu kommen. Von dort kam Onkel Ipranos sehr betrübt zurück. Haydar Pascha hatte ihn davor gewarnt, weiterhin zu Hause Verwandte zu verstecken. Hohe Militärbeamte seien in Urfa. Wenn auch nur einem zu Ohren käme, dass Armenier auf diese Weise Schutz erhielten, würden alle umgebracht, sehr zu seinem und Ibrahims Leidwesen.

Aber Haydar Pascha bot sich an, beim türkischen General von Aleppo für Mutter, ihre Kinder und für die übrigen Vertriebenen im Hause, die mein Onkel jedoch erst jetzt erwähnte, die militärische Erlaubnis zu besorgen, dass sie, zusammen mit den Truppen der Armee, in ihre Häuser im Norden zurückkehren konnten. Es wurden nämlich Soldaten nach Mush geschickt, wo sie sich dem Feldzug gegen die Russen anschließen sollten. Für dieses Angebot verlangte Haydar Pascha 1000 Lira in bar, rund 5000 Dollar, und noch einmal 1000 Lira, wenn dann Mutter und die anderen ihre Häuser unbeschadet erreicht und von den Behörden in ihrer Heimatgemeinde ein Bleiberecht erhalten hätten. Auch Letzteres versprach der Pascha zu regeln. Mein Onkel musste dem zustimmen. Die vier Mädchen, die im Norden keine Verwandten hatten, mussten trotzdem mit aufbrechen, um nicht deportiert und von Türken geraubt zu werden. Mutter erklärte sich bereit, sie in Tschemschkadsag in unser Haus aufzunehmen, falls es allen vergönnt sein würde, bis dahin zu überleben.

In Mush versammelte sich ein Armeekorps. Beim ersten Vormarsch der Russen durch den Kaukasus hatten sich die Türken zurückgezogen. Jetzt zog der Vali von Van und inzwischen Kommandant der türkischen Armee, Djevdet Bey, hier seine Truppen zum Angriff auf die Flanken der russischen Armee zusammen, die

bereits Van erreicht hatten.⁷⁶ In Mush besetzten die Soldaten alle Häuser der verjagten Armenier, aber die Kavallerieoffiziere hielten es für ratsam, uns außerhalb der Stadt unterzubringen, solange man noch nach Lösungen für unsere Weiterreise suchte. Mutter konnte sich auf den von Haydar Pascha ausgestellten Schutzbrief berufen, um uns den Begleitschutz für die Strecke von Mush bis Tschemschkadsag zu sichern, zudem hatte Ibrahim Agha uns versichert, dass Haydar Pascha die Verwaltungsbeamten in Mush telegrafisch auffordern werde, die Garantie für unsere Sicherheit zu übernehmen.

Wir hielten in Kurmeidan an, einem Dorf am Fuß des Berges Antok. Dort, nur ein paar Meilen von Mush entfernt, hatten viele Armenier gewohnt, und es gab eine armenische Kirche. Aber alle Christen waren ermordet worden, und ihre Häuser waren von *Muhadjir*, moslemischen Einwanderern aus den verlorenen Balkanprovinzen, besetzt worden. Wir betraten die verwüstete Kirche und richteten uns darauf ein, bis zur Regelung unserer Weiterreise dort zu bleiben. Die Kavallerieoffiziere ließen den Mudir des Dorfes kommen und trugen ihm auf, uns zu beschützen und uns Nahrung zu geben, denn wir stünden »unter der besonderen Gunst der Hohen Pforte«. Die Dorfbewohner behandelten uns gut – so groß war die Furcht der Bevölkerung vor allem, was mit Ämtern oder Regierung zu tun hat. Tage vergingen ohne Nachricht aus der Stadt – wir begannen, uns Sorgen zu machen. Mutter wollte so gern noch einmal unser Haus in Tschemschkadsag sehen. »Müsste ich nicht für dich und die Kinder da sein, würde ich gern auf der Schwelle meines Hauses sterben, wenn Gott mich nur noch einmal unser Haus sehen ließe«, gestand sie mir. Meine arme, liebe Mutter!

76 In Van hatten die Massaker begonnen. 24 000 Armenier waren bereits ermordet worden, als die Überlebenden versuchten, sich zu verteidigen (7. April bis 3. Mai 1915). Dann kamen Teile der russischen Armee, unterstützt von der *Zweiten armenischen Freiwilligenabteilung*, ihnen zu Hilfe – aus der osmanischen Armee entlassene armenische Soldaten und junge Armenier aus dem Ausland. Am 30. Juni zogen die Russen ab, kehrten aber am 14. Juli 1915 zurück und nahmen die Stadt ein. Weitere Rückzüge der Russen erfolgten im August 1915 und im Frühjahr 1916. Immer wieder schlugen die Türken sie zurück.

Ohne Begleitschutz trauten wir uns nicht in die Stadt, um herauszufinden, was in unserer Angelegenheit zu tun wäre. Wir konnten nur abwarten.

Eines Abends, nach dem moslemischen Gebet, wimmelte es in den Straßen des kleinen Ortes plötzlich von Reitern. Einige Türkinnen, die gerade in der Nähe der Kirche waren, kamen schnell herein, um den Hufen der Pferde auszuweichen. »Es ist der Scheich Zilan«, sagten sie, »der Scheich Zilan vom Stamm der Belek. Man hat ihn mit seinen tausend Kurden aus den Bergen in die Stadt beordert, um für die Türken zu kämpfen!«

Der Name Scheich Zilan war hier überall bekannt. Jahrelang hatten seine Reiter die ländliche Bevölkerung drangsaliert. Man erzählte sich, dass er mit seinem Stamm bis nach Persien und sogar bis in den russischen Kaukasus hinein Raubzüge unternahm, um Frauen für die geheimen Sklavenmärkte im europäischen Teil der Türkei zu rauben. Sein Stamm war jetzt unterwegs nach Mush. Sie wussten, dass ihnen nach Einbruch der Dunkelheit der Einzug in die Stadt verwehrt würde, und hatten daher beschlossen, ihre Zelte für eine Nacht in Kurmeidan aufzuschlagen. Einige aus dem Gefolge des Scheichs sahen die armenische Kirche und beschlossen, sie als Stall für die Pferde des Scheichs und seiner Anführer zu nutzen. Sie brachen die Tür auf, während wir uns mit Mutter alle in eine Ecke kauerten. Aber wir konnten uns nicht mehr verstecken, die Kurden sahen uns und schlugen Alarm. Bald war die ganze Kirche voller wilder Männer ihres Stammes.

Mutter legte ihre Schutzbriefe von Haydar Pascha vor. Das flößte den Kurden vorübergehend Ehrfurcht ein. Sie ließen ihren Anführer holen. Dieser las den Brief sorgfältig. Dann sah er uns alle nacheinander prüfend an und sagte: »Der Pascha spricht hier von einer Armenierin, ihren Dienerinnen und drei Kindern, denen Immunität zugesichert wurde. Das werden wir gewährleisten, obschon das Wort eines Paschas für den freien Willen des großen Scheichs Zilan nicht bindend ist. Aber im Schreiben des Paschas ist nicht die Rede von fünf jungen Armenierinnen, die keine Kinder mehr sind, aber noch zu jung, um als Dienerinnen gelten zu können. Die werden wir uns nehmen, die hat der Pascha nicht mit einbezogen.« Sie wollten nicht glauben, dass auch ich Mutters leibliche Tochter war. Sie zwangen meine Mutter, mit den anderen den Schutzraum der Kirche zu verlassen und in einem Innenhof

zu übernachten. Mich und die vier Mädchen aus Ipranos' Haus nahmen sie mit zu ihrem Camp außerhalb des Dorfes.

Mit Halfterstricken banden sie uns die Hände hinter den Rücken und fesselten uns aneinander, indem sie einen Stab unter unseren Armen durchzogen. Kurz darauf kam der Scheich Zilan persönlich, um uns zu begutachten. Er wirkte sehr zufrieden, nachdem er uns ins Gesicht geschaut hatte und erteilte einige Befehle, die wir nicht verstehen konnten. Vermutlich hatten sie etwas mit unserer Sicherheit zu tun. Dann ging er weg. Wir verbrachten die ganze Nacht im Sitzen auf der bloßen Erde, denn wir waren so dicht aneinandergefesselt, dass wir uns nicht hinlegen konnten. Die Kurden warfen uns neugierige Blicke zu, wenn sie um uns herum schlichen, und oft schubste uns einer, damit wir ihm das Gesicht zuwandten. Ansonsten blieben wir unbelästigt.

13. Kapitel

Der Ruf des Schäfers

Früh am Morgen legte man uns quer über die Rücken der Pferde, schnallte uns an und brachte uns in die Stadt. Direkt vor uns ritten die Anführer und vor ihnen der Scheich Zilan selbst. In der Stadt lenkten vier Reiter unsere Pferde in eines der ärmeren Stadtviertel und übergaben uns einem übel aussehenden Kurden, den ich bald als Bekran Agha kennenlernen sollte, den berühmten Sklavenhändler von Mush.

10 000 armenische Mädchen, empfindsame, gebildete Töchter aus christlichen Familien, Oberschülerinnen, junge Lehrerinnen, Töchter von Armen und Reichen, hatten schon vor mir, so wie ich jetzt, mit Schrecken erkennen müssen, dass sie im Haus dieses grauenenerregenden Sklavenhändlers eingesperrt waren. Schon seit vielen Jahren betrieb er in den Mauern seines Wohnhauses ungestört einen schwungvollen Menschenhandel, aber noch nie blühte sein Geschäft erfreulicher als in diesen Jahren, als er so leicht an armenische Mädchen herankam.

Bekran steckte uns über Nacht in seinen Eselstall. Am Morgen kam sein Hamal herein und fütterte die Tiere. Dann befahl er uns, ihm zu folgen. Bekran erwartete uns in seinem *Selamlik*⁷⁷. Es schauderte mir bei seinem Anblick. Er war alt und schrumpelig, sein Blick verriet Grausamkeit. Eine Schwarze diente ihm. Er saß auf altmodische Art auf dem Boden. Der Selamlik hatte Gitter und war ungepflegt. Überall lag Dreck. Bekrans weite Kleider, ursprünglich aus kostbarem Gewebe, waren zerschlissen und ausgefranst, aber ich wusste, dass er sehr reich war. Es war die Wehrlosigkeit der Armenier, die ihm seine hohen Gewinne sicherte.

Wir warfen uns vor ihm auf die Knie, dann verbeugten wir uns nach Art der Mohammedaner, um ihn dazu zu bewegen, unser Flehen zu erhören. Ich hatte schon so viel gelitten und hoffte inständig,

77 Selamlik: der den Männern vorbehaltene Bereich des Hauses.

diesen alten Mann dazu bewegen zu können, mich wieder zu meiner Mutter zurückkehren zu lassen. Aber Bekran sagte kein Wort. Seine schielenden Blicke streiften uns, ich konnte sie deutlich spüren. Er gab dem Hamal ein Zeichen, und der hob uns eine nach der anderen auf die Füße, damit sein Herr unsere Größe, unsere Figur und unsere Anziehungskraft begutachten konnte. Dann gab er wieder ein Zeichen, und wir wurden durch den Innenhof und dann durch eine steinerne Pforte in einen großen Saal geführt, wo wir eine Schar anderer armenischer Mädchen und vereinzelt Tscherkessinnen und Mädchen aus dem russischen Kaukasus vorfanden.

Bald darauf kam der Hamal herein und brachte Feigen und Brot. Ich konnte nichts essen, auch die vier Mädchen aus Mutters Gruppe aus Urfa nicht. Von den anderen griff ebenfalls kaum jemand zu, denn alle waren gerade erst Bekran in die Hände gefallen und sehr niedergeschlagen. Als der Hamal sah, dass wir, die Neuankömmlinge, nichts aßen, sagte er: »Gut so! Dann verlieren wir keine Zeit und können baden.« Dann zwang er uns, uns am Brunnen im Hof, so gut es ging, von den Spuren unserer Nächte im Sand und im Eselstall zu reinigen. Während wir badeten, gesellten sich weitere Diener zum Hamal. Wir mussten uns in einer langen Reihe aufstellen. Ihre Peitschen benutzten sie nicht. Wir wurden in einen großen Raum auf der Rückseite des Hauses geführt. Er war ganz leer, nur in einer Ecke lag auf einem Teppich ein Stapel Kissen. Wir durften uns überall auf den Boden setzen, nicht aber in die Ecke mit den Kissen. Bald schon kam Bekran Agha herein und setzte sich auf die Kissen.

Den ganzen Morgen und den Vormittag über kamen Käufer. Jedes Mal wenn jemand mit Bekran verhandelte, klatschte der Haremswächter in die Hände, und wir mussten uns im Kreis um den Kunden aufstellen. Viele Mädchen wurden verkauft, für ein paar Pfennige pro Stück. Wegen des Überangebots fielen die Preise auf den Märkten. War ein Mädchen verkauft, blieb es noch im Haus, bis ein Diener des Käufers kam und es abholte.

Am späten Nachmittag des zweiten Tages betrat ein Kunde den Raum, dem Bekran Agha besonderen Respekt entgegenbrachte. Es war ein Diener, aber seine Kleidung verriet, dass er bei einem reichen Mann angestellt war. Von den Mädchen, die noch übrig waren, wählte er drei aus, darunter auch mich. Wir standen in der

Nähe, als er mit Bekran verhandelte. Schließlich einigte man sich auf die Preise. Ich kostete einen Medjidiye, 85 Cent in amerikanischer Währung.

Draußen wartete eine Araba. Die beiden Mädchen und ich wurden hineingesetzt. Wir fuhrten aus der Stadt heraus zu einem Landhaus, das Djevdet Bey, der Vali von Van, besetzt hatte. Wir wurden sofort in den Harem gebracht, in dem wir eine Reihe anderer Armenierinnen antrafen. Bevor es Abend wurde, kam der *Kalfa*, der oberste Diener, zu uns und fragte uns alle nacheinander, ob wir willens seien, Mohammedanerinnen zu werden. Er erklärte, nur diejenigen könnten von Djevdet Bey, diesem einflussreichen Mann, aufgenommen, gepflegt und »der Ehre seiner Obhut anheimgegeben werden«, die »freiwillig« den Glauben des Islams annähmen.

Obwohl er grausam und aufgrund seiner Untaten der skrupelloseste aller Türken war, wünschte Djevdet Bey, dass uns das erklärt wurde, denn er wollte sich an die Vorschriften der *Fatwa*⁷⁸ halten, laut der die Versklavung armenischer oder anderer christlicher Mädchen nur zulässig ist, wenn sie Mohammedanerinnen geworden sind.

Ich wusste nicht, was der Kalfa mit mir tun würde, wenn ich mich weigerte. Ich fürchtete, man würde mich töten oder in einem Bordell als Sklavin gefangen halten, aber dennoch konnte ich mich nicht dazu überwinden, Christus zu verleugnen. Schon so lange war ich ihm treu geblieben. Im Gebet fragte ich ihn, was ich tun solle, und er antwortete mir ebenso klar und direkt wie damals, als ich draußen in den Felsen von Diyarbakir drauf und dran war, mich mit dem Messer zu erstechen. Es war mir, als sähe ich Pater Rhoupou, unseren Priester, vor mir – sogar seine Hand spürte ich wieder auf meiner Schulter –, genau wie damals, als er zu mir sagte: »Vertrau immer auf Gott, und bleibe ihm treu.« Ich sagte dem Kalfa, ich könne Christus nicht verleugnen. Auch eines der anderen Mädchen, die mit mir zusammen hierher gebracht worden waren, weigerte sich, seine Religion aufzugeben, selbst wenn es

78 Fatwa: ursprünglich juristischer Rat, Stellungnahme oder Empfehlung eines Spezialisten der islamischen Rechtsprechung; rechtsgültiger Entscheid im Einklang mit der Scharia; in Kriegszeiten oder bei Widerstand der Bevölkerung gegen inhumane Maßnahmen der Politik, häufig Vorwand für Gewaltanwendung.

damit sein Leben aufs Spiel setzte. Das dritte Mädchen hatte schon so viel erlitten, dass es ihm das Herz gebrochen hatte. Es gab nach. Der Kalfa brachte es in einen anderen Raum. Kurz darauf wurden wir, die sich der Bekehrung widersetzt hatten, abgeholt, in verschiedene Arabas gesetzt und weggefahren. Was mit dem anderen Mädchen geschah, weiß ich nicht. Ich wurde zum Haus von Ahmed Bey gebracht, einem wohlhabenden Bürger von Mush, als Geschenksendung von Djevdet Bey.

Nie werde ich vergessen, wie niedergeschlagen ich war, als ich den Innenhof von Ahmed Beys Anwesen betrat. Seit meiner Vertreibung war ich schon zweimal als Gefangene in die Häuser von Türken geraten und ihrer Willkür ausgeliefert gewesen. Aber diesmal überfielen mich die schlimmsten Vorahnungen. Vielleicht lag es daran, dass Ahmeds Anwesen ganz verlassen außerhalb der Stadt in einer weiten Ebene lag, so wie man sich ein Gefängnis vorstellt. Die anderen 24 Mädchen im Harem hatten alle ihre eigenen qualvollen Erlebnisse zu verarbeiten, manche noch schrecklichere als ich.

Ahmed Bey selbst war sehr alt, dennoch waren einige der 24 Mädchen gezwungen worden, sich ihm hinzugeben. Die anderen teilten sich seine Söhne. An den jungen Frauen selbst schien Ahmed weniger interessiert zu sein als an den Kindern, die seine Söhne mit ihnen zeugen sollten – Kinder, in denen sich das Blut der noblen armenischen Rasse mit dem des kühnen Türken mischen sollte. So würde das Blut seiner Nachkommen aufgefrischt und seine Familie vor dem Aussterben bewahrt.

Am nächsten Tag ließ Ahmed Bey mich rufen. Ich hatte vorher um Kleidung gebeten, aber die Haremsdienerinnen gaben mir keine und erlaubten mir nicht einmal, etwas von den anderen Mädchen zu borgen. »Nicht bevor Ahmed Bey seine Wünsche äußert«, antwortete mir der Kalfa auf meine Bitte hin.

Ahmed Bey sprach sanft zu mir, aber auf diese gönnerhafte, schmeichlerische Art, die mehr verletzt als Fausthiebe.

»Du wirst zu den Favoritinnen unter meinen Frauen gehören«, sagte er, »denn seine Exzellenz Djevdet Bey hat dich mir in mein Haus gebracht.« Er gab ein Zeichen, und ein kleines Sklavenmädchen erschien mit einem kostbaren türkischen Mädchenkleid. »Viele davon, auch viel Schmuck sollst du bekommen, Güte und Herzlichkeit werden dir entgegengebracht, solange du gehorsam

und respektvoll bist«, sagte Ahmed. »Als Erstes wirst du Christus entsagen, an den zu glauben man dich gelehrt hat, und du erhältst Vergebung von Allah und von Mohammed, seinem Propheten.«

Ich sagte ihm, meine Mutter habe mich in Gottes Hand gegeben, von dem ich mich nicht abkehren würde, auch wenn mir dadurch weiteres Leid erspart würde. Da wurde Ahmed wütend. Seine Sanftheit war wie weggeblasen. Er zitterte vor Wut. Er schimpfte auf mich und mein Volk und schmähte meine Religion. Ich weinte, als er derart beschämende Worte sagte, aber er hatte kein Mitleid. Ich flehte ihn an, mich freizulassen, damit ich zur Gruppe meiner Mutter zurückkehren könne. Auch von Haydar Paschas Schutzbrief für meine Mutter erzählte ich ihm. Aber er wollte nichts davon wissen. Die kleine Sklavin wurde aus dem Raum geschickt, um einen von Ahmeds Söhnen zu rufen. Er kam sofort. Ahmed nannte ihn Nazim.

»Das ist die, die mir Djevdet Bey persönlich geschickt hat. Ich habe sie für dich bestimmt, mein Sohn. Sie ist jung und reizend. Aber ihr Eigenwille muss noch gezähmt werden. Ich habe dich holen lassen, damit du dich ihrer annimmst und entscheidest, was mit ihr geschehen soll.«

Ahmeds Sohn sprach mich an, aber ich antwortete nicht. Dann fasste er meine Hand, drehte mich einmal um meine Achse und hob mein Kinn an, um mein Gesicht zu betrachten und mir in die Augen zu schauen.

»Überlasse sie mir, Vater. Ich will versuchen, sie davon zu überzeugen, dass sie in unserem Haus glücklich werden kann«, sagte Nazim.

Das Sklavenmädchen führte mich in ein kleines Zimmer mit einem Divan und Blick auf den Innenhof. Ich bat es, mir das Kleid zu lassen, aber es beteuerte, ohne Erlaubnis dürfe es das nicht tun. Kaum hatte es mich verlassen, durchquerte Nazim vom Selamlık her den Hof und kam sofort zu mir. Er war genauso gönnerhaft wie sein Vater, und das verletzte mich ebenso sehr. Er bat mich, Mohammed anzuerkennen, damit er mich zu seiner Braut machen könne. Er warnte mich vor unerträglichen Qualen, sollte ich mich weigern, und versprach mir viele Luxusgüter, wenn ich einverstanden wäre. Ich wusste, dass es kein Entrinnen gab.

Da kam mir meine Mutter in den Sinn. Ich sagte zu Nazim, ich könne unmöglich daran denken, jemandes Braut zu werden,

solange meine Mutter noch als Vertriebene, dem Untergang geweiht, herumirre. Wenn er sie retten und hierherbringen würde, würde ich sie fragen, ob sie es für ratsam hielte, wenn ich meine Religion aufgäbe, um mein Leben zu retten und in Sicherheit zu leben. Wenn sie dann sagte, es sei richtig, und mir auf Dauer tröstend zur Seite stünde, dann würde ich meine Seele sterben lassen, damit mein und ihr Körper weiterleben könnten.

»Dem Sklaven geziemt es nicht zu feilschen, das wirst du noch begreifen«, sagte er im Weggehen.

Stunden vergingen. Wartend kauerte ich auf dem Divan. Jedes Mal wenn ich Schritte hörte, fürchtete ich, wieder gerufen zu werden – diesmal zu etwas, das ich mir nur wie Folterqualen vorstellen konnte. Schließlich kam mich ein Zaptiye abholen, einer von Ahmed Beys Hilfsschergen. Er zog mich unsanft vom Divan und zerrte mich durch den Hof auf die Straße vor dem Haus. Nicht weit von der Gartenmauer stand eine Gruppe weiterer Zaptiye.

Bei ihnen erblickte ich meine Mutter, meine kleinen Brüder Hovnan und Mardiros und die kleine Sara, außerdem noch die anderen aus Mutters Gruppe. Ich hatte Nazim erzählt, wo sie waren, als ich ihn bat, sie zu mir zu bringen, und er hatte sie holen lassen. Ich wollte zu ihnen laufen und versuchte, mich loszureißen. Aber der Zaptiye hielt mich fest. Meine Mutter kniete auf dem Boden mit zum Himmel erhobenen Händen. Sara kam mit weit ausgestreckten Armen auf mich zu gelaufen.

»Arshaluys! Arshaluys! Lass nicht zu, dass sie uns töten!«, schrie Sara. Da warf der Zaptiye den schweren Griff seiner Peitsche hoch in die Luft und lenkte sie dabei so, dass sie im Fallen auf Saras Kopf prallte. Ihr kleiner Körper wurde weit weg geschleudert. Sie bewegte sich nicht mehr. Ich glaube, der Griff ist beim Aufprall in ihren Kopf eingedrungen.

Mutter sah es – auch Hovnan und Mardiros. Mutter fiel zu Boden, reglos lag sie da. Ein Zaptiye zerrte sie hoch und schlug sie mit der Peitsche.

Ich fiel vor dem Hauptmann der Zaptiye auf die Knie. »Verschone meine Mutter, verschone meine Brüder!«, rief ich ihm zu. »Ich werde alles tun, was du willst – Allah angehören, ihm allein danken, wenn du sie am Leben lässt!«

»Alles wird so geschehen, wie Nazim Bey es wünscht«, sagte der Zaptiye. Ich verstand nicht – klammerte mich flehend an ihn.

Ich wollte meine Mutter berühren, aber der Zaptiye stieß mich zu Boden. Da wusste ich plötzlich, worauf sie warteten. Nazim kam aus dem Haus. Als ich ihn erblickte, kroch ich ihm vor die Füße und bat ihn um Erbarmen. »Ich werde Türkin werden, zu Allah beten, gehorchen, aber rette meine Mutter!«, rief ich ihm zu.

»Das ist gut. Aber du wirst nicht nur Muslima werden, sondern auch die Tochter eines Moslems, also noch besser«, sagte Nazim. »Und was hat die alte Frau mir zu sagen?« Ein Zaptiye zerrte Mutter mit einem Ruck auf die Füße. Er hob seine Peitsche. »Los, die Rek'ah! Sofort!«, forderte er.

Ich rief ihr zu: »Mutter, bitte, Gott wird dir vergeben! Vater ist im Himmel und wird es verstehen!« Mutter war zu geschwächt, um laut zu sprechen, aber ihre Lippen bewegten sich, und sie flüsterte: »Gott des Heiligen Gregor, Dein Wille geschehe! Dir sei die Ehre! Dir gebe ich mich anheim.«

Die Peitsche des Zaptiye schlug erbarmungslos zu. Mutter sank zu Boden. Ich versuchte, zu ihr zu gehen, aber die Zaptiye hielten mich fest. Ich wehrte mich heftig, aber sie hatten mich fest im Griff. Wieder und wieder fielen die Peitschenhiebe.

Mardiros schrie und versuchte, Mutter mit seinen kleinen Händen zu beschützen. Ein anderer Zaptiye packte ihn am Arm und tötete ihn mit einem einzigen Schlag mit dem Peitschengriff. Als sie ihn beiseite warfen, fiel Mardiros' Körper mir fast vor die Füße.

Hovnan schlang seine Arme um den Zaptiye, der meine Mutter auspeitschte, aber er hatte viel zu wenig Kraft. Der Zaptiye bemerkte ihn gar nicht, bis der Körper meiner Mutter erschlaffte. Da wusste ich, sie war tot. Der Zaptiye zog sein Messer und erstach den kleinen Hovnan.

Es war nur ein kurzer Moment, vielleicht zwei oder drei Minuten, in denen ich da, von Zaptiye festgehalten, untätig mitansehen musste, wie mir alles, was in dieser Welt noch zu mir gehörte, genommen wurde – meine Mutter, Mardiros, Hovnan und Sara. Sie lagen tot vor meinen Füßen. Beide, Mutter und Hovnan, starben mit mir zugewandtem Blick. Ich habe sie immer noch vor Augen, jeden Tag, jede Nacht, fast jede Stunde, während ich in die neue Welt um mich herum schaue. Nur im Schlaf kann ich mich davon lösen.

Ich hörte, dass Nazim Bey seinen Zaptiye einen Befehl gab. Einige von ihnen hoben die Leichen meiner Lieben auf und

brachten sie weg, wohin, weiß ich nicht. Die anderen hoben mich vom Boden auf – ich war nicht in der Lage zu gehen – und brachten mich zurück ins Haus, wieder in den Raum mit dem Divan. Zwei Tage und zwei Nächte kam außer den Sklavenmädchen niemand in meine Nähe. Ich weinte die ganze Zeit. Meine Tränen strömten nur so. Damals nahm meine Sehkraft deutlich ab.

Am dritten Tag kam Nazim mit seinem Vater in mein Zimmer. Wieder machte Ahmed mit honigsüßer Stimme zutiefst verletzende Äußerungen: »Die Vergangenheit ist vorbei, Kleine. Es wird Zeit, dass deine Gedanken sich der Zukunft zuwenden. Nazim erweist dir die Ehre, dich zu begehren. Für deine Dickköpfigkeit hat er dich bestraft. Jetzt möchte er dir vergeben und dich in sein Herz schließen. So muss es sein. Deine Angehörigen sind tot. Da ist niemand mehr, der dir falsche Ratschläge gibt. Nun wird dir die Gunst Allahs zuteil, und du wirst in den Zustand wahrer Rechtfertigung erhoben.«

»Sterben will ich! Töte mich! Niemals werde ich Eurem Sohn oder Allah gehorchen«, sagte ich.

Sie brachten mich in einen anderen Gebäudeflügel, in einen Kerker mit nur einem mit Eisenstäben versehenen Fenster, das zum Hof hinaus ging. Es gab weder einen Divan noch ein Kissen, nur den nackten Boden und kahle Wände. Das Fenster war weit oben an der Wand. Ich konnte nur den Himmel sehen – immer noch wölbte sich derselbe Himmel über all diesem grauenhaften Geschehen in meinem geschändeten Heimatland Armenien.

Tag für Tag, Nacht für Nacht verging. Täglich kamen *Alaik*, Haremssklavinnen, und brachten mir Brot, Beeren und Milch. Und jeden Tag kam auch der *Hodscha*⁷⁹, um mich zu fragen, ob ich bereit sei, zum Islam überzutreten. Aber Gott zog mich Tag für Tag stärker an sein Herz, nur indem ich mit Ihm sprach, konnte ich mir meinen Lebensmut bewahren.

Und dann, eines Nachts, als unzählige Tage vergangen waren – zählen konnte ich sie nicht mehr –, erreichte mich Gottes Hilfe durch das Fenster meines Kerkers. Ich war wach geworden durch ein lautes Getümmel im Hof. Sonst war es dort nachts immer sehr ruhig. Bald erkannte ich den Grund: Es wurden Schafe durch das Hoftor hineingetrieben. Ahmeds Herden kamen von den

79 Koranlehrer oder allgemein Lehrer.

Almen in den Bergen, möglicherweise trieb man sie aus militärischen Gründen nach Hause. Ich hörte, wie die Hoftore zuschlugen. Dann nahm ich außer dem Blöken der aufgeregten, unruhigen Schafe das Pfeifen des Schäfers wahr, womit er sie zu besänftigen suchte. Ich sprang auf die Füße, mein Herz schlug wie wild. Atemlos lauschte ich dem Schäfer zum zweiten Mal. Dann war ich mir sicher: Es war das gleiche unverwechselbare Pfeifsignal, scharf und durchdringend, das mein Vater immer seinen Schäfern beigebracht hatte, der Ruf, den ihn sein eigener Vater gelehrt hatte, als er als kleiner Junge mit den Pfaden der Herden seines Vaters in den ausgedehnten Weidegebieten von Mamuret-ul-Aziz vertraut gemacht wurde. Als ich noch sehr klein war, lachten unsere Schäfer immer, wenn ich versuchte, sie nachzuahmen. Nie gab es ein glücklicheres Mädchen als mich, als ich es eines Tages so gut konnte, dass die Schafe unserer Herde das Grasen sein ließen und sich um mich versammelten.

Keine anderen Schäfer als unsere oder zumindest solche, die aus Tschemschkadsag kamen, würden diesen Ruf kennen, da war ich mir sicher. Ahmeds Schafe waren müde und unruhig. Ihr Schäfer blieb bei ihnen, und dann und wann wiederholte er sein Pfeifen, immer leiser, immer sanfter. Ich ging auf das Fenster zu, hob mein Gesicht zu den Eisenstäben und ahmte das Pfeifsignal nach. Selbst die Schafe schienen zu spüren, dass etwas Ungewöhnliches geschah. Plötzlich waren sie ruhig. Wieder piff ich, diesmal kräftiger. Sofort antwortete der Schäfer – es war mir, als könne ich seine Verwunderung spüren.

Schon vorher hatte ich herausgefunden, dass ich die Eisenstäbe zu fassen bekam, wenn ich so hoch wie möglich sprang, und dass ich mich daran hochziehen konnte, bis mein Gesicht oberhalb des Fenstersimses war. So hatte ich oft einen Blick in den Hof werfen können. Aber ich war nicht stark genug, um mich länger als ein paar Sekunden oben halten zu können.

Jetzt versuchte ich es wieder und hoffte, im Mondlicht den Schäfer zu Gesicht zu bekommen. Ich zog mich hoch und wiederholte das Pfeifen. Immer wieder versuchte ich es, bis ich endlich seine Aufmerksamkeit auf das Fenster lenken konnte und er begriff, dass hinter den Stäben jemand gefangen war, der versuchte, ihm ein Signal zu senden. Das gab er mir zu verstehen, indem er direkt unter dem Fenster dreimal das Pfeifsignal gab.

Ihm etwas zuzurufen traute ich mich nicht. Ich riss ein großes Stück Stoff aus dem Kleid, das man mir gegeben hatte, rollte es zu einem Ball zusammen und warf es hinaus. Er sah es und antwortete mit sanftem Pfeifen. Ich hoffte, dass er die symbolische Bedeutung des Stofffetzens erraten würde: meine Gefangenschaft und meine Hoffnung, dass er mich retten werde. Es kam mir unglaublich vor, dass sogar ein armenischer Schäfer noch am Leben geblieben war, doch schien es so zu sein.

Bevor er am nächsten Morgen die Schafe hinaustrieb, piffte der Schäfer noch einmal unter meinem Fenster, und ich wusste, dass er versuchte, meine Aufmerksamkeit zu erregen. Ich antwortete so leise wie möglich. Den ganzen Tag über beflügelte mich neue Hoffnung und machte mir Mut. Ich war voller Zuversicht, dass meine Befreiung nahte, ohne es begründen zu können.

In dieser Nacht versuchte ich erst gar nicht zu schlafen. Die Schafe kamen früh zurück, und der Schäfer ließ sein Pfeifen ertönen. Eine Stunde später hörte ich es wieder. Er war also geblieben. Es muss gegen Mitternacht gewesen sein, als ich ein Rütteln an den Eisenstäben vor dem Fenster vernahm. Ich schaute hin, und da war, vom Mond umschienen, ein Gesicht, das ich kannte – das Antlitz des guten alten Vartabed, der am Ostermorgen mit seiner beängstigenden Prophezeiung zu uns nach Hause gekommen war, mit der Schreckensvision, die dann wahr wurde. Gott hatte ihn mir geschickt und mir geholfen, das Pfeifsignal wahrzunehmen und richtig zu deuten.

»Ist hier jemand, der aus Mamuret-ul-Aziz kommt?«, flüsterte der alte Vartabed.

»Es ist Arshaluys, die Tochter der Mardigians aus Tschemschkad-sag. Du bist der alte Vartabed, und ich bin Arshaluys, die du so gern hattest.«

Der alte Vartabed versuchte zu sprechen, aber vor Rührung blieb ihm die Stimme weg, sodass ich ihn nicht verstehen konnte. Eilig erzählte ich ihm alles, was ich konnte, wie ich Ahmeds Gefangene geworden und warum ich hier war. Tränen stiegen dem alten Vartabed in die Augen, als ich ihm berichtete, wie alle meine Angehörigen umgekommen waren. Ich fragte ihn, wie es kam, dass er überlebt hatte.

»Der alte Vartabed ist es nicht wert, geschlachtet zu werden«, antwortete er. »Ich bin von unersetzlichem Wert, seit ich Ahmeds

Schafen beigebracht habe, nur auf mich zu hören. Ahmed hat vergessen, dass ich Armenier bin, seit ich meine Knie bei jedem Gebet brav vor Allah beuge und so meine Lebenstage verlängere.«

Er ermahnte mich, geduldig zu sein. Er werde einen Weg finden, mich hier herauszuholen.

14. Kapitel

Die Botschaft von General Andranik

Zwei Nächte vergingen, bis der gute alte Vartabed wieder an mein Fenster kam. Aber er hatte jede Nacht das Signal gegeben, und ich hatte geantwortet. In der dritten Nacht erschien sein Gesicht wieder im Fensterrahmen.

»Halte dich bereit, Kleine, gleich werde ich dich herausziehen«, flüsterte er.

Er hatte eine Stahlstange dabei, mit der er die Eisenstangen am Fenster auseinanderbiegen konnte. Sie waren sehr alt und hatten vielleicht schon mehr als hundert Jahre dazu gedient, in diesem Raum in Ahmeds großem Anwesen Menschen einzusperren. Ich kniete nieder und betete und war noch auf den Knien, als Vartabed flüsterte: »Komm, Kleine, gib dem alten Vartabed die Hand. Er wird dich hochziehen.«

Die Eisenstangen waren so weit auseinandergebogen, dass der Schäfer sich über das Fensterbrett beugen und mich erreichen konnte. Ich fasste ihn an den Händen, und er zog mich hinauf, bis ich die Stangen zu fassen bekam und allein herauskriechen konnte. Dann sprang ich zuerst auf den Baumstumpf, den Vartabed mitgebracht hatte und auf dem er selbst stand, und dann von dort hinunter auf die Erde. Die Schafe, die den Hof ganz ausfüllten und schliefen, wurden unruhig und blökten, als ich unten ankam, waren aber sofort still, als Vartabed zu pfeifen begann.

»Wir müssen uns beeilen. Das Tor ist nicht geschlossen. Vor der Morgendämmerung musst du schon weit weg von hier sein, an einem Ort, den ich dir noch nennen werde, denn am Morgen werden sie dich hier vermissen«, sagte Vartabed, während er mit mir durch den Hof eilte.

Als wir durch das Tor nach draußen kamen, legte er mir seine Kutte um die Schultern, denn es war kalt. Dann machten wir uns auf den Weg durch die Ebene, weit weg von der Stadt, auf eine hügelige Landschaft zu, die in der Ferne lag.

Der alte Vartabed war schweigsam. Wegen seines hohen Alters musste er seine Kräfte schonen. Er wollte sichergehen, dass ich noch vor Sonnenaufgang weit genug weggäme. Als wir die Hügel erreichten, zeigte er mir einen Pfad, dem ich ohne ihn folgen sollte, bis ich zur Hütte einer mit ihm befreundeten kurdischen Familie käme. »Aber du, mein guter alter Vartabed, kommst du nicht mit mir? Willst du wirklich zurückkehren? Ahmed Bey wird dich bestimmt verdächtigen«, sagte ich zu ihm. »Der alte Vartabed ist zu alt, um in der Wüste zu leben, und außerdem, wer sonst sollte sich um meine Schafe kümmern?«, antwortete er.

Mein armer, geliebter alter Vartabed! Noch am selben Morgen ließ Ahmed Bey ihn ermorden.

Ich lief weiter auf dem Pfad, den der Schäfer mir gezeigt hatte, und kam nach vielen Stunden zu der Hütte der Kurden, von denen mir Vartabed erzählt hatte. Es waren Schafhirten, die Hochachtung vor dem alten Vartabed hatten, der ihnen berichtet hatte, dass ich die Tochter seines früheren Dienstherrn in Mamuret-ul-Aziz sei. Sie hatten mich schon erwartet und nahmen mich herzlich auf.

Ich dachte an den alten Vartabed, wie er jetzt zu den Schafen zurückkehrte und der Willkür von Ahmed Bey ausgesetzt war, und begann zu weinen. Die Frau und die Töchter des Kurden machten sich auch große Sorgen, und der Mann ging hinunter in die Ebene, in der Ahmeds Haus lag, um nachzuschauen, ob Vartabed dort seine Schafe hütete. Abends kam er sehr betrübt zurück. Er hatte von dem gnadenlosen Schicksal des guten Vartabeds gehört. Ahmed Bey war überzeugt, dass keiner außer dem Schäfer mir zur Flucht verholfen haben konnte. Er ließ den guten alten Vartabed zu sich rufen, und dieser gab es zu. Der alte Mann wurde hinausgeführt, wo seine Herde auf ihn wartete, um auf die Weide geführt zu werden. Dann fiel ein Schuss, und er verlor sein Leben wegen der Barmherzigkeit, die er der Tochter seines ehemaligen Dienstherrn erwiesen hatte.

Der Kurde bangte um mein Leben. Die Zaptiye von Ahmed Bey durchkämmten das Flachland und die Hügellandschaft. Bald würden sie die Hütte erreichen.

Die kurdische Familie wollte mich nicht wegschicken, aber ich wusste, dass ich aufbrechen musste. Die Hütte lag zu nah an Ahmeds Anwesen, und die Zaptiye konnten jederzeit auftauchen. Also gaben sie mir Wollsocken – die besten, die sie hatten –, einen

großen Laib Brot aus Wintergetreide, einen Behälter voll Wasser und eine Decke, in die ich mich nachts wickeln konnte. Dann stieg ich hinauf in die Hügel. Jenseits der Hügel erstreckte sich der Dersim⁸⁰, ein weites, von Sand und Gras bedecktes Hochland, aus dem überall Hügel und Berge hervorragten. Über viele, viele Meilen in alle Richtungen lebten hier nur Dersimkurden, manche in kleinen Dörfern, andere in Räuberbanden. Rund um den Rand des Dersim siedelten Türken und bis vor Kurzem in den dortigen Städten auch Armenier, aber jetzt waren sie alle verschwunden. Nur die Türken waren noch da.

Die Bewohner der eintönigen Weiten und Steppen des Dersim waren anders als die heimtückischen Kurden im Süden, durch deren Gebiete wir Deportierten gekommen waren. Die kurdischen Nomadenstämme sind roh und grausam. Die Dersimkurden sind fast alle Bauern und rebellieren nicht selten gegen die türkische Herrschaft. Sie sind fanatische Moslems und sehen verächtlich auf alle »Ungläubigen«, also die Christen, herab. Aber sie haben nicht diese Mordgier wie die im Süden. Diesem Umstand verdanke ich mein Leben. Mehr als ein Jahr verbrachte ich im Dersim entweder als Sklavin oder als Landstreicherin.

Nachdem ich von Vartabeds tragischem Ende erfahren und meine Freunde verlassen hatte, irrte ich endlos umher, versteckte mich tagsüber und wanderte nachts, wanderte und wanderte, immer weiter, irgendwohin und doch nirgendwohin. Leuchtete eine Siedlung vor mir auf, wich ich ihr aus, ziellos trottete ich dahin, durch endlose Ebenen, Hügellandschaften und Einöden. Das Brot ging mir bald aus, und an Wasser war kaum heranzukommen, denn wo immer es eine Quelle oder einen Brunnen gab, war auch ein kurdisches Dorf in der Nähe. Einmal versteckte ich mich einen ganzen Tag nicht weit von einem Brunnen und wartete

80 Das Gebiet entspricht weitgehend dem heutigen Tunceli, bevölkerungsmäßig die zweitkleinste Provinz der Türkei. Es ist belegt, dass die dortige Bevölkerung 1915/16 viele Flüchtende Richtung Norden durch ihr Gebiet entkommen ließ. 1936/37 gab es nach einem sogenannten Aufstand der zumeist bäuerlichen Bevölkerung Massendeportationen (50 000 Menschen) und Massaker (70 000 Tote) der türkischen Staatsmacht unter Atatürk an Zaza, alevitischen und anderen Kurden des Dersim. Die Provinz verlor 14 Dörfer, die dem riesigen, in den Sechzigerjahren gebauten Kebanstausee zum Opfer gefallen sind.

auf eine Gelegenheit, unbeobachtet hinzuschleichen und meine verdorrte Kehle mit kühlem Wasser zu netzen. Bei Tageslicht hatte ich keine Chance, und wenn ich nachts an einen Brunnen kroch, kamen die Hunde von den Häusern angerannt und bellten mich an. Ich war zu schwach, um wegzulaufen, wenn die Dorfbewohner herauskamen, um nachzusehen, was die Hunde so aufgeregt hatte. Sie brachten mich dann ins Dorf und sperrten mich über Nacht in eine Höhle. Am Morgen kam der Dorfbere und nahm mich als Sklavin bei sich auf. Er befahl mir, den Befehlen seiner Familie Folge zu leisten.

Sie ließen mich Männerarbeiten machen. Ich kümmerte mich um das Vieh, trug Wasser herbei und arbeitete auf den Feldern. Wenn ich nicht genug tat, schlugen mich die Kurden mit ihren langen dicken Knüppeln und gaben mir nichts zu essen. Wenn ich genug und in ihren Augen gut arbeitete, warfen mir die Frauen ein Stück Brot hin. Nachts schlief ich außerhalb der Hütten auf der Erde, auf Teppichen und unter zerschlissenen Decken, um die Kälte abzuwehren. Nie war es mir warm genug. Nach vielen Wochen war ich zu schwach, um weiterarbeiten zu können. Ich fiel auf dem Weg zu den Feldern hin und konnte nicht mehr aufstehen, wenn ein Kurde mir einen Stoß versetzte. Daher gaben sie mir einen Laib Brot und schickten mich weg. Ich schleppte mich eine kleine Strecke weiter und ruhte mich dann zwei Tage aus. Bald schon kam ich wieder zu Kräften, denn es war so schön, nicht mehr von morgens bis abends einen Holzpflug ziehen zu müssen.

Jenseits von Erzurum, das wusste ich, standen die Russen, Freunde der Armenier. Ich versuchte, meinen Blick dahin zu richten, wo meiner Ansicht nach Erzurum liegen musste, hundert Meilen oder mehr quer durch den Dersim. So lange es ging, hielt ich mich von den Dörfern fern. Aber dann konnte ich vor lauter Hunger und Durst nicht mehr laufen. Und wieder ließ ich mich zur Arbeitssklavin machen. Jedes Mal behielten mich die Kurden, bis meine Kräfte erlahmten, gaben mir dann einen Laib Brot und ließen mich weiterziehen.

Obwohl es jetzt sehr kalt war, hatte ich keine Kleider. Nie wollten mir die Kurden etwas von dem Stoff geben, den sie webten. Der Schnee in den Felsspalten der Hügel versorgte mich mit Wasser, aber wochen- und monatelang war alles, was ich zu essen bekam, die Rinde junger Bäume, Unkraut, das auch im Winter wächst, und

faule Grashalme, die ich unter der Schneedecke fand. Der Schnee schmolz bereits, als ich am westlichen Rand des Dersim anlangte. Ich weiß nicht, in welchem Monat es war, denn mir war jegliches Zeitgefühl abhandengekommen. Aber ich spürte, dass der Frühling nahte. Hier in der Nähe mussten Türken leben, denn manchmal sah ich sie in ihren weißen Mänteln durch die Ebenen wandern, auch dann und wann Schafherden und andere Anzeichen, dass Städte in der Nähe lagen, von deren Bewohnern ich mich fernhalten musste.

Eines Tages, als ich vor Hunger zu schwach zum Laufen war, erblickte ich von meinem Versteck am Hang eines Hügels aus einen endlosen Konvoi aus Eseln, Karren und Arabas, der auf einer Art Straße nach Süden zog. Er reichte bis zum Horizont. Stundenlang wand er sich durch das flache Gelände. Ich kroch den Hang hinunter und näherte mich ihm auf allen Vieren, so weit es ging. Ich sah, dass es Türken waren. Sie hatten Haushaltswaren dabei, und es war ihnen anzusehen, dass sie aufgeregt und unglücklich waren. Den ganzen Tag betrachtete ich diesen Flüchtlingszug türkischer Familien, der an mir vorbeizog. Als es dunkel war, beschloss ich, meinen Weg in die Richtung fortzusetzen, aus der sie gekommen waren. Was auch immer es sein mochte, das die Türken veranlasste, aus ihrer Heimat in die Städte weiter im Osten aufzubrechen, für ein armenisches Mädchen konnte es bestimmt nichts Schlimmes sein.

Ich überquerte den Fluss Kara. Längs der Straßen, die die Türken entlanggegangen waren, lagen Brotreste, Einmachgläser, aus denen man Früchte entnommen hatte, und andere Speisereste. Ich konnte genug Proviant aufsammeln, um mich auf meinem Weg zu stärken.

Die Ebenen, die ich in dieser Nacht durchquerte, waren einmal der Garten Eden, so lehrten es uns unsere Priester und die Bücher in der Sonntagsschule. Der Fluss Kara war einer der *Vier Flüsse* aus der Bibel.⁸¹ Die anderen drei waren der nahe gelegene *Acampis*, der *Tschorokh*⁸² und der *Aras*⁸³. Zwischen denselben Felsen,

81 Der Phrath in der Bibel entspricht dem Euphrat, der Kara ist der westliche Quellfluss des Euphrat.

82 Tschorokh, heutige Schreibweise: Çoruh (ç entspricht tsch, h entspricht kh). Der Fluss entspringt am Mescit Dağı in der Provinz Erzurum.

83 Der Aras oder Arax (griechisch: Araxes) soll dem biblischen Gihon entsprechen und der Tigris dem biblischen Hiddekel (sumerisch: Idigna, akkadisch:

durch die ich mir, so schnell ich konnte, einen Weg bahnte, war einst Eva gegangen. Wenn ich mich von Zeit zu Zeit hinsetzte, um auszuruhen, dachte ich an Eva und hätte gern gewusst, ob sie wohl von irgendwo Da Oben auf mich herunterschaute, auf eine der letzten Überlebenden dieses bedeutenden Volkes, das zuallererst die Lehre Christi als Staatsreligion angenommen und über Jahrhunderte hinweg so viel in seinem Namen erlitten hat, seit Evas Gärten hier in diesen Ebenen und an den Hängen um mich herum blühten und gediehen.

Am nächsten Tag waren mehrere Konvois mit flüchtenden Türken zu sehen. Sie schienen sich verspätet zu haben und hasteten in wildem Durcheinander weiter. Türkische Soldaten tauchten unter ihnen auf, und viele Zaptiye waren dabei. Weit unter mir sah ich die Minarette einer Stadt. Das konnte nur Erzurum sein. Ich kam in die Nähe eines Dorfes und sah die Bewohner aufgeregt von Haus zu Haus laufen. Ich fürchtete mich, tagsüber zu wandern. Diesen Dörfern durfte ich mich nicht nähern, nicht einmal um Wasser bitten, denn ich hatte keine Kleider an und hätte mich viel zu sehr geschämt, selbst wenn ich die Kühnheit besessen hätte, darauf zu vertrauen, dass ich nicht gefangen würde. In der Nacht kroch ich näher an die noch entfernte Stadt heran, und am Morgen stand ich am Rand eines Plateaus, das sehr steil in die Tiefebene abfiel. Indem ich mich eng an die Felsen schmiegte, die mir Schutz vor den Blicken der Flüchtlinge boten, konnte ich auf die Stadt hinuntersehen.

Ich sah ein großes Menschengewimmel. Soldatenscharen kamen und gingen. Flüchtlinge strömten aus der Stadt und vereinten sich

Idiklat). Der Tschorokh (Tschorukh, Yorokh) ist identisch mit dem Acampis, was die Autorin übersah, aber dass er dem Fluss Pischon/Pison in der Bibel entspricht, ist unwahrscheinlich.

Es gibt viele Legenden in Armenien und Mesopotamien, in denen die Schöpfungsgeschichte und das Paradies in heimische Landschaften verlegt werden, wobei reale Flusslandschaften und naturbelassene Ebenen eine große Rolle spielen. In diesem Kulturkreis weiß man auch, dass die Genesis (1. Buch Mose) auf dem wesentlich älteren *Gilgameschepos* der Sumerer und Akkadäer basiert. Das kulturelle Gedächtnis der Menschen geht sehr viel weiter zurück als in Europa, sei es durch Mythen und Legenden, Märchen und Epen. Die Armenier z.B. verfügten bereits im fünften Jahrhundert über eine Bibel in ihrer Muttersprache, bewahrten aber auch viele Traditionen und Mythen aus vorchristlicher Zeit.

mit weiteren aus den Dörfern der Umgebung. Aus der Ferne hörte ich Gewehrsalven.

Die Schüsse kamen näher. Hier und da erschallten Salven aus großen Gewehren und erschütterten die Erde um mich herum. Ich sah Explosionen in der Stadt. Bei jeder Gewehrsalve dachte man, es fielen Häuser um. Auf einmal rollten riesige Staubwolken durch die ganze Stadt und kamen immer näher. Zivilisten strömten aus dem Stadttor, das mir am nächsten lag, und gleich darauf flüchtende Soldaten. Spät am Nachmittag hörte der Beschuss auf. Die Staubwolken über der Stadt waren noch näher gekommen. Plötzlich tauchten aus ihnen Reiterhorden auf. Sie ritten direkt auf die fernen Stadttore zu. An den Stadtmauern stellten sich ihnen Kompanien türkischer Soldaten entgegen. Es gab einen Kampf. Die Türken wurden zurückgedrängt. Die Reiter verfolgten sie. Gewehrschüsse erschallten. Weitere Reiterhorden kamen aus allen Richtungen, wandten sich nach Osten und ritten durch die Tore in die Stadt hinein.

Die Russen waren gekommen.

Innerhalb einer Stunde war alles wieder ruhig in der Stadt. In der Ferne sah ich Truppenkolonnen, die sich langsam näherten: die russische Armee, die den Kosaken folgte. Die Türken von Erzurum hatten sich ergeben.⁸⁴

Bei Anbruch der Nacht stieg ich von den Felsen herab und ging in die Stadt. Ich hoffte, vor der Morgendämmerung etwas zum Anziehen zu finden, vielleicht einen Fetzen von einem Schal, den jemand geworfen hatte und mit dem ich mich bedecken konnte. Aus Angst vor dem Terror der Kosaken blieben die Bürger, die den Mut aufgebracht hatten, in der Stadt zu bleiben, in ihren Häusern. Die Straßen am Stadtrand waren wie ausgestorben. Gelegentlich stahl sich ein Zaptiye davon, der genauso viel Angst hatte wie ich, entdeckt zu werden. Plötzlich, als ich in eine enge Straße

84 Am 11. Februar 1916 bombardierte die russische Armee die Festungsanlagen um die Stadt herum. Die gesamte Schlacht um Erzurum dauerte vom 10. Januar bis zum 16. Februar 1916, und der Rückzug der osmanischen Armee vom 13. bis zum 16. Februar. Nach ihrem Sieg blieben die Russen bis 1918.

Diese Schlacht konnte Arshaluys nicht beobachtet haben, da sie erst 1917 aus dem Dersim nach Erzurum kam. H. L. Gates hat die im Zeitraffer dargestellten Vorgänge aus dem Vorjahr also wohl einfach in ihren Bericht eingeschoben.

einbog und mich an der Wand entlangtastete, in der Hoffnung, an dieser oder der nächsten Straßenecke zu einem der von den Russen besetzten Häusern zu gelangen, sah ich etwas Wunderbares: die amerikanische Flagge im farbigen Licht eines Scheinwerfers.

Alle Fenster des Gebäudes waren hell erleuchtet, und darüber wehte die Flagge. Dort würde ich einen sicheren Hafen finden, das wusste ich. Aber erst bei Anbruch der Morgendämmerung traute ich mich, näher heranzugehen. Da sah ich Männergestalten im Hof, die sich der Eingangstür näherten. Ich rannte aus meinem Versteck und fiel einem großen, mich freundlich anblickenden Mann vor die Füße, der gerade aus der Tür getreten und stehen geblieben war, um mit einem russischen Offizier zu sprechen.

Ich nahm noch wahr, wie sich der große Mann hinunterbeugte und mir seine Hand auf den Kopf legte, und wie mit einem Mal die Sonne aus dem Grau der Abenddämmerung hervorbrach und mir ins Gesicht schien. Dann schlief ich ein. Als ich die Augen wieder aufschlug, waren schon viele Tage vergangen, erzählte man mir. Ich lag in einem warmen Bett, und um mich herum waren lauter liebenswürdige Menschen. Als sie sich in einer fremden Sprache an mich wandten, versuchte ich, nach dem Mann zu fragen, der mich an der Schwelle der Eingangstür an der Straße aufgelesen hatte. Ein Dolmetscher kam herein, und kurz darauf auch der große Mann. Er lächelte freundlich, und ich wusste, dass alles in Ordnung war.

Dieser Mann, erfuhr ich, war ein berühmter Missionsarzt und hieß Frederick William MacCallum. Er war bekannt wegen der guten Taten, die er meinem Volk im gesamten türkischen Reich erwiesen hatte. Bei Ausbruch des Krieges hatte man ihn gezwungen, Konstantinopel zu verlassen, aber jetzt war er mit den Russen nach Erzurum gekommen als einer der Ersten, die meinem Volk zu Hilfe eilten. In diesem Haus befand sich früher die amerikanische Mission, deren Missionare man dann zur Ausreise gezwungen hatte, die aber jetzt beim Einmarsch der Russen ebenfalls zurückgekehrt waren.

Dr. MacCallum, der jetzt in New York lebt und der erste gute Freund wurde, den ich nach meiner Ankunft in diesem Land fand, befreite während der Tage, in denen die Russen vom Kaukasus her in die Türkei eindrangten, Tausende armenische Mädchen aus der Sklaverei. Mit Geld, das ihm vom AMERICAN COMMITTEE FOR

ARMENIAN AND SYRIAN RELIEF zur Verfügung gestellt worden war, konnte er diese Mädchen für einen Dollar pro Person ihren türkischen Besitzern wieder abkaufen. Die Türken wussten, dass die Russen diese gefangenen christlichen Mädchen befreien würden, sobald sie sie fänden, und waren froh, sie zu diesem Preis loswerden zu können, anstatt das Risiko einzugehen, gar nichts für sie zu kriegen.

Auch General Andranik⁸⁵, der anerkannte Führer der Armenier, unser Nationalheld, kam mich besuchen. Über viele Jahre war er es, der den Mut aller Armenier aufrechterhielt. Er versprach ihnen die Freiheit und brachte sich selbst in Gefahr, nur um mein Volk immer wieder aufzurichten und zu ermutigen. Die Türken boten eine hohe Summe auf seinen Kopf, und man jagte ihn von einem Ende des Reiches zum anderen, aber er entkam immer. Er führte armenische Regimenter an, die er unter in Russland lebenden Armeniern angeworben hatte. Sie bildeten beim Vormarsch gegen die Türken die Vorhut der russischen Armee.

Als ich dem General erzählte, wie ich mitansehen musste, wie mein geliebtes Volk umgebracht wurde, teilte er den Schmerz mit mir. Er tröstete mich, munterte mich auf und nannte mich »sein kleines Mädchen«. Dass er mich so nannte, bedeutete mir mehr als alle Reichtümer der Welt.

Ein ranghoher russischer Militärführer, der Armenisch sprechen konnte, kam ebenfalls, um mit mir zu sprechen. Als ich ihm alles erzählt hatte, ging er weg, kam aber eine Stunde später in Begleitung eines sehr vornehm aussehenden Militärs wieder. Dieser war hochgewachsen und hatte ein freundliches Gesicht. Er musste von hohem Rang sein, denn es herrschte große Aufregung, als er das Haus betrat. Der Offizier, der vorher mit mir gesprochen hatte, berichtete seinem Begleiter vieles, was ich ihm erzählt hatte. Dann wandte sich der vornehm Aussehende an mich, zuerst auf Russisch und dann auf Französisch, das ich beherrsche.

85 Andranik Ozanian (1865–1927) hatte sich vielerorts gezielt am Widerstand der Armenier anlässlich andauernder türkischer Übergriffe auf die Zivilbevölkerung beteiligt. Er war 1912/13 Kommandant im Ersten Balkankrieg auf Seiten Bulgariens, erzielte im Ersten Weltkrieg als General der armenischen Einheiten der russischen Armee zahlreiche Siege in der Nordtürkei und wurde 1918 Verteidigungsminister der Armenischen Republik, ging aber anlässlich der Sowjetisierung in die Vereinigten Staaten.

»Du warst ein sehr unglückliches Mädchen«, sagte er, »und ich bin froh, dass ich noch rechtzeitig gekommen bin, um dich zu retten. Wir werden gut auf dich aufpassen, und alle Russen werden deine Freunde sein.«

Als er gegangen war, erzählte man mir, wer er war: der Großfürst und Oberbefehlshaber der russischen Kaukasusarmeen.⁸⁶ Der andere Militär war General Trokin, der Stabschef des Großfürsts.

Als ich zu Kräften gekommen war und es mir wieder gut ging, erlaubte mir General Andranik mitzuhelfen, Hunderte armenische Kinder zu versorgen, die man in türkischem Gewahrsam gefunden hatte, und geflohene, denen es gelungen war, sich in den Hügeln und den Bergen zu verstecken, und die jetzt in die Stadt geschlichen kamen, um bei den Russen Schutz zu suchen. Ich half auch dabei, Mädchen zu trösten, die aus den Harems freigekauft worden waren.

Als General Andranik mit den vorrückenden Russen aufbrach, befahl der Großfürst, mich unter Begleitschutz nach Sari Kamish zu bringen, wo die Eisenbahnlinie beginnt, und von dort nach Tiflis, in die Hauptstadt des russischen Kaukasus. Als der General Andranik sich von mir verabschiedete, sagte er: »Der Großfürst hat Vorkehrungen getroffen, dich nach Amerika zu senden, wo wir armen Armenier viele Freunde haben. Wenn du in dieses geliebte Land kommst, berichte den Menschen dort, dass Armenien daniederliegt, geplündert und ausgeblutet, dass es sich aber wieder aufrichten kann, wenn Amerika uns hilft und den Hungernden Nahrung und Geld schickt, damit sie nach dem Krieg in ihre Häuser zurückkehren können.«

Als ich mit meinen Beschützern nach Sari Kamish aufbrach, zog General Andranik einen schönen Ring von seinem Finger,

86 Hier liegt, vielleicht der Vornamen wegen, möglicherweise eine Verwechslung vor. Großfürst Nikolai Nikolajewitsch (Romanow) (1856–1929) war der Oberbefehlshaber der *russischen Streitkräfte* im Ersten Weltkrieg (er maß 1,98 m). Hier könnte es sich aber eher um Nikolai Nikolajewitsch Jude-nitsch (1862–1933) handeln, General und Oberbefehlshaber der *russischen Kaukasusarmee*, der u. a. Sarikamish, Erzurum, Trapezunt, Bitlis, Mush und Erzindjan eingenommen hatte und daher wohl eher vor Ort war. Aber er war nicht von Adel und hatte nicht die hier beschriebene Statur. Auch ihn nannte man oft nur Nikolai Nikolajewitsch. Er wurde im Mai 1917 von A. F. Keren-ski, dem Kriegsminister in der russischen Übergangsregierung zwischen der Februar- und der Oktoberrevolution, in den Ruhestand versetzt.

den, wie er mir sagte, schon sein Vater und sein Großvater getragen hatten, und steckte ihn mir an den Finger. Diesen Ring trage ich bis heute. Er ist das Einzige, was mir aus meinem Heimatland geblieben ist.

Von Sari Kamisch aus schickten mich die Soldaten des Großfürsts weiter nach Tiflis, wo ich von Vertretern des AMERICAN COMMITTEE FOR ARMENIAN AND SYRIAN RELIEF in Empfang genommen wurde. Sie statteten mich mit einer Summe aus, die ausreichte, um mich mit einem vom Großfürst ausgestellten Pass über Sankt Petersburg und Schweden nach Amerika ausreisen zu lassen.

Aber als ich in Sankt Petersburg ankam, ging es in der Stadt drunter und drüber. Der Zar war schon abgesetzt worden, und die Regierung des Ministerpräsidenten Alexander Kerensky hatte die Kontrolle über die Bevölkerung verloren. In den Straßen herrschte Aufruhr, und die zuständigen Beamten, zu denen mich der Großfürst und die amerikanischen Vertreter in Tiflis schicken wollten, waren ihres Amtes enthoben oder umgebracht worden.⁸⁷

Wieder war ich ohne Freunde und völlig schutzlos. Ich hatte viel Geld, konnte aber so gut wie nichts zum Essen kaufen. Für fünfzig Rubel konnte ich einen Laib Brot ergattern. Wenn ich hungrig wurde, hielt ich freundlich aussehende Menschen auf der Straße an und fragte sie, ob sie mir helfen könnten, etwas Essbares zu finden. Sie schauten mich dann außerordentlich besorgt an, boten mir eine Handvoll Papiergeld an und bedauerten, mir nur das, aber keine Lebensmittel geben zu können. Jeder schien eine Menge Geld zu haben, aber Nahrungsmittel gab es kaum. Keiner wagte es, mich in seine Wohnung zu lassen. Ich fand eine armenische Kirche. Sie war wie ausgestorben. Alle Petersburger Armenier hatten aus Furcht die Stadt verlassen. Sie waren die Ersten, die nach den Erfahrungen in ihrem Heimatland das Nahen der Aufstände witterten und aus der Stadt verschwanden. Ich hielt mich viele Tage in der verlassenen Kirche auf und fürchtete mich, hinaus auf die Straße zu gehen, wo viele Morde und Diebstähle begangen wurden. Nur früh am Morgen, wenn auf den Straßen Ruhe herrschte, wagte ich, nach Nahrung zu suchen.

87 Sie spricht von den Auswirkungen der Februarrevolution. Die russische Kaukasusarmee löste sich in der Folge der Revolutionswirren auf.

Schließlich sah ich einen Amerikaner an der Kirche vorbeigehen. Schnell lief ich hinaus und bat ihn auf Französisch, mir zu helfen. Ich zeigte ihm meinen Pass, und sofort brachte er mich in einer Droschke zur amerikanischen Botschaft. Hier behandelten mich alle sehr zuvorkommend. Meine Passunterlagen wurden abgeändert, und schon am nächsten Tag trat ich die Reise nach Christiania⁸⁸ an. Der Zug, in dem ich reiste, wurde oft von einer Gruppe Soldaten angehalten, die alle Pässe sehen wollten. An einer Station nahmen sie mehrere Reisende mit, aber meinen Pass akzeptierten sie, und ich fuhr weiter. Je weiter wir uns von Sankt Petersburg entfernten, umso friedlicher wurde das Land. Dann ließen wir das ganze Chaos hinter uns, und der Zug brachte uns in ein Land, das einen unbeschwerten und zufriedenen Eindruck auf mich machte.

Schließlich erreichten wir Christiania, wo ich liebe Menschen fand, die mir die erste wirklich schmackhafte, sättigende Mahlzeit nach vielen Tagen der Entbehrung gaben. Dazu schenkten sie mir viel Herzlichkeit und die Behaglichkeit ihres Zuhauses. Während ich auf Nachricht aus den Vereinigten Staaten wartete, ruhte ich mich aus und erholte mich so weit, dass ich einen Teil meiner Kräfte wiedererlangte. In Christiania erreichten mich weitere Hilfgelder, und bald darauf befand ich mich an Bord eines Ozeandampfers mit Kurs auf Halifax⁸⁹, auf meinem Weg in die Freiheit. Von Halifax begab ich mich sofort nach New York. Als man mir bei der Einfahrt in den Hafen die Freiheitsstatue zeigte, überkam mich ein unbeschreibliches Glücksgefühl, nicht nur, weil ich selbst jetzt in Sicherheit war, sondern auch, weil ich endlich das Land erreicht hatte, dem ich so dringend die Botschaft überbringen musste, die meinem gequälten Volk die rettende Hilfe bringen würde.

Liebenswerte Amerikaner halfen mir meine Lebensfreude wiederzugewinnen. Und das Beste von allem ist, dass sie nicht nur einem unglücklichen Mädchen ihre Zuneigung schenkten, sondern auch denen, die ich zurückgelassen hatte, zu Hilfe kamen, denen, die noch am Leben waren und elend im Wüstensand dahinvegetierten.

88 Auch Kristiania: Name für das heutige Oslo von 1624–1924.

89 Hier ist das kanadische Halifax gemeint.

Diese Freunde haben es mir ermöglicht, in diesem, von mir selbst verfassten Buch, zu wiederholen, was der General Andranik zu mir sagte:

»Armenien vertraut auf seine Freunde, die Bürger der Vereinigten Staaten.«

ANHANG

Tessa Hofmann

Versuch einer Annäherung an A. Martikjans Leidensgeschichte

Was in einem Namen steckt

Unser Vorname ist ein unmittelbarer Bestandteil unserer individuellen Identität. Überlebende des Genozids an den indigenen Christen des Osmanischen Reiches beklagten häufig, dass sie gezwungen wurden, ihre Namen aufzugeben und andere, meist muslimische Namen, der jeweiligen Mehrheitsgesellschaft anzunehmen. *Not even my name* lautet ein entsprechender Buchtitel, den die US-amerikanische Autorin Thea Halo im Jahr 2000 veröffentlichte.⁹⁰ Das Buch schildert das Schicksal ihrer pontosgriechischen Mutter Euthemia, die während eines Todesmarsches 1920 dank der Aufnahme bei einer syro-aramäischen, christlichen Familie zwar dem Hunger- oder Seuchentod entrann, jedoch um den hohen Preis ihrer Assimilation an dieses neue Milieu und um den Verlust ihrer Herkunftsidentität. Aus der Griechin Euthemia (»Themia«) wurde eine Sano mit einem kurdischen Familiennamen. Von ihrer griechischen Herkunft blieb nicht einmal ihr Name.

Der Protagonistin des vorliegenden Berichts scheint etwas Ähnliches zugestoßen zu sein, wenn auch nicht im Land ihrer Verfolgung, sondern im Aufnahmeland USA. Sie kam im Januar 1901 als Arschalujs (auch Arschalojs) Martikjan – Armenisch: Արշալոյս Մարտիկեան – zur Welt; ihr Familienname wird im westarmenischen Sprachzweig Mardigjan ausgesprochen. Der Vorname bedeutet wörtlich Morgenlicht, also Morgendämmerung oder Morgenröte. Die lateinische Entsprechung lautet Aurora, im Armenischen üblich als Orora. In diesem Text nenne ich sie bei ihrem ursprünglichen Namen.

90 Halo, Thea: *Not Even My Name: From a death march in Turkey to a new home in America; a young girl's true story of genocide and survival*. New York: Picador, (2000).

Mit veränderten Vor- und Nachnamen, als Aurora Mardiganian wurde sie in den USA bekannt, wo sie seit ihrem 17. Lebensjahr zunächst in New York und später in Kalifornien lebte. Klang ihr ursprünglicher Vorname zu exotisch für amerikanische bzw. englische Ohren? Hat sie ihn aus eigener Initiative geändert oder wurde sie dazu gedrängt? Und falls ja, von wem? Wer erweiterte ihren Geburtsnamen Martikjan zu Mardiganian? Mit ihrer für damalige Armenierinnen späten Eheschließung nahm Aurora 1929 den Namen ihres Mannes, Hovanian (Dudenumschrift: Howanjan), an.

Doppelte Viktimisierung

Das Schicksal der Aurora Mardiganian verweist, ähnlich wie das der Griechin Euthemia Halo, auf eine doppelte Viktimisierung, an der die westliche Aufnahmegesellschaft dieser Völkermordüberlebenden beteiligt war.

Der US-armenische Literaturwissenschaftler und Dichter Peter Balakian, der britische Filmhistoriker Anthony Slide sowie eine Reihe weiterer Publizisten haben in den letzten 30 Jahren auf die mediale sowie kommerzielle Ausnutzung der Aurora Mardiganian aufmerksam gemacht.⁹¹ »Sie wurde ausgebeutet«, äußerte Slide 2015 auf einer Veranstaltung zur 100. Jährung des Genozids an den Armeniern. »Sie wurde von Harvey Gates ausgebeutet, der einer der Männer hinter dem Buch und dem Film war. Sie wurde von den Filmemachern ausgebeutet. Sie wurde in gewisser Weise auch vom NEAR EAST RELIEF ausgebeutet, weil sie diesen Film benutzten, um Geld zu akquirieren, und weil sie Hunderte von Millionen Dollar für ihr Hilfswerk sammelten, ohne zu ahnen, wie sie dieses junge Mädchen behandeln sollten. Sie war eigentlich nur ein Objekt, das man benutzte.«⁹²

91 Balakian, Peter: *The Burning Tigris: The Armenian Genocide*. London: Wilhelm Heinemann, 2003, S. 313–316; vgl. auch Törne, Annika: *Dersim – Geographie der Erinnerungen: Eine Untersuchung von Narrativen über Verfolgung und Gewalt*. Berlin, Boston: Walter de Gruyter, 2019, S. 55, Fußnote 93.

92 Ohanesian, Liz: *I am Armenian: The Intriguing Life of Aurora Mardiganian*. »Artbound«, 1. April 2015. <https://www.kcet.org/shows/artbound/i-am-armenian-the-intriguing-life-of-aurora-mardiganian>.

Das sechzehnjährige Flüchtlingsmädchen, das 1918 in New York eintrifft und kaum Englisch spricht, fällt dortigen Journalisten durch Anzeigen auf, in denen sie nach dem letzten ihrer Brüder fahndete. Bald schon wird sie mithilfe von Dolmetschern interviewt. Dann wird Harvey Gates auf sie aufmerksam, damals ein 24-jähriger Journalist und Autor von Drehbüchern für Stummfilme. Gates ist von Martikjans Leidensgeschichte berührt und wittert zugleich eine publizistische Sensation. Zusammen mit seiner Frau Eleanor Brown Gates überredet er den damaligen Vormund der jungen Armenierin, sie solle eine Filmlaufbahn einschlagen. Schon bald werden die Gates' ihr gesetzlicher Vormund. Doch zunächst zeichnet H. Gates Arshalujs' Geschichte auf, so wie sie sie ihm angeblich mündlich auf Armenisch und durch Übersetzungen ihrer armenischen Betreuer ins Englische übermittelte. Bereits Ende 1918 erscheint ihre Biografie *Ravished Armenia* unter dem Autorennamen Aurora Mardiganian, kurz darauf folgt die Verfilmung, die in Großbritannien unter dem Titel *Auction of Souls* in den Handel kommt und schon ab Januar 1919 in den Kinos gezeigt wird. Beides, das Buch und mehr noch der Stummfilm, werden zu lukrativen Massenerfolgen; die Eintrittskarten kosten das Zehnfache des Üblichen.⁹³ »Nichts könnte bewegender sein als dieses lebendige Bild der größten Tragödie der Welt«, pries Hanford C. Judson in MOVING PICTURE WORLD den Film.⁹⁴ Andere Kritiker warfen *Ravished Armenia* jedoch »billige Effekthascherei« vor.⁹⁵ Schon Ende der 1920er Jahre nahm das Interesse deutlich ab, nicht nur, weil die Stummfilmzeit allmählich zu Ende ging. Diplomatische Interventionen der Republik Türkei sorgten dafür, dass der osmanische Genozid bald in Vergessenheit geriet. In Deutschland führte das unter anderem dazu, dass der Roman des österreichisch-jüdischen Autors Franz Werfel, *Die 40 Tage des Musa Dagh*, schon wenige Monate nach seinem Erscheinen im November 1933 auf den Index gesetzt und öffentlich verbrannt wurde. In den USA, wo METRO-GOLDWYN-MAYER die Filmrechte an Werfels Roman erworben hatte, intervenierte

93 Brault, Samantha R.: »The Barbarians of Hollywood«: The Exploitation of Aurora Mardiganian by the American Film Industry, »Butler Journal of Undergraduate Research«, 2016, Vol. 2, Article 18, S. 27 f. <https://digitalcommons.butler.edu/cgi/viewcontent.cgi?article=1052&context=bjur>.

94 Balakian, Burning Tigris, a. a. O., S. 315.

95 Ebenda.

der türkische Botschafter Mehmet Münir Ertegun beim amerikanischen Außenministerium dafür, dass es zu keiner Verfilmung kam.⁹⁶ Heute ist von dem Stummfilm *Auction of Souls* nur noch ein knapp zwanzigminütiger Filmrest vorhanden.⁹⁷

Die Verfilmung und kommerzielle Nutzung der Leidensgeschichte der Aurora bzw. Arschaluj's Martik(an)jan wurde damit gerechtfertigt, dass sie einem guten Zweck diene: der Spendensammlung. Tatsächlich nahm das US-amerikanische Hilfswerk NEAR EAST RELIEF dank dieser erfolgreichen Promotion statt der ursprünglich angestrebten 30 Millionen US-Dollar bis 1929 an die 117 Millionen ein, was einem heutigen Betrag von zwei Milliarden US-Dollar entspricht.⁹⁸

Die aus der tiefen zentralanatolischen Provinz stammende, jugendliche Protagonistin wird bei den Dreharbeiten in Los Angeles und den Werbetouren für den Film seelisch und körperlich völlig überfordert und droht schließlich mit Selbstmord:

Mardiganian begab sich nach Los Angeles, ohne zu wissen, worauf sie sich eingelassen hatte. Während der Dreharbeiten sah sie sich zahlreichen psychischen und physischen Herausforderungen gegenüber, von denen viele hätten vermieden werden können. »Als ich das erste Mal aus meiner Garderobe kam«, erinnert sie sich, »sah ich all die Leute mit den roten Fransen und Quasten. Ich bekam einen Schock. Ich dachte, sie hätten mich getäuscht. Ich dachte, sie würden mich an diese Türken ausliefern, um mein Leben zu beenden. Deshalb weine ich sehr bitterlich. Und Frau Gates sagt: ›Schatz, das sind keine Türken. Sie übernehmen die Rolle dieser Barbaren. Sie sind Amerikaner.«

Während der Dreharbeiten zu einer Szene, in der sie mit 16 von Dach zu Dach springen musste, stürzte sie und brach sich den Knöchel. Es wurde ihr nicht erlaubt, sich auszuruhen und ihre Verletzung zu heilen; sie wurde gezwungen, mit Verbänden in voller Sicht weiter zu drehen. Der Filmhistoriker Anthony Slide bemerkt dazu: »Das Publikum sollte vermutlich glauben, dass die Verbände Wunden abdeckten, die von den Türken und nicht von den Barbaren Hollywoods zugefügt worden waren.«

96 Bobelian, Michael: *Children of Armenia: A Forgotten Genocide and the Century-Long Struggle for Justice*. New York, London, Toronto, Sydney: Simon & Schuster, 2009, S. 83.

97 Brault, a. a. O., S. 30.

98 Dies., a. a. O., S. 28 f.

Diese Fälle von Vernachlässigung lösten eine Retraumatisierung aus, bei der Mardigian die schrecklichen Erfahrungen des Völkermords noch einmal durchleben musste. Es wurde ihr keine psychiatrische Behandlung angeboten, um ihr bei der Heilung zu helfen. Um die Bedeutung dieses Vorgangs verständlicher zu machen, ziehen Sie ein hypothetisches Beispiel aus dem Holocaust heran. Es wäre höchst unwahrscheinlich, dass eine Holocaust-Überlebende ein Jahr nach ihrer Ankunft in den Vereinigten Staaten in ihrem eigenen halbbiografischen Film mitspielt. Der Heilungsprozess für einen Überlebenden von Völkermord ist intensiv und mühsam; die Szenen nachzuspielen, die seine Erinnerungen verfolgen, würde ihn noch komplizierter gestalten.⁹⁹

Am Ende des Ersten Weltkrieges steckte die Traumabehandlung in den Anfängen. Zwar kannte man schon seit dem 19. Jahrhundert den Begriff Trauma, aber die seelischen, oft auch körperlichen Auswirkungen der Erfahrung von Krieg und Massengewalt wurden allenfalls im Zusammenhang mit Traumata von Soldaten erforscht und behandelt, die den Stellungen- und Giftgaskrieg in Europa überlebt hatten. Christliche Mädchen und Frauen aus dem osmanischen Herrschaftsbereich, die wie Martikjan über einen längeren Zeitraum wiederholten Gewalterfahrungen bei vollständiger Entrechtung ausgesetzt waren bzw. selbst Opfer von – meist sexueller – Gewalt geworden waren, fanden nicht die Aufmerksamkeit oder gar Hilfe der europäischen und nordamerikanischen Medizin. Das posttraumatische Belastungssyndrom, das erst im Kontext der Überlebenden der Schoah sowie im Zusammenhang mit dem Vietnamkrieg wahrgenommen und erforscht wurde, wurde nicht schon bei jenen Amerikanerinnen diagnostiziert, die, wie Arshalujs Martikjan und viele andere, an Panikattacken, Rückerinnerungen (Flashbacks), emotionaler Taubheit (numbing), Affektstarre oder anderen charakteristischen Erscheinungsformen litten. Mit Elektroschock»therapie«, die heute als Foltermethode gilt, wurden solche Frauen schmerzhaft in die amerikanische »Normalität« zurückgeholt. Peter Balakian schildert ein Beispiel aus der eigenen Familie:

99 Brault, a. a. O., S. 26. <https://digitalcommons.butler.edu/bjur/vol2/iss1/18>.

Im Fall meiner Großmutter Nafina werde ich nie etwas über ihr inneres Leben in den Jahren nach dem Völkermord erfahren. Vielleicht hat niemand etwas erfahren. Nach dem Völkermord schwieg sie mehr als zwei Jahrzehnte lang, bis der Damm brach und sie 1941 als Folge des japanischen Angriffs auf Pearl Harbour einen Zusammenbruch erlitt. Der Eintritt der Vereinigten Staaten in den Zweiten Weltkrieg löste Erinnerungsschübe an den Völkermord aus. Doch nachdem die Elektroschockbehandlung Wirkung zeitigte, zog sie sich wieder in ihr Schweigen zurück. (...) Gab es einen Raum hinter dem Raum, von dem aus sie einen sah, einen Raum, der jedermann verwehrt war? Betrat sie selbst ihn je? Wenn meine Großmutter jenen inneren Ort der tiefen Wunde nicht allzu häufig aufsuchte, so vielleicht zu einem Gutteil deswegen, weil sie in einem Zustand der Betäubung lebte. Betäubung, so meint Robert Lifton, ist ein Prozess, mittels dessen sich das Selbst von traumatisierenden Erfahrungen distanziert. Es ist keine Verdrängung, die die Vergangenheit ausschließt und leugnet, denn in der Betäubung hat man immer noch das Potenzial zur Erkenntnis und einer gewissen Rückgewinnung der alpträumhaften Vergangenheit.

Meiner Großmutter Betäubung als Reaktion auf den armenischen Völkermord sehe ich mittlerweile als eine für das Überleben notwendige Reaktion an.¹⁰⁰

Heute werden die intergenerationalen Folgen von Genozid und Gewalterlebnissen erforscht, am Beispiel von Holocaustüberlebenden, aber auch von Opfern des osmanischen Genozids. Hayk Demoyan erwähnt in seinem Nachwort zu diesem Buch, unter Berufung auf A. Martikjans Umfeld in Los Angeles, dass sie am Ende ihres langen Lebens »verrückt« geworden sei, weil sie Angst vor neuerlichen türkischen Angriffen gehabt habe. Auch nach Jahrzehnten wurde anscheinend nicht erkannt, dass Arsachluj Martikjan als Genozidüberlebende lebenslang vom posttraumatischen Belastungssyndrom gequält wurde, ähnlich wie Peter Balakians Großmutter Nafina, und dass diese posttraumatische Belastung sehr wohl einen realen Auslöser besaß: 1988 bis 1993 kam es in und um die südkaukasische Region Berg-Karabach, die 1923 gegen den Willen der armenischen Bevölkerungsmehrheit von den Sowjets Aserbaidshan unterstellt worden war, zu Konflikten und schließlich zu einem – erfolglosen – militärischen

100 Balakian, Peter: Die Hunde vom Ararat: Eine armenische Kindheit in Amerika. Wien: Paul Zsolnay, 2000, S. 367 f.

Rückeroberungsversuch Aserbaidshans. Im Zuge dieses Konflikts, 1988 bis 1990, massakrierten fanatisierte Aserbaidshaner in den Städten Sumgait, Gandscha (Armenisch: Gandsak) und Baku Angehörige der lokalen armenischen Minderheit. Es ist anzunehmen, dass Arschaluj Martikjan von diesen Ereignissen aus den Nachrichten erfuhr und den Eindruck gewann, dass es für ihr Volk erneut um Leben und Tod gehe. Die meisten Armenier setzen Aserbaidshaner mit Türken gleich, und diese Sicht teilt auch der derzeitige Präsident Aserbaidshans, Hajdar Alijew; von ihm stammt die türkeipolitische Doktrin, Türken und Aserbaidshaner seien eine Nation, in zwei Staaten.

Wie konnte es aber geschehen, dass der Genozid an den Armeniern zur Tatzeit der Weltöffentlichkeit genauer bekannt wurde, als der Holocaust während des Zweiten Weltkrieges, und dennoch in den USA so schnell aus der öffentlichen Wahrnehmung verschwand und in Vergessenheit geriet? Der US-armenische Autor Michael Bobelian hat darauf eine differenzierte Antwort gegeben: Wie in allen von Genozid gezeichneten Volksgruppen schwiegen die meisten armenischen Überlebenden. Sie bildeten eine weitgehend führungslose, international verstreute Gesellschaft. Viele hatten ohnmächtig zusehen müssen, wie ihre Angehörigen erniedrigt, gequält und ermordet wurden. Auch waren zahlreiche Überlebensstrategien nicht mit gängigen Vorstellungen von Menschenwürde vereinbar.

Soziale Marginalisierung bildete einen weiteren Grund für das Schweigen der einstigen Opfer: In Europa und den USA stießen Armenier in den 1920er und 1930er Jahren auf krasse Fremdenfeindlichkeit. Bobelian erwähnt ein »restriktives Immobilienbündnis«, das verhinderte, dass Landbesitz an armenische Einwanderer verkauft oder verpachtet wurde. In Anspielung auf ihre starke Präsenz in Kalifornien, besonders in der Gegend um Los Angeles, wurden Armenier als »Fresno Niggers« diskriminiert und als unerwünscht aus Schulen und sozialen Zentren ausgeschlossen. Diskriminierung beschleunigte die Assimilation und Identitätsverleugnung.¹⁰¹

101 Bobelian, Michael: *Children of Armenia: A Forgotten Genocide and the Century-Long Struggle for Justice*. New York, London, Toronto, Sydney: Simon & Schuster, 2009, S. 110.

Das Schweigen der überlebenden Völkermordopfer besaß jedoch noch einen weiteren Grund: Wer nicht ins Ausland fliehen wollte oder konnte, lebte in der Heimat oft mit Massenmördern und deren Angehörigen in nachbarschaftlicher Nähe. Dass ihr Schweigen, ihre weitestgehende Anpassung an sunnitisch-islamische Mehrheiten dennoch keine weitere Verfolgung verhinderte, belegen anschaulich die Feldstudien des armenischen Journalisten Avedis Hadjian.¹⁰²

Genozid

Ein häufiges Missverständnis über Völkermord besteht darin, ihn mit Massakern bzw. direkten Tötungen zu verwechseln. Tatsächlich umfasst die *Konvention zur Bestrafung und Verhütung von Genozid* (1948) fünf Straftatbestände, von denen bereits jeder einzelne als Völkermord gewertet wird:

- (a) Tötung von Mitgliedern der Gruppe;
- (b) Verursachung von schwerem körperlichem oder seelischem Schaden an Mitgliedern der Gruppe;
- (c) vorsätzliche Auferlegung von Lebensbedingungen für die Gruppe, die geeignet sind, ihre körperliche Zerstörung ganz oder teilweise herbeizuführen;
- (d) Verhängung von Maßnahmen, die auf die Geburtenverhinderung innerhalb der Gruppe gerichtet sind;
- (e) gewaltsame Überführung von Kindern der Gruppe in eine andere Gruppe.

Raphael Lemkin, der im heutigen Weißrussland (Belarus) geborene jüdische Hauptautor dieser Konvention, besaß ein umfangreiches Wissen über historische und aktuelle Beispiele von Völkermord. Den osmanischen Genozid an über drei Millionen Christen – Griechisch-Orthodoxen, Syrisch-Orthodoxen, syrischen Katholiken, Angehörigen der Alten Katholischen (Assyrischen) Kirche des Orients, Chaldäern sowie Armeniern unterschiedlicher

102 Hadjian, Avedis: *Secret Nation: The Hidden Armenians of Turkey*. London, New York: I.B. Tauris, 2018. XVII, 570 Seiten. Der Autor ist ein Nachfahre von Völkermordüberlebenden.

Denominationen – kannte er aus der Zeitungsberichterstattung. Ihn bestürzte die Freilassung der etwa 150 osmanischen Kriegsverbrecher, die die Alliierten nach der osmanischen Kriegskapitulation erst festgenommen, auf Malta interniert und dann, unter dem Druck und auf Erpressung der kemalistischen Nationalisten, doch freigelassen hatten.¹⁰³ »Ich war schockiert«, schreibt Lemkin in seiner Autobiografie. »Eine Nation war getötet worden und die Schuldigen kamen frei. Warum wird jemand bestraft, wenn er einen anderen tötet, doch die Tötung einer Million gilt als das geringere Verbrechen als die Tötung eines Individuums?«¹⁰⁴

Mit großem Interesse verfolgte Lemkin als Jurastudent der Lemberger Universität das Berliner Strafverfahren gegen den armenischen Attentäter Soromon Tehlerjan, der 1921 den ehemaligen Innenminister und Regierungschef des Osmanischen Reiches, Mehmet Talat, nach längerer Planung und Vorbereitung erschossen hatte. Tehlerjan war Angehöriger der armenischen Geheimorganisation WRESCH (»Nemesis«), die sich die Exekution der politisch hauptverantwortlichen Jungtürken zum Ziel gesetzt hatte, nachdem die Alliierten des Ersten Weltkrieges diese entgegen früheren Ankündigungen¹⁰⁵ nicht zur Verantwortung gezogen hatten. Talat als der Hauptverantwortliche für die Deportation und Vernichtung der Armenier, wie auch für Deportationen von Griechen in den osmanischen Küstengebieten, stand ganz oben auf der Abschlusssliste der armenischen Rächer.¹⁰⁶

103 Akçam, Taner: Armenien und der Völkermord: Die Istanbul Prozesse und die türkische Nationalbewegung. Hamburg: Hamburger Edition, (1996), S. 118.

104 Totally Unofficial: The Autobiography of Raphael Lemkin. Ed. by Donna-Lee Frieze. New Haven, London: Yale University Press, 2013, S. 19; Übers.: Tessa Hofmann.

105 Vgl. vor allem die gemeinsame Erklärung Frankreichs, Großbritanniens und Russlands an die osmanische Regierung vom 24. Mai 1915: https://www.armenian-genocide.org/Affirmation.160/current_category.7/offset.50/affirmation_detail.html.

106 Vgl. Derogy, Jacques: Resistance and Revenge: The Armenian Assassinations of the Turkish Leaders Responsible for the 1915 Massacres and Deportations. New York: Transaction Publishers, 1990; Alexander, Edward: A Crime of Vengeance: An Armenian Struggle for Justice. New York: Free Press, 1993; Hosfeld, Rolf: Operation Nemesis: Die Türkei, Deutschland und der Völkermord an den Armeniern. (Köln): Kiepenheuer & Witsch, 2005; Hofmann, Tessa: Historischer Hintergrund. In: »Nicht ich bin der Mörder«:

Das Berliner Geschworenengericht erkannte jedoch überraschenderweise auf Schuldunfähigkeit des Angeklagten, da Tehlerjan unter psychischem Zwang getötet habe. Lemkin begriff die Gesetzeslücke, die hier beim strafrechtlichen Umgang mit Schwerstverbrechen an ethnisch oder religiös definierten Gruppen bestand, und suchte nach einem völkerrechtlichen Ausweg zwischen Strafflosigkeit und Attentat. Der »Mördermord« an Talat ebenso wie das Pariser Strafverfahren gegen den jüdischen Attentäter Schalom Schwarzbard, der 1926 den ukrainischen Kriegsminister Symon Petljura erschossen hatte, motivierten ihn fortan, sich für ein internationales Abkommen gegen gruppenbezogene Verbrechen einzusetzen. Den Entwurf einer derartigen Konvention gegen Verbrechen an ethnisch, »rassisch«¹⁰⁷ oder religiös definierten Gruppen reichte Lemkin bereits 1933 bei einer Versammlung von Rechtsexperten in Madrid ein, die der Völkerbund einberufen hatte.¹⁰⁸ Allerdings bedurfte es eines weiteren Weltkrieges mit noch zahlreicheren Völkermordopfern, damit die Nachfolgeorganisation des Völkerbundes, die Vereinten Nationen, 1948 das Lemkinsche Gesetzesvorhaben verabschiedete. Der UN-Genozidkonvention liegen empirisch die beiden seriellen Völkermorde zugrunde, die in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts durch das Osmanische Reich sowie durch Deutschland verübt wurden. Mit Ausnahme des Straftatbestands der Geburtenverhinderung – etwa durch Zwangssterilisationen – sind alle in der Konvention genannten Verbrechen bereits vor, während und nach dem Ersten Weltkrieg im Osmanischen Reich verübt worden.

Der Prozess Talaat Pascha; szenische Lesung. Berlin 2010, https://www.academia.edu/19752389/Historischer_Hintergrund; Mesrobian MacCurdy, Marian: *Sacred Justice: The Voices and Legacy of the Armenian Operation Nemesis*. New Brunswick, London: Transaction Publishers, 2015.

Talat rechnete offenbar selbst mit seiner Ermordung; Halide Edib Adivar zitiert ihn mit den Worten: »(...) I have the conviction that as long as a nation does the best for its own interests, and succeeds, the world admires it and thinks it moral. I am ready to die for what I have done, and I know that I shall die for it.« Edib, Halidé Adivar: *Memoirs of Halidé Edib*. London, New York, 1926 (Reprint: Piscataway, NJ: Gorgias Press, 2005), S. 387.

107 Internationale Organisationen wie die EUROPÄISCHE UNION gehen inzwischen davon aus, dass es keine wissenschaftlichen Beweise für die Existenz menschlicher »Rassen« gibt.

108 Heinsohn, Gunnar. *Lexikon der Völkermorde*. Reinsbeck bei Hamburg: Rowohlt, 1998, S. 236.

Gründe und Vorbereitung des osmanischen Genozids

Die Gründe und Umstände, die zu Völkermord führen, sind stets komplex. Kriegszeiten und Transformationsperioden, so hat die vergleichende Genozidforschung erkannt, sind besonders anfällig für Völkermord. Beides trifft auf das Osmanische Reich zu: Es befand sich seit Ende 1914 bis Ende Oktober 1918 an der Seite Deutschlands und Österreich-Ungarns im Weltkrieg; die demokratische bzw. parlamentarische Kontrolle war seit 1913 weitgehend ausgehebelt worden. Seit 1913 regierte ein ministerielles Triumvirat mit dem Innenminister Talat, dem äußerst deutschfreundlichen Kriegsminister Ismail Enver sowie dem Flottenminister und Gouverneur von Groß-Syrien, Ahmet Cemal. Der Militärputsch des KOMITEES FÜR EINHEIT UND FORTSCHRITT (Türkisch: İTTIHAT VE TERAKKI CEMİYETİ) von 1908 sowie die Absetzung des despotisch regierenden Sultans Abdülhamit II. 1909 markieren den Beginn der Transformation des osmanischen Vielvölkerstaates in eine »Türkei der Türken«. Das Konzept der bevölkerungspolitischen Festigung des zerfallenden Reiches durch kulturelle Vereinheitlichung bzw. Monoethnisierung wurde bereits auf den Jahresparteitagen von 1910 und 1911 in der damals noch osmanischen nordgriechischen Hauptstadt Thessaloniki (Türkisch: Selanik) erörtert. Den zentrifugalen Kräften des ethno-nationalen Irredentismus und Sezessionismus sollte die – notfalls zwangsweise – kulturelle, sprachliche und religiöse Vereinheitlichung entgegenwirken. Im Sprachgebrauch der »Jungtürken«, wie die Mitglieder und Anhänger des KOMITEES in Europa genannt wurden, war aber bezeichnenderweise weniger von türkischem Nationalismus, als von Islamisierung die Rede. Diese sollte vor allem auch in der Wirtschaft erreicht werden, wo bislang Nicht-Muslime – Christen und Juden – führen konnten, weil Muslime Karrieren im Staatsdienst und Militär bevorzugten. Ähnlich wie im mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Europa überließ auch das Osmanische Reich diese gewinnträchtigen »Nischen« den Angehörigen religiöser Minderheiten, für die nicht das religiös begründete Gesetz des Zinsverbots zu gelten schien. Zugleich waren Nicht-Muslime im Osmanischen Reich vom Wehrdienst ausgeschlossen und zahlten zum Ausgleich eine Sondersteuer, den *bedel* (Arab. badel); Christen und Juden besaßen außerdem,

von wenigen Ausnahmen wie Dolmetschern abgesehen, keinen Zugang zum Staatsdienst.

Die jungtürkische Revolution von 1908 änderte dies dank der Wiederinkraftsetzung der ersten und einzigen osmanischen Verfassung von 1876. Dieses Grundgesetz stellte sämtliche Untertanen des Sultans rechtlich gleich und beendete damit, zumindest auf dem Papier, Jahrhunderte gesetzlicher Ungleichheit von Nicht-Muslimen, die als »Schutzbefohlene« (*dhimmi*) sowie *raya* (»Herde«) einen inferioreren Status besaßen und zahlreichen Verboten unterworfen wurden. Die Rückkehr zu dieser liberalen Verfassung, die Abdülhamit für über 30 Jahre außer Kraft gesetzt hatte, bedeutete in den Augen der beiden großen christlichen Volksgruppen im Osmanischen Reich, der Griechen (ca. 2,5–2,7 Millionen) sowie der Armenier (2,5 Millionen) einen enormen Fortschritt. Bei öffentlichen Freuden- und Sympathiekundgebungen lagen sich Jungtürken und Christen in den Armen. Von nun an waren auch der Ausschluss der Nicht-Muslime aus der Armee und die damit verbundene Steuerpflicht aufgehoben. Doch schon die Massaker in der kilikischen Provinz Adana, bei denen Mitte April 1909 Anhänger des alten Sultanregimes über Christen, vor allem Armenier, herfielen, dämpften, zumindest bei den Armeniern, die Begeisterung für die Jungtürken. Denn die Regierungstruppen, die zur Niederschlagung der Unruhen in Kilikien entsandt wurden, beteiligten sich alsbald an der Massakrierung der dortigen Armenier.

Zwei weitere Ereignisse, die Balkankriege und die »armenischen Reformen«, trübten ab 1912 das Verhältnis der Jungtürken zu den Nicht-Muslimen: Die beiden für das Osmanische Reich verlustreichen Balkankriege (1912, 1913) machten zahlreiche osmanische Muslime zu Flüchtlingen: Von insgesamt etwa 800 000 Kriegsflüchtlingen waren die Hälfte Muslime. Unter den Flüchtlingen herrschte eine hohe Mortalität, hervorgerufen vor allem durch Cholera. Die private US-amerikanische CARNEGIE-KOMMISSION stellte in ihrem Bericht vom Sommer 1914 fest, dass in Thrakien und Makedonien die muslimische Bevölkerung von 2,3 auf 1,4 Millionen sank; 623 000 Muslime (= 27 %) starben bei Massakern, an Fluchtstrapazen oder Seuchen; es kam auch zu Zwangsbekehrungen zum Christentum. Der Ausgang der Balkankriege entflammte das Misstrauen gegen die osmanischen Christen, die zunehmend

als »innere Feinde« galten und auch so genannt wurden. Die türkische Nationalistin, Frauenrechtlerin und Autorin Halide Edib Adıvar beschrieb die politischen Auswirkungen dieser Erfahrung auf die osmanisch-muslimischen Eliten:

(...) die Massaker [an den Muslimen; TH] riefen nicht ein Viertel der Entrüstung wie bei den armenischen Massakern hervor. In der Türkei sowie in der islamischen Welt Asiens sprachen diese Tatsachen zutiefst gegen Europa. Ich glaube, dass das Doppelmaß, das Europa an die muslimischen Türken und an die christlichen Völker in der Türkei anlegte, den Nationalismus in der Türkei stark entfacht hat. Es rief außerdem das Gefühl hervor, dass die Türken andere vernichten mussten, um nicht selbst vernichtet zu werden.¹⁰⁹

Propagandistisch orchestrierte Boykottmaßnahmen, die den Ruin christlicher Erzeuger und Geschäftsleute zur Folge haben sollten, wurden seit den Balkankriegen 1912/13 eingeleitet. Sie betrafen zunächst griechische Bauern im Osmanischen Reich, die ihre Ernten nicht mehr einbringen oder auf dem Markt verkaufen durften. Dazu gehörte das Verbot, Maulbeerblätter für die Seidenraupen zu sammeln, die für viele in der Textilherstellung tätige Griechen und Armenier die Existenzgrundlage bildeten. Das damalige Vorgehen nahm in vielem die nationalsozialistischen Boykotte gegen Juden voraus, so zum Beispiel auch die Einschüchterung von – in diesem Fall muslimischen – Kunden aus der Mehrheitsbevölkerung, die bei Griechen kauften. Das osmanische Äquivalent zum Nazi-Verbot »Kauf nicht bei Juden!« lautete »Kauft nicht bei Christen!« In dem von der jungtürkischen Partei veröffentlichten Pamphlet *Ein Weg der Befreiung für Muslime* heißt es: »O mein Gott, wie werden wir den Tag feiern, an dem Türken und Muslime nur von einander kaufen und möglichst nur in der Türkei erzeugte Güter konsumieren. (...) Die wichtigste Aufgabe ist es, so weit wie möglich nur türkische Erzeugnisse zu kaufen.«¹¹⁰ Der jungtürkische Publizist Munis Tekinalp (1883–1961) freute sich in seiner Schrift *Türkismus und Pantürkismus* (1915), dass der Boykott »hunderte

109 Edib, a. a. O., S. 333.

110 Üngör, Uğur Ümit; Polatel, Mehmet: *Confiscation and Destruction: The Young Turk Seizure of Armenian Property*. London: Continuum International Publishing Group, 2011, S. 62.

griechische und armenische Geschäftsleute zugrunde gerichtet« habe.¹¹¹

Eine der für das weitere Schicksal der osmanischen Christen bedeutsame Folge der Balkankriege war der Zustrom muslimischer Balkanflüchtlinge, die zunächst spontan in die Hauptstadt Konstantinopel strömten. Das agglomerierte Flüchtlingselend in und um Konstantinopel führte Anfang 1914 zur Gründung einer neuen Behörde, des DIREKTORIUMS ZUR ANSIEDLUNG VON STÄMMEN UND EINWANDERERN. Schon bald wurden die *muhaciler*, die Glaubensflüchtlinge, über das Reich zersiedelt, aber auffällig oft in Gegenden mit überwiegend nicht-muslimischer Bevölkerung. Es kam vor allem zu Konflikten mit der griechisch-orthodoxen Bevölkerung, die sich von den Neuankömmlingen bedroht und bedrängt fühlte. Als der griechisch-osmanische Parlamentsabgeordnete für die Provinz Aydın, E. Emmanuilidis, bei einer Parlamentssitzung am 6. Juli 1914 Innenminister Talat nach den Gründen fragte, warum die Flüchtlinge in dicht besiedelten Gebieten, wo sie die Flucht zahlreicher Griechen verursachten, angesiedelten würden statt in unbewohnten Gebieten, wie sie sich von Üsküdar bis zum Golf der südirakischen Stadt Basra erstreckten, gab Talat eine bemerkenswerte Antwort:

Dort gibt es wahrhaftig riesige Landflächen, aber um sie in der Weise anzusiedeln, wie es Emmanuilidis Efendi gesagt hat, brauchen wir zunächst 15–20 Millionen Pfund. Über eine solche Summe verfügen wir nicht. Wenn wir die Muhacirs [deren Gesamtzahl sich auf 270 000 belief; FD] losschicken und zersiedeln würden, müssten sie alle Hungers sterben und Emmanuilidis Efendi wäre nicht glücklich darüber.¹¹²

Nur elf Monate später ließ Talat zwei Millionen Armenier in genau diese wüstenartige, unerschlossene und menschenleere mesopotamische Region zwangsumsiedeln. Eine wichtige logistische Rolle

111 Ebenda.

112 Dündar, Fuat: Pouring a People into the Desert: The »Definitive Solution« of the Unionists to the Armenian Question. In: Suny, Ronald Grigor; Göçek, Fatma Müge; Naimark, Norman M. (Hrsg.): A Question of Genocide: Armenians and Turks at the End of the Ottoman Empire. Oxford, New York: Oxford University Press, 2011, S. 280.

spielte dabei die bereits genannte Behörde zur Ansiedlung von Flüchtlingen und zur Sesshaftmachung von Stämmen. Zwei ihrer vier Abteilungen waren schon im Augenblick der Gründung mit der Beschaffung von demografischen Informationen sowie mit Fragen der Deportation befasst.

Johannes Lepsius, ein deutscher Theologe, Publizist und engagierter Helfer der Armenier seit den Massakern von 1895/96, erblickte den Grund für das genozidale Handeln der Jungtürken hauptsächlich in den »armenischen Reformen«, wie sie der multilaterale Berliner Friedensvertrag von 1878 mit Paragraph 61 der osmanischen Regierung auferlegte. Diese Reformen hätten den sechs westarmenischen Provinzen, den Vilâyat-ı Sitte, weitreichende Verwaltungsautonomie beschert. Die Umsetzung wurde jedoch von Sultan Abdülhamit II. erfolgreich immer wieder verzögert. In seiner Sachverständigenaussage beim Strafprozess gegen S. Tehlerjan führte Lepsius aus:

Das diplomatische Spiel Englands und Russlands hat erst den Sultan und dann die Jungtürken dahin gebracht, die Armenier als das für den Bestand der Türkei gefährlichste Volkselement anzusehen. (...) Trotzdem blieben die armenischen Reformen im politischen Programm der Mächte. Im Jahre 1913 kamen sie wieder auf die Tagesordnung. Der russische und der deutsche Botschafter führten die Verhandlungen. (...) Aus diesen Verhandlungen ging ein Reformplan hervor, den die Pforte [die osmanische Regierung, TH] unterschrieb und mit dem die Armenier zufrieden waren. Zwei europäische Generalinspektoren sollten mit der Überwachung der Reformen betraut werden. Es kam nicht dazu. Der Krieg brach aus, und beide Reformer wurden nach Hause geschickt. Ich war 1913 in Konstantinopel. Während der Verhandlungen waren die Jungtürken aufs äußerste erregt darüber, dass die armenische Reformfrage wieder die Mächte beschäftigte und doppelt erbittert, als sie infolge der Verständigung zwischen Deutschland und Russland in einer den Armeniern erwünschten Weise geordnet wurde. Damals wurde von jungtürkischer Seite geäußert: »Wenn ihr Armenier von den Reformen nicht die Finger lasst, wird etwas passieren, demgegenüber die Massaker Abdul Hamids ein Kinderspiel waren.«¹¹³

113 Hofmann, Tessa (Hg.): Der Völkermord an den Armeniern vor Gericht: Der Prozess Talat Pascha; Neuauflage. 2., ergänzte u. mit Fotos versehene Aufl. (Göttingen, Wien: Gesellschaft für bedrohte Völker, 1985), S. 59 f.

Als *Großen Frevel* bezeichneten die armenischen Zeitgenossen die seit Frühjahr 1915 begangenen Verbrechen, im Unterschied zum *Jerern*, der die Massaker der Jahre 1894–1896 mit immerhin bis zu 300 000 Opfern meint. Der Begriff Genozid, in armenischer Lehnübersetzung *zeraspanutjun*, wurde von R. Lemkin erst 1943 geschaffen.¹¹⁴

In der retrospektiven Analyse erweist sich der *Große Frevel* als staatlich geplante Abfolge koordinierter Einzelmaßnahmen, deren Beginn noch vor dem osmanischen Eintritt in den Weltkrieg lag. Ab Sommer 1914 wurden Christen im wehrpflichtigen Alter – also zwischen 18 bis 45 Jahren – in die Armee eingezogen, jedoch oft nicht in reguläre, sondern in Armierungseinheiten, die beim Straßenbau und als Lastenträger eingesetzt werden. Diese griechischen, armenischen und aramäischen **Zwangsarbeiter** werden unter extremen Arbeitsbedingungen »vernutzt«, wie die deutschen Nazis später diese Vernichtungsmethode nannten: Unterernährt und bei Schwerstarbeit eingesetzt, fielen sie massenhaft Seuchen und Erschöpfung zum Opfer. Die es überlebten, wurden in der Regel nach Abschluss der Arbeiten mit Bajonetten massakriert.¹¹⁵

114 R. Lemkin suchte seit 1941 nach einem Neologismus für den besonderen Typus von Verbrechen, die sich gegen ethnisch, »rassisch«, national oder religiös definierte Gruppen richteten. Er verwendete ihn zunächst in einem Gesetzesentwurf für die polnische Exilregierung als *ludobójstwo* und übersetzte ihn dann in seinem Buch *Axis Rule in Occupied Europe* (1944) ins Englische als *genocide*. Der deutsche Begriff Völkermord ist dagegen älter und wurde von dem Lyriker August von Platen in seinen »Polenliedern« (1831) verwendet. Der griechische Begriff für Genozid – *genoktonia* – taucht bereits im antiken Schrifttum auf. Auch in skandinavischen Sprachen ist eine Verwendung des Begriffs Völkermord vor 1944 nachweisbar.

115 Der schweizerische Feldscher Jakob Künzler, der für die Deutsche Orientmission in Urfa tätig war, berichtet über die »letzte der Deportationen«, die diese Stadt durchzog. Der Konvoi bestand aus vormaligen armenischen Arbeitern an der Bagdadbahn: »Sie hatten nicht mehr weit zu ziehen. In Veranschehir [Viranşehir; TH] erreichte sie das Los, das gleiche, das zuvor Hunderttausende ihrer Brüder ereilt hatte. Mit dem Messer wurden sie alle erledigt.« – Künzler, Jacob: Im Lande des Blutes und der Tränen: Erlebnisse in Mesopotamien während des Weltkrieges. Potsdam: Tempel-Verlag, 1921, S. 76 f.

Gleichzeitig erfolgten ab Sommer 1914 in westarmenischen Dörfern und Städten **Razzien** nach Sprengstoff und Schusswaffen, um den Nachweis einer angeblichen landesweiten armenischen Verschwörung zu führen. Tatsächlich hatten die Jungtürken die christliche Bevölkerung zuvor zum Waffenkauf aufgerufen, mit der Begründung, der Staat könne anderenfalls ihren Schutz nicht gewährleisten. Es kommt bisweilen zu absurden Situationen: Waffen werden gekauft, um sie bei den Razzien abliefern zu können, die dann zum Beweis der angeblichen Verschwörung fotografisch dokumentiert werden. In Harput (heute Elazığ), der Hauptstadt der Provinz Mamuret-ül-Aziz, aus der Arschaluj's Martikjan stammt, drängt Pfarrer Johannes Ehmann, der Leiter des dortigen Waisenhauses des Deutschen Hilfsbundes für Christliches Liebeswerk im Orient, die Armenier zur freiwilligen Abgabe ihrer Waffen. An die deutsche Botschaft zu Konstantinopel meldet Ehmann am 18. Juni 1915 telegrafisch den Vollzug der Waffenabgabe, ohne jedoch für die Armenier der Stadt und Provinz eine Verschonung zu erwirken:

Christen haben ihre Waffen abgeliefert. Funde von hier angefertigten Sprengmitteln lassen die Schuld mancher Christen leider grösser erscheinen als man erst gedacht. Politisch unschuldige bilden jedoch weitaus die Mehrzahl. Die mit uns verbundene große evangelische Gemeinde dieser Stadt steht politischen Umtrieben voll und ganz fern. Der erste Beamte der Provinz [Gouverneur Sabit Cemal Sağıroğlu; TH] sucht in gerechter Weise die schwierige Lage zu mildern. Ersuche eure Excellenz dringend und untertaenigst um Fürsprache bei der türkischen Zentralregierung für die politisch Unschuldigen und die evangelische Gemeinde dieser Stadt damit sie von der möglich scheinenden Maßnahme der Verbannung oder andern Strafen verschont bleiben.¹¹⁶

Ab dem 11./24. April 1915¹¹⁷ erfolgte in Konstantinopel die Festnahme zahlreicher armenischer Persönlichkeiten nach Listen, die

116 [http://www.armenocide.net/armenocide/armgende.nsf/\\$\\$AllDocs/1915-06-18-DE-006](http://www.armenocide.net/armenocide/armgende.nsf/$$AllDocs/1915-06-18-DE-006).

117 Im Osmanischen Reich galt der sogenannte »Rumi«-Kalender (von »rum« – »römisch« bzw. byzantinisch), der auf dem julianischen Kalender beruht. Anfang des 20. Jahrhunderts betrug der Zeitabstand zwischen dem julianischen und dem im westkirchlichen Bereich verwendeten gregorianischen Kalender 13 Tage.

bereits einen Monat zuvor erstellt worden waren. Damals war der Festnahme der hauptstädtischen armenischen Elite die von griechisch-orthodoxen Persönlichkeiten vorausgegangen, von denen über 200¹¹⁸ deportiert wurden. Vor diesem Hintergrund wirkt die offizielle Begründung der Massenfestnahme der Armenier – ein angeblich in der Provinzhauptstadt Van erfolgter Aufstand – besonders fadenscheinig. Johannes Lepsius zufolge wurden ab dem 11./24. April 1915 an die 600 armenische Intellektuelle¹¹⁹ – darunter Geistliche, Dichter, Journalisten und Abgeordnete – festgenommen und in das Landesinnere deportiert; politische Aktivisten kamen nach Ayaş (Provinz Ankara), die übrigen nach Çankırı (Provinz Kastamonu). Der türkisch-amerikanische Historiker und Genozidwissenschaftler Taner Akçam erwähnt eine offizielle Erklärung vom 24. Mai 1915, wonach die Zahl der in Konstantinopel Verhafteten auf 2345 gestiegen war.¹²⁰

Nur sehr wenige der ins Landesinnere Deportierten kamen frei, kaum einer durfte nach Konstantinopel zurückkehren. Die überwältigende Mehrheit starb bei Foltern und Verhören oder wurde auf dem Weitertransport ermordet. Durch diesen Elitizid verlor die armenische Gemeinschaft im Osmanischen Reich ihre geistige und geistliche Führung. Zeitgleich mit dem Elitizid in der Hauptstadt erfolgte die Festnahme und Tötung angesehener, gebildeter Armenier in den Provinzhauptstädten und kleineren Ortschaften, also landesweit. Die anhaltende Bedeutung dieser Enthauptung zeigt sich darin, dass sich das Datum 11./24. April umgehend und dauerhaft zum Jahresgedenktag an den *Großen Frevel* durchsetzte und seit der Unabhängigkeit Armeniens einen gesetzlichen Trauertag bildet.

Entwaffnet und ihrer buchstäblich enthaupteten Führungsschicht beraubt, bildete die übrige armenische Bevölkerung leichte Opfer

118 Hellenic Legation to Constantinople, Report No. 1246, March 1915, Ministerial Archives, No. 2866. Zitiert nach: Ion, Theodore; Brown, Carroll N. (Carroll Neidé): *The Persecution of the Greeks in Turkey since the Beginning of the European War*. New York: Pub. For the American-Hellenic Society by Oxford University Press, American Branch, 1918, S. 26.

119 Lepsius, Johannes: *Der Todesgang des armenischen Volkes; Bericht über das Schicksal des Armenischen Volkes in der Türkei während des Weltkrieges*. Potsdam 1919 (Reprint: Heidelberg 1980), S. 191.

120 Akçam, Armenien und der Völkermord, a. a. O., S. 52.

für die anschließenden Vernichtungsmaßnahmen. Sie bestanden im Wesentlichen in der Zwangsumsiedlung, die bereits im März 1915 an einigen angeblich besonders »rebellischen« Orten in Kilikien durchgeführt worden waren. Nun standen fast landesweit Deportationen an. Sogar in Konstantinopel, wo mit Rücksicht auf ausländische diplomatische Vertretungen auf eine allgemeine »Aussiedlung« verzichtet wurde, deportierten die Behörden 1915 außer den bereits erwähnten Angehörigen der Elite auch Menschen vom unteren Ende der sozialen Skala. Oft waren es Angehörige der ärmeren Schichten, die als Arbeits- und Armutsmigranten aus Westarmenien in die Hauptstadt gekommen und nicht amtlich gemeldet waren. Als Vorsitzender der Deutsch-Armenischen Gesellschaft gab Lepsius am 29. November 1915 dem deutschen Reichskanzler eine Zahl von 10 000 aus Konstantinopel deportierter Armenier bekannt, von denen die meisten in den Bergen bei Izmit (Nikomedia) ermordet worden seien; eine Liste von 70 000 noch zu Deportierenden existiere bereits.¹²¹ Am 7. Dezember 1915 korrigierte der deutsche Botschafter Paul Wolff-Metternich die Lepsiusche Schätzung nach oben, als er Kanzler Bethmann Hollweg schrieb:

Von vertrauenswürdiger Seite erfahre ich, dass nach Auskunft des hiesigen Polizeipräsidenten (...) auch aus Konstantinopel neuerdings 4000 Armenier nach Anatolien abgeführt worden sind und dass mit den 80 000 noch in Konstantinopel lebenden Armeniern allmählich aufgeräumt werden soll, nachdem schon im Sommer etwa 30 000 aus Konstantinopel verschickt und andere 30 000 geflohen sind. (...) ¹²²

Die quasi-rechtliche Grundlage bildete das am 14./27. Mai 1915 erlassene provisorische Deportationsgesetz (Türkisch: *tehcir kanunu*), das der Ministerrat allerdings erst am 21. September 1915, als die Deportation und Vernichtung bereits im vollen Gange war,

121 Deutschland und Armenien 1914–1918: Sammlung diplomatischer Aktenstücke, hg. u. eingel. von Dr. Johannes Lepsius. Potsdam 1919 (Neuauf. Bremen: Donat-Verlag, 1986), S. 200 (Nr. 206) u. 201 (Nr. 208).

122 Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes, RAV Botschaft Konstantinopel, R 14089, zitiert nach Gust, Wolfgang: Völkermord an den Armeniern, 394 f.; online verfügbar unter [http://www.armenocide.net/armenocide/armgende.nsf/\\$\\$AllDocs/1915-12-07-DE-001](http://www.armenocide.net/armenocide/armgende.nsf/$$AllDocs/1915-12-07-DE-001).

dem Parlament zur Verabschiedung vorlegte. Erst am 1. Dezember 1916, als der Großteil der osmanischen Armenier bereits tot war, stimmten ihm die Parlamentskommissionen für Rechtsfragen und Militärangelegenheiten zu. Die mit der Umsetzung des Gesetzes verbundenen amtlichen Dokumente wie auch das Gesetz selbst vermieden weitgehend das Ethnonym Armenier. Stattdessen ist von »verdächtigen Personen« die Rede. Damit auch die Verwaltungsbeamten in der Provinz genau verstanden, worum es sich handelte bzw. wie sie »zielführend« handeln sollten, wurden die Befehle und Anordnungen nicht nur telegrafisch übermittelt, sondern auch durch Boten persönlich erläutert. Beamte, die sich aus religiösen oder humanitären Gründen weigerten, in ihrem Amtsbereich die Befehle umzusetzen, wurden, von wenigen Ausnahmen abgesehen, ihres Amtes enthoben, versetzt oder sogar ermordet.

Innenminister Talat, der als einstiger Postbeamter nicht nur selbst den Telegrafenapparat bedienen konnte, sondern sich sogar in seinem Wohnhaus eine entsprechende Anlage einrichtete, verschickte persönlich zahlreiche Telegramme, in denen er seine Tötungsabsicht unmissverständlich klarmachte. So telegraphierte er am 22. September 1915 an den Gouverneur der Provinz Aleppo; die gleichnamige nordsyrische Hauptstadt war *der* zentrale Durchgangsort für die Deportationskonvois nach Mesopotamien, und viele Armenier versuchten, in Aleppo Fuß zu fassen, um nicht in den berüchtigten Konzentrationslagern weiter südlich zugrunde zu gehen. Talat aber mahnte Mustafa Abdülhalik, für die Weiterleitung der Deportierten zu sorgen und machte dabei überdeutlich, dass er mit Deportation Vernichtung meinte:

Die Armenier haben kein Recht mehr, auf türkischem Boden zu leben und zu arbeiten, da dieses Recht abgeschafft worden ist. Die Regierung übernimmt dafür die gesamte Verantwortung. Nicht ein einziger von ihnen soll übrigbleiben – nicht einmal die Kinder in der Wiege; diese wirkungsvollen Maßnahmen sind in einigen Provinzen mit durchschlagendem Erfolg durchgeführt worden. (...) Hinsichtlich der Ausschaffung dieser Personen [aus Aleppo nach Dair-az-Zor; TH] ist keine Entschuldigung oder Ausnahme zu akzeptieren, sei es für Frauen, Kinder oder Personen, die nicht mal stehen oder gehen können. Sie sollten keine Zeit verlieren: Arbeiten Sie mit Ihrer ganzen Seele und Ihrem Wesen, denn die Gewalt und die

Schnelligkeit (şiddet ve hız), die Sie demonstrieren, [und] die Vernichtung [solcher Personen] durch die Härten der Deportation und durch lebensbedrohliche Entbehrungen, die an anderen Orten Helfer ausgeführt haben, können dort ohne [solche] Mittelsmänner realisiert werden. (...) ¹²³

Die Deportation sollte als Todesmarsch erfolgen. Um möglichst hohe Verluste an Menschenleben zu erzielen, mussten die Armenier, vor allem jene aus den sechs westarmenischen Provinzen, in der Regel zu Fuß laufen und wurden von ihren Bewachern oft kräftezehrende Umwege oder sogar im Kreis geführt. Sie waren ihren Begleitmannschaften völlig ausgeliefert: Allein diese bestimmten, wann und wo die Deportierten rasten und trinken durften und ließen sich dafür bezahlen, dass sie die örtliche muslimische Bevölkerung von Übergriffen und Massakern abhielten. Auf Kranke, Alte, Schwangere und Wöchnerinnen wurde keine Rücksicht genommen. Sie bildeten die ersten Opfer, denn sie wurden zum Sterben zurückgelassen oder von den Begleitmannschaften getötet.

Ungestraft und ungehindert fielen Muslime über die wehrlosen Deportierten her, massakrierten, vergewaltigten, raubten noch vorhandenes Hab und Gut und verschleppten Frauen und Kinder. »Dieser Umstand«, dass nämlich die Deportationen landesweit und nicht bloß in frontnahen Gebieten erfolgten, »und die Art, wie die Umsiedlung durchgeführt wird, zeigen, dass die Regierung tatsächlich den Zweck verfolgt, die armenische Rasse im türkischen Reiche zu vernichten«, schrieb der deutsche Botschafter Wangenheim bereits am 7. Juli 1915 an Kanzler Bethmann Hollweg. ¹²⁴ Schon drei Wochen zuvor hatte Wangenheim berichtet: »(...) Der Minister des Innern Talaat Bey hat sich (...) kürzlich (...) ohne Rückhalt dahin ausgesprochen, dass die Pforte den Weltkrieg dazu benutzen wollte, um mit ihren inneren Feinden – den einheimischen Christen – gründlich aufzuräumen, ohne dabei durch die diplomatische Intervention des Auslandes gestört zu werden; das

123 Akçam, Taner: Tötungsbefehle: Talat Paschas Telegramme und der Völkermord an den Armeniern. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft, 2019, S. 191.

124 [http://www.armenocide.net/armenocide/armgende.nsf/\\$\\$AllDocs/1915-07-07-DE-001](http://www.armenocide.net/armenocide/armgende.nsf/$$AllDocs/1915-07-07-DE-001).

sei auch im Interesse der mit der Türkei verbündeten Deutschen, da die Türkei auf diese Weise gestärkt würde.«¹²⁵

Von zwei Millionen deportierten Armeniern erreichten nur 870 000 das Deportationsgebiet in Mesopotamien. Dort hatte es in der Provinz Syrien, zu der damals auch der Libanon, Jordanien und Palästina gehörten, antiosmanische Aufstände der Araber gegeben, weshalb die Regierung die Bevölkerung mit Restriktionen strafte, die zu Hungersnöten führen mussten. Ähnlich wie die britische Regierung im hungernden Irland 1845–49, hielt auch die osmanische Regierung durchaus vorhandene Lebensmittelvorräte zurück und verbot den Einwohnern, zu jagen oder zu fischen.¹²⁶ Eine Seeblockade der Alliierten verschärfte die Versorgungslage in der Levante. Im Ergebnis verhungerten in der Provinz Syrien 1914–1918 bis zu 350 000 Einheimische, vor allem Christen im Libanon.¹²⁷ Die obdachlosen, verelendeten und entkräfteten armenischen Deportierten bildeten die schutzloseste Bevölkerungsgruppe in dieser Region. Es kam zu gelegentlichem Kannibalismus an Kindern und Alten.

Man siedelte die Deportierten entlang der Bagdadbahn in schon damals so genannten Konzentrationslagern an, freilich ohne Ernährung und hinreichende Unterkunft. Im Frühjahr 1916, als die Verantwortlichen erkannten, dass das Massensterben an Hunger und Seuchen dennoch nicht in dem erhofften Tempo verlief, wurde die sukzessive Liquidation der Lager durch Massaker beschlossen. Raymond Kévorkian erstellte die Bilanz dieser Massenvernichtung:

125 Schreiben des deutschen Botschafters von Wangenheim, 17. Juni 1915, S. 2. PA/AA, IA Türkei 183, Armenien, Vol. 37, Mikrofiche Nr. 7122; [http://www.armenocide.net/armenocide/armgende.nsf/\\$\\$AllDocs/1915-06-17-DE-003](http://www.armenocide.net/armenocide/armgende.nsf/$$AllDocs/1915-06-17-DE-003).

126 Vgl. *La Famine au Liban et l'assistance française aux libanais pendant la Grande Guerre (1915–1919)*, in: *Documents économiques, politique et scientifiques*, publiés par L'Asie française, Paris 1922, S. 6.

127 Der US-amerikanische Genozidforscher Rudolph Rummel erwähnt Syrien und den Libanon, gestützt auf arabische Opferschätzungen bis 350 000. Vgl. Rudolph J. Rummel, *Statistics of Democide. Genocide and Mass Murder since 1900*, Münster 1998, S. 82, 93; *La Famine au Liban* schätzte die Zahl der Hungertoten im Libanon auf 180 000; a. a. O.

- Durchgangslager **Pozanti (Bozanti)**, Provinz Adana: Zwischen Sommer und Herbst 1915 ca. 10 000 Tote durch Hunger und Seuchen;
- Konzentrationslager **Mamura**: Zwischen Sommer und Herbst 1915 ca. 40 000 Tote durch Hunger und Seuchen;
- Konzentrationslager **Islahiye** (bei Gaziantep, Südtürkei): ca. 60 000 Tote durch Hunger und Seuchen;
- **Arbeitslager an den Amanus-Tunneln der Bagdadbahn**: Zwischen Mai bis Juni 1916 ca. 30 000 Menschen auf der Strecke nach Marasch massakriert;
- Konzentrationslager von **Radscho, Katma** und **Azaz** (alle in Syrien): Zwischen Herbst 1915 und Frühjahr 1916 ca. 60 000 Tote durch Hunger und Seuchen;
- Konzentrationslager von **al-Bab** und **Achterin**, beide bei Aleppo: Zwischen Oktober 1915 bis Frühjahr 1916 ca. 50–60.000 Tote durch Hunger und Seuchen;
- Konzentrationslager von **Lale** und **Tefridsche** (beide in Syrien): Zwischen Dezember 1915 bis Februar 1916 ca. 5000 Tote durch Hunger und Seuchen;
- **Aleppo** und die Konzentrationslager **in seiner Umgebung**: zwischen Sommer 1915 und Herbst 1918 ca. 10 000 Tote durch Hunger und Seuchen;
- Konzentrationslager **Ras-ul-Ayn (Ra's al-'Ain)**: Zwischen Sommer 1915 bis April 1916 ca. 13 000 Tote durch Hunger und Seuchen sowie ca. 40 000 Massakertote in der Umgebung;
- Konzentrationslager (Durchgangslager) **Meskene** (Arab. **Maskanah**): Zwischen November 1915 und April 1916 ca. 60 000 Tote durch Hunger und Seuchen;
- Konzentrationslager **Dibsi** (Syrien): Zwischen November 1915 und April 1916 ca. 30 000 Tote durch Hunger und Seuchen;
- Konzentrationslager **Sebcha**: Zwischen November 1915 und Juni 1916 etwa 5000 Tote durch Hunger und Seuchen;
- Konzentrationslager **Deir-ez-Zor (auch Dair-az-Zaur; Dayraz-Zawr)-Marat**: Zwischen November 1915 und Dezember 1916 192 750 Tote, davon ca. 40 000 durch Hunger und Seuchen sowie 150 000 Massakeropfer zwischen Suwar und Al-Schaddadah (Scheddade).¹²⁸

128 Kévorkian, Raymond: Axes de déportation et camps de concentration de Syrie-Mésopotamie (1915–1916), in: L'extermination des déportés

In dem bis heute Habs-el-Ermen («Gefängnis der Armenier») genannten erdöhlhaltigen Höhlenlabyrinth bei dem Dorf Al-Schaddadah (auch Schaddaddi; Kurdisch: Scheddade) am Chabur-Fluss, nördlich von Deir-ez-Zor, wurden 80 000 Deportierte verbrannt oder erstickt. Die Überlebende Juraber (Yüghaper) Eftian (geb. Tirasjan [Dirazuian]) aus Sejtun erinnerte sich bei der Aufzeichnung ihrer Leidensgeschichte am 14. Mai 1989 in Paris:

Man brachte uns nach Scheddade, an eine Höhle. Ihre Öffnung war so groß wie ein Tisch, aber unten hatte sie das Ausmaß von zwei oder drei Zimmern. Man ergriff die Frauen wie Säcke, zündete ihre Rocksäume an und warf sie hinunter. Alles schrie. Als ich dran war, bin ich schnell selbst gesprungen. Ich blutete, kroch zitternd in einen Winkel, verlor das Bewusstsein ... Am nächsten Tag kamen Männer in die Höhle, es waren keine Türken mehr, sondern Araber. Sie suchten nach Goldmünzen. Ich bekam mit, wie man einer Frau, die zugab, ihr Geld verschluckt zu haben, den Bauch aufschlitzte. Mich zerrten sie von einer Ecke zur anderen und brüllten: »Ausziehen, ausziehen!« Als ich immer wieder beteuerte, dass ich nichts hätte, nicht einmal zu essen und zu trinken, bekam einer von ihnen Mitleid. Sein Cousin, der ihn mit einem Seil heruntergelassen hatte, zog mich herauf. Draußen lagen Frauen und Kinder mit aufgeschlitzten Bäuchen. Die beiden jungen Araber taten so, als ob ich zu ihnen gehörte, damit die in der Nähe stehenden türkischen Gendarmen nichts merkten. Als sie mich zu sich nach Hause brachten, hat mich die Mutter des einen weinend umarmt und geküsst ... Ich war die einzige Überlebende aus der Höhle.¹²⁹

Oft setzt sich das Gesamtbild eines historischen Ereignisses aus Berichten unterschiedlichster Augenzeugen zusammen. Die Einzelheiten der letzten Etappe der Vernichtung armenischer Deportierter bestätigt der Bericht des aramäischen Augenzeugen Ğerĝos,

arméniens ottomans dans les camps de concentration de Syrie-Mésopotamie (1915–1916), Paris 1998; ders., La deuxième phase du génocide, in: *Revue d'histoire arménienne contemporaine*, Numéro spécial, Tome II, 1998, S. 60 f.; ders., *The Armenian Genocide: A Complete History*, London-New York 2011, S. 693–696.

129 Schmidt-Häuer, Christian: »Wer am Leben blieb, wurde nackt gelassen.« *DIE ZEIT*, Dossier, Nr. 13, 23. März 2005, S. 15; vgl. auch Dabag, Mihran; Platt, Kristin: *Verlust und Vermächtnis: Überlebende des Genozids an den Armeniern erinnern sich*. Paderborn: Ferdinand Schöningh, 2015, S. 184 ff., S. 196 f.

Sohn des ‘Abdul Masīḥ Tāzā aus Mardin, den der ebenfalls von dort stammende syrisch-katholische Priester Ischak Armalah (Isaak Armalet) in seinen bereits 1919 in arabischer Sprache publizierten Erinnerungen aufnahm. Ğerĝos, der sich damals in Al-Schaddadah aufhielt, hatte mit eigenen Augen gesehen, dass die Armenier wie Schafe über das freie Land verstreut waren, und dass Tscherkessen¹³⁰ aus der Region, »gereizt wie die Panther«, sie angriffen, auszogen, plünderten und dann mit Schwertern und Dolchen erstachen. Dann seien ebenfalls ortsansässige Araber gekommen, hätten die Bäuche der Opfer aufgeschnitten, ihre Eingeweide herausgenommen und sie entleert, um daraus das möglicherweise verschluckte Gold oder Silber zu plündern. Die armenischen Kinder hätten sie zu je einhundert in den Chabur-Fluss geworfen oder sie hätten Stroh und Dornen gesammelt, sie damit überhäuft und in Brand gesteckt. »In den Flammen wanden sich die Kinder wie im babylonischen Ofen, und ihr Heulen ließ Steine zerspringen, bis sie ihren letzten Atem aushauchten.«¹³¹

Der zionistische Aktivist Eytan Belkind, der als Offizier in der osmanischen Armee diente, berichtete von einem ähnlichen Holocaust:

Man befahl den Armeniern, Disteln und Dornen zusammenzutragen und sie zu einer hohen Pyramide aufzuschichten. Dann band man alle Armenier dort Hand an Hand zusammen, an die fünftausend von ihnen, und ordnete sie zu einem Ring rund um die Dornenpyramide und zündete diese an ... Die Schreie der unglücklichen Opfer, die in dem großen Feuer zu Tode brannten, waren meilenweit zu hören.¹³²

130 Oft wurden ehemalige Flüchtlinge aus dem Nordkaukasus – Tscherkessen, Tschetschenen – zu Massakern mobilisiert, die aufgrund ihrer eigenen Verfolgungserfahrungen durch die russischen Streitkräfte einen besonderen Hass auf Christen hegten.

131 Ishāq Armale: Die schlimmsten aller Katastrophen für die Christen (*AL-QUSĀRĀ FĪ NAKABĀT AN-NAṢĀRĀ*). Aus dem Arabischen übersetzt von Georges Toro, überarbeitet und kommentiert von Amill Gorgis und Matthias Binder, Viertes Teil, Kap. 7 (Die Massaker von Deir ez-Zor und Ṣaddāde); in Vorbereitung zur Publikation.

132 Zitiert nach dem Leserbrief von Hannes Stein (Jerusalem), veröffentlicht in der FRANKFURTER ALLGEMEINEN ZEITUNG, 4. August 1998. Eytan Belkind war der Bruder des in Palästina geborenen Zionisten Naaman Belkind (1889–1917) und schloss sich mit ihm der 1915 zur Unterstützung der

Insgesamt kamen in Mesopotamien während der zweiten Vernichtungsphase 630 000 der 870 000 dorthin Deportierten um.¹³³ Auf die Anfrage der deutschen Regierung nach der aktuellen Gesamtzahl armenischer Opfer schätzte die Botschaft zu Konstantinopel, gestützt auf umfragebasierte Hochrechnungen, am 4. Oktober 1916 deren Zahl auf anderthalb Millionen.¹³⁴

Geschlechterdifferenter Genozid

Als ein Verbrechen, das in einer Übergangszeit verübt wurde, besitzt der spätosmanische Genozid sowohl »moderne« bzw. nationalistische, als auch traditionelle Züge. Zu letzteren gehört die geschlechterdifferente Behandlung von Frauen und Männern entsprechend dem traditionellen islamischen Dschihad gegen – wie auch immer definierte – »Ungläubige«. Sie bestand in der Massakrierung der erwachsenen, wehrfähigen Männer und der Versklavung der Frauen und Kinder. Raphael Lemkin bezeichnete, wohl mit Blick auf diese auffälligen dschihadistischen Merkmale, die Vernichtung der osmanischen Armenier als »religiösen Genozid«.¹³⁵

Der Urheber des Genozids an den osmanischen Armeniern, Talat, sprach sich dagegen in seinen Tötungsbefehlen stets für die unterschiedslose Deportation ohne Rücksicht auf Geschlecht oder Alter aus; ähnlich sahen es hochrangige Verwaltungsbeamte, wie etwa die Gouverneure der Provinzen Diyarbakır und Hüdâvendigâr (Bursa), letztere die flächenmäßig zweitgrößte osmanische Provinz. Doch auf die genozidale Mitwirkung breiter Bevölkerungskreise konnte nicht verzichtet werden. Um sie zu motivieren, wurde Straffreiheit sowohl bei der entschädigungslosen Aneignung armenischen bzw. christlichen Eigentums als auch bei der zwangsweisen Aneignung von christlichen Kindern und Frauen gewährt.

Frauen, Kinder sowie ältere Männer über 45 Jahre bildeten die Hauptkontingente der zwischen Mitte März bis September

Britten gegründeten Nili-Spionagegruppe an; sie wurde im Herbst 1917 von den osmanischen Behörden zerschlagen.

133 Vgl. Kévorkian, *Axes de déportation*, a. a. O., S. 60 f.

134 [http://www.armenocide.net/armenocide/armgende.nsf/\\$\\$AllDocs/1916-10-04-DE-002](http://www.armenocide.net/armenocide/armgende.nsf/$$AllDocs/1916-10-04-DE-002).

135 Lemkin, *Totally Unofficial*, a. a. O., S. 141.

1915 fast landesweit durchgeführten Deportation. Ehefrauen von Armeniern, die zum Wehrdienst einberufen waren, und zum Islam konvertierte Armenierinnen, die einen Muslim geheiratet hatten, blieben dem Buchstaben nach von der Deportation verschont. Die Wirklichkeit sah anders aus, wie ein Bericht der deutschen Botschaft vom 4. Oktober 1916 hinsichtlich der Ehefrauen armenischer Soldaten betonte.¹³⁶ Die von bewaffneten Gendarmen bewachten Konvois befanden sich faktisch auf dem Todesmarsch. Ihre Bewachung diente in erster Linie der Fluchtverhinderung und nicht dem Schutz der Deportierten vor Überfällen; dieser musste teuer und nach jedem Wechsel der Mannschaften neu erkauf werden. Besaßen die Deportierten dazu keine Mittel mehr, waren sie wehrlos den häufigen Plünderungen sowie Vergewaltigungen der ortsansässigen muslimischen Bevölkerung ausgeliefert.

Der bereits erwähnte Botschaftsbericht vom 4. Oktober 1916 hob die »erschreckend große Zahl der Mütter, die einen gewaltsamen Tod gefunden haben«, hervor. Die Überlebenschancen deportierter Frauen mit Kleinkindern sanken drastisch, Schwangere und während der Deportation Gebärende waren so gut wie zum Tode verurteilt, denn sie mussten sofort weiterziehen. Oft wurden Frauen, und insbesondere Schwangere, Opfer des Sadismus ihrer Bewacher und der muslimischen Bevölkerung. Dazu gehörte, den wehrlosen Frauen bei lebendigem Leib die Brüste abzutrennen oder ihnen das Ungeborene aus dem Bauch zu schneiden. Da die Behörden Straffreiheit signalisiert hatten bzw. selbst in Verbrechen involviert waren, fühlten sich breite Teile der muslimischen Bevölkerung zu Verbrechen ermutigt, die auch nach damaliger Gesetzeslage als schwere Straftat galten.

Die Lage von Frauen in Genozidsituationen ist ausweglos. Tötung, Verkauf oder die kostenlose Weggabe der eigenen Kinder als *emahnah allah* (»Gottespfand«) erschienen Müttern oft als einziger Ausweg. In einem Bericht vom 19.08.1915 über die armenischen Katholiken von Izmit (Nikomedia) heißt es: »Die Lage der Deportierten ist sehr kläglich, besonders die ärmere Klasse leidet schrecklich. Viele Mütter werfen ihre Kinder in die Flüsse, um deren Qual nicht länger zu sehen. Andere Mütter verkaufen ihre Kleinen, um ein Stück Brot kaufen zu können und um sie vor dem

136 Ebenda.

sicheren Tode zu retten. Kinder bis 6 Jahre alt verkauft man zu 5 Piaster, also weniger als eine Mark, und die 15- bis 20-jährigen Fräulein zu 20 Piaster.«¹³⁷ Der damals an sich verbotene Sklavenhandel belebte sich neu. Der deutsche Militärarzt Theo Malade beobachtete 1917, wie auf den Stationen entlang der Bagdadbahn Armenierinnen »billiger als eine Ziege« verkauft wurden.¹³⁸

Um der Erniedrigung, sexuellen Foltern oder der Zwangsislamisierung zu entgehen, töteten sich zahlreiche Armenierinnen, nachdem sie zuvor ihre Kinder oder Enkel getötet oder mit in den Tod gerissen hatten. Diese Frauen leben im kollektiven historischen Gedächtnis heutiger Armenier als idealtypische, märtyrergleiche Vorbilder weiter. Ebenso belegt sind Fälle, in denen Frauen sich und ihre Kinder durch Prostitution zu retten versuchten. Diese verbreitete »Überlebensstrategie« wird in der heutigen Wahrnehmung weitgehend ausgeblendet. Der in Malatya wirkende deutsche Missionar Ernst Christoffel schrieb aber voller Verständnis:

Ich habe Heldinnen unter den armenischen Frauen kennengelernt, und das, was sie in jener Zeit geleistet haben im Erdulden und in der Arbeit fürs tägliche Brot für sich und ihre Kinder, ist ein Beweis von der Tüchtigkeit des armenischen Volkes. Dass viele in dem ungewohnten Kampf erlahmten, die Waffen streckten und in den schmutzigen Strudeln des Lasters untergingen, wer wollte es wagen, sie zu verurteilen? Man kann nur Mitleid mit ihnen empfinden. Ich vergesse nicht wie mir ein Mädchen jammernd klagte: »Ich hatte doch nichts zu essen.« Oder jene Apothekerswitwe, eine gebildete Frau, die nicht fähig war, sich und ihre Kinder auf ehrliche Weise zu ernähren. »Effendim« [Türkisch: »Mein Herr!«; TH], sagte sie, »ich habe 5 Kinder, sollen die verhungern?« In ihren Augen hatte sie den Ausdruck eines gejagten Wildes.¹³⁹

137 Eingabe des Monsignore Dolci an die deutsche Botschaft zu Konstantinopel. [http://www.armenocide.net/armenocide/armgende.nsf/\\$\\$AllDocs/1915-08-19-DE-012](http://www.armenocide.net/armenocide/armgende.nsf/$$AllDocs/1915-08-19-DE-012).

138 Malade, Theo: Von Amiens bis Aleppo: Ein Beitrag zur Seelenkunde des Großen Krieges; aus dem Tagebuch eines Feldarztes. (München: J. F. Lehmann, 1930), S. 195.

139 Christoffel, Ernst: Aus dunklen Tiefen: Erlebnisse eines deutschen Missionars in Türkisch-Kurdistan während der Kriegsjahre 1916–1918. Berlin-Friedenau: Christliche Blindenmission im Orient e.V., 1921, S. 55.

E. Christoffel fand für sein prüdes Zeitalter auch erstaunlich offene Worte über die Verrohung und den allgemeinen Sittenverfall infolge des Elends armenischer Frauen und Kinder:

Hunger und Obdachlosigkeit trieben sie der Prostitution in die Arme, so dass schließlich Christin sein gleichbedeutend war mit Prostituierte sein. (...) Am besten waren noch diejenigen dran, die von einem Mohammedaner in eine gesetzliche Ehe eingeführt wurden, wenn auch als 2. oder 3. Frau. Vielfach waren es die Mörder der Gatten, die die Frauen zur Ehe oder Mätresse bekehrten. Man stelle sich vor, was die Armen dabei empfanden. Wehe dem Mädchen, das sich widersetzte! Wehe der Mutter, die sich weigerte ihre Tochter preiszugeben. (...) Das Innere Kleinasiens kannte bis dahin keine öffentliche Prostitution. Jetzt auf einmal machte sich die Unzucht in aller Öffentlichkeit breit. »Die ganze Stadt [Malatya] ist ein Bordell«, klagten die frommen Mohammedaner. (...) Schließlich schritt die Behörde zur Kasernierung. Einige halbverfallene Häuser in einem zerstörten armenischen Viertel wurden eingerichtet. Was dort bereitet wurde, war ein Stück Hölle.¹⁴⁰

Die meisten armenischen Mädchen, die in Christoffels Missionsstation BETHESDA medizinisch behandelt wurden, waren »behaftet mit Unterleibsleiden.«¹⁴¹ Die Infizierung mit Geschlechtskrankheiten durch ihre Vergewaltiger wurde dennoch den jungen Frauen zur Last gelegt. Der osmanische Stabskapitän Nebil Bey berichtet von etwa 300 Mädchen, die den »besten armenischen Familien von Bitlis« entstammten und in der armenischen Kirche der Stadt zur »Verwendung der Armee« gesammelt wurden. »Soldaten und Offiziere besuchten die Kirche gleichermaßen, die bald zu einer Brutstätte der Seuchen wurde. Jedes Regiment, das auf seinem Weg zur Front durch die Stadt zog, hinterließ seine Spuren, so dass nach einer Weile all diese unglücklichen Mädchen infiziert waren.«¹⁴² Daraufhin beschloss der Kommandant von Bitlis, die geschlechtskranken Mädchen zu bestrafen, weil sie »die Lebens-

140 Ebenda.

141 Christoffel, Tiefen, a. a. O., S. 39 ff.

142 »Ararat«, Vol. VI, No. 66, S. 422. Die Erklärung des Kapitäns Nebil befindet sich im Archiv des armenischen Patriarchats zu Jerusalem, Dossier Zh, Dokument 747, No. 49. Hier zitiert nach: Dadrian, Vahakn N.: Children as Victims of Genocide: The Armenian Case, »*Journal of Genocide Research*«, Vol. 5,

kräfte der osmanischen Armee erschöpft und mit ihrer Infektion die Kinder des Vaterlandes angesteckt hatten.« Also gab man einigen Mädchen Gift und tötete die übrigen auf direkte Weise. Die allgemeine Lizenz, jederzeit und überall ein armenisches Mädchen vergewaltigen zu dürfen, erschöpfte auch anderenorts die Manneskraft. Ein türkischer Justizbeamter räumte ein, dass in Urfa »95 von einhundert Soldaten an Erschöpfung und Ansteckung durch exzessive Vergewaltigungen starben.«¹⁴³

Bruno Eckart, der Leiter der Teppichfabrik der DEUTSCHEN ORIENTMISSION in Urfa, schrieb in seinem bereits 1922 veröffentlichten Bericht, wie die armenisch-apostolische Kathedrale der Stadt – übrigens dieselbe, in der Ende 1895 3000 Armenier lebendig verbrannt wurden – von den Ortsbehörden zweckentfremdet wurde:

Aus dem Heiligtum der Armenier war ein Freudenhaus geworden. Offiziere, Polizisten und Gendarmen gingen ein und aus. Die Bewohner der anliegenden Häuser haben oft des Nachts gellende Schreie aus dem Zimmer des ermordeten Wartabeds [Archimandriten, TH] vernommen. Damit keine Armenier in die Kathedrale eindringen konnten, hielten Gendarmen am großen Portal Wache. Von den Nachbarhäusern war zu sehen, wie Stadttürken in der armenischen Kirche die schönsten Frauen und Mädchen aussuchten und sie nachts in ihre Häuser verschleppten. Über diese gewalttätige Massenschändung waren die Armenier furchtbar verbittert.¹⁴⁴

Der Vergleich des armenischen Beispiels mit Bosnien-Herzegowina zeigt, dass auch Ende des 20. Jahrhunderts und mitten in Europa ein Genozid verübt wurde, der gleichermaßen nationalistisch wie religiös motiviert war. Bis zu 50 000 Frauen wurden während des Bosnienkrieges Opfer genozidaler Vergewaltigungen und sexueller Versklavung. Die überwältigende Mehrheit waren bosnische Musliminnen, denen die serbische Propaganda unterstellte, »türkischstämmig« zu sein, um sie als Vertreterinnen einer

No. 3 (September 2003), S. 428. <http://genhist.asj-oa.am/86/1/3-19.pdf> (S. 9); vgl. auch http://www.collectifvan.org/article_print.php?id=56595, Fußnote 18.

143 Jemazian, Ephraim K.: *Judgement Unto Truth: Witness in the Armenian Genocide*. New Brunswick, N.J., 1990, S. 65; zitiert nach: Dadrian, *Children as Victims*, a. a. O., S. 9 (<http://genhist.asj-oa.am/86/1/3-19.pdf>).

144 Eckart, Bruno: *Meine Erlebnisse in Urfa*. Potsdam 1922, S. 18 f.

historisch verhassten Gruppe zu brandmarken. Aus den Vergewaltigungslagern kamen sie erst wieder als Schwangere frei. Im 21. Jahrhundert belegen die von den Terrormilizen Boko Haram in Westafrika bzw. von ISIS in Syrien und im Irak an nicht-muslimischen Mädchen und Frauen begangenen Verbrechen die beklemmende Aktualität religiös gefärbter Völkermorde und damit einhergehender genozidaler Vergewaltigungs- und Versklavungspraktiken.

Zugleich veranschaulichen die Beispiele Bosnien-Herzegowina sowie Kosovo die Probleme von Müttern und ihren Kindern, die als Folge von Vergewaltigungen geboren wurden. *Children born of war* ist die in der Publizistik geläufige Umschreibung; dazu zählen im weiteren Sinn nicht nur die bei Vergewaltigungen gezeugten Kinder, sondern auch Kinder, deren Mütter sich »Beschützer« unter den Siegern oder aus der Gruppe der *Völkermordtäter* suchten. Die traumatisierten Mütter dieser sogenannten kriegsgeborenen Kinder sind in der Regel alleinerziehend und leiden langfristig unter finanzieller Not, wie Studien im Kosovo und Bosnien-Herzegowina ergaben; sie und ihre Kinder sind stigmatisiert und gesellschaftlich unsichtbar, sofern sich die Mütter nicht entschlossen, ihre Kinder in staatliche Heime oder zur Adoption freizugeben. Da die Vergewaltigungen stark tabuisiert sind, bleibt auch unbekannt, wie viele Vergewaltigungen es in Bosnien-Herzegowina oder im Kosovo gegeben hat.

Nicht minder schwierig gestaltet sich die Aufarbeitung der Folgen sexualisierter Gewalt und die Reintegration der Frauen in ihre Herkunftsgruppe. Gerade in patriarchalischen Gesellschaften finden Frauen nicht immer und genügend in der eigenen Herkunftsgruppe Verständnis dafür, dass sie, obwohl zutiefst erniedrigt, gedemütigt und gefoltert, überlebt haben. Viele Armenierinnen versuchten deshalb gar nicht erst, zu ihren Angehörigen oder Landsleuten zurückzukehren, als ihnen die osmanische Kriegsniederlage dazu die Chance bot. Denn die siegreiche Entente forderte Ende 1918 die Freilassung der etwa 200 000¹⁴⁵ in muslimi-

145 Dr. Johannes Lepsius, der deutsche Dokumentar des Völkermords an den Armeniern, schätzte 1919 die Zahl der »islamisierten Armenier«, der »verkauften Frauen, Mädchen und Kinder« auf »noch 200 000«, natürlich mit dem erforderlichen Hinweis auf die besonderen Schwierigkeiten derartiger Schätzungen unter den Verhältnissen von Krieg, Massenflucht, Deportation

sche Haushalte verschleppten Frauen und Kinder bzw. setzte diese auch gegen den Willen ihrer neuen »Familien« durch. Im Mai 1923 behauptete das britische Außenministerium, dass »über einhunderttausend christliche Frauen und Kinder« aus muslimischen Häusern zurückgefordert worden seien, aber ein Jahr später stellte es fest, dass »nicht weniger als 80 000« Christen, die Hälfte von ihnen Armenier »und wahrscheinlich noch mehr«, immer noch »gewaltsam in türkischen Häusern festgehalten« würden, viele davon in »Sklaverei«. ¹⁴⁶

Viele inzwischen von ihren »Besitzern« geschwangerte Frauen stellte die Rückholung allerdings vor die Wahl, entweder ihr Kind zurückzulassen, oder auf eine Rückkehr in die Herkunftsgruppe zu verzichten. Wie auch das aktuelle Beispiel verschleppter Jasidininnen zeigt, lehnen Herkunftsgemeinschaften insbesondere die Aufnahme der Kinder ab, die aus Vergewaltigungen hervorgehen. Je jünger eine Frau im Augenblick ihrer Zwangseingliederung in eine muslimische Familie gewesen war und je länger sie sich dort aufgehalten hatte, desto schwieriger und unwahrscheinlicher wurde ihre Entscheidung für eine Rückkehr. Auch aus diesen Gründen blieb der Anteil der nach dem Ersten Weltkrieg aus muslimisch-osmanischen Haushalten befreiten Frauen und Kinder geringer als erwartet. Anfang 1921 setzte der neu gegründete VÖLKERBUND eine Untersuchungskommission ein und berichtete im darauffolgenden Jahr, dass einige befreite christliche Frauen in muslimische Häuser zurückgekehrt seien, weil sie keine Möglichkeit fanden, sich selbst zu versorgen, und dass sie dann »richtige Moslems wurden«. Aus dem Bericht ging auch hervor, dass über 50 Prozent der erwachsenen Christinnen in muslimischen Haushalten Angst hatten, wegzugehen. ¹⁴⁷

Eines der Ziele der armenischen Legionäre, die Frankreich seit 1915 unter den armenischen Flüchtlingen in Port Said rekrutiert hatte, war die Auffindung und Rückführung verschleppter

und ähnlichen massiven Bevölkerungsbewegungen. Lepsius, Johannes (Hg.): Deutschland und Armenien 1914–1918: Sammlung diplomatischer Aktenstücke. Potsdam 1919 (Reprint Bremen 1986), S. LXV.

146 Morris, Benny; Ze'evi, Dror: The Thirty-Year Genocide: Turkey's destruction of its Christian minorities 1894–1924. Cambridge, MA; London: Harvard University Press, 2019, S. 313 f.

147 Morris; Ze'evi, a. a. O., S. 314.

armenischer Frauen und Kinder, entweder zu ihren Familien oder in ein Waisenheim. Die selbst ernannten Befreier stellten aber bald fest, dass nicht alle betroffenen Frauen ihre Interventionen begrüßten: »Unter ihnen waren einige, die sich weigerten, von ihren türkischen Ehemännern getrennt zu werden, und unser ruppiges Vorgehen führte zu Klagen bei den französischen Behörden und brachte uns in eine unangenehme Lage.«¹⁴⁸

Flucht ohne Unterstützung bot jedoch ebenfalls keinen Ausweg: Aus einem Brief des Hauptmanns James M. Tschankaljan (Chankalian) aus dem Jahr 1920 geht hervor, dass sich viele der aus muslimischen Haushalten geflüchteten Armenierinnen in Ermangelung anderer Einkommensquellen prostituieren mussten.¹⁴⁹ Überlebende Frauen wagten sich dann oft, wie eine Deportierte gestand, nicht mehr zu ihren Angehörigen zurück: »(...) ich war die Tochter einer angesehenen Familie aus Banderma [Türkisch: Bandırma; Griechisch: Panormos]. Aber jetzt traue ich mich nicht nach Hause, weil ich mich fürchte, meinen Verwandten und Freunden ins Gesicht zu sehen. Viele haben gehört, welches Leben ich in Konya geführt habe.« – »Diese Frau«, fügte der armenische Überlebende und Journalist Jerwand Otjan erläuternd hinzu, »bildete keine Ausnahme, und es gab Tausende, die in eine ähnliche Lage geraten waren und nun aus der Deportation zurückkehrten. Und wie viele weitere könnte man in den Bordellen von Aleppo, Damaskus und Konya finden, die von dieser neuen Freiheit der Rückkehr nach Hause keinen Gebrauch machen wollten, weil sie im Laster verkommen waren?«¹⁵⁰

Die im Ersten Weltkrieg aus den Deportiertenkonvois verschleppten Frauen und Kinder wurden regelmäßig gezwungen, den

148 Pattie, Susan Paul: *The Armenian Legionnaires: Sacrifice and Betrayal in World War I.*; with a chapter by Varak Ketsemanian. London, New York: I.B. Tauris, 2018, S. 115.

149 Pattie, a. a. O., S. 134.

150 Odian, Yervant: *Accursed Years: My Exile and Return from Der Zor, 1914–1919.* Translated from original Armenian by Ara Stepan Melkonian with an introduction by Krikor Beledian. (London): Gomidas Institute, 2009, S. 301; vgl. auch Odian, Yervant: *Rückkehr nach Konstantinopel.* In: *Die auf den Weg ohne Heimkehr getrieben wurden: Lebenswege und Todeswege von Armeniern in literarischen Quellen.* Ausgewählt u. bearbeitet von Seyda Demirdirek und Corry Guttstadt. Hamburg: Landeszentrale für Politische Bildung Hamburg, 2013, S. 105.

Islam anzunehmen und ihre Muttersprache aufzugeben. Dies galt auch für die staatlichen Waisenheime, die ab 1915 zur Aufnahme der zahlreichen obdachlosen Waisen gegründet wurden – bei Jungen allerdings nur bis zum Alter von zwölf Jahren, denn Ältere wurden deportiert bzw. getötet. Mädchen verheiratete man möglichst schon mit 14 Jahren mit Muslimen. Die Sterblichkeitsrate in den staatlichen Heimen lag, vermutlich gewollt, zwischen 50 bis 90 Prozent. Mindestens jedes zweite Kind in osmanischen Heimen starb infolge von Vernachlässigung und Hunger.

Die meisten Waisen gelangten jedoch in private Familien. Von Einzelfällen echten Altruismus abgesehen, wurden sie als Arbeitskräfte und Sexualsklaven ausgenutzt und missbraucht. Die Scham darüber verschloss ihnen oft lebenslang den Mund, selbst gegenüber den eigenen Nachkommen. Im Türkischen gelten sie verächtlich als *kılıç artıkları* (»Überbleibsel des Schwer-tes«). Ihr soziales Ansehen blieb – trotz Islamisierung und Anpassung an die muslimische Mehrheitsbevölkerung – ebenso wie bei christlichen Armenierinnen derart gering, dass der damalige Präsident der Türkei, Abdullah Gül, 2010 eine Beleidigungsklage einreichte, als ihm ein Oppositionspolitiker in öffentlicher Rede unterstellte, Güls Mutter habe armenische Wurzeln. Unter solchen Verhältnissen bildeten die »Überbleibsel des Schwer-tes« bzw. ihre Nachfahren – sofern sie überhaupt eingeweiht waren – eine verschworene, auf gesellschaftliche Unsichtbarkeit bedachte Gemeinschaft.

Auch das Schicksal der aus muslimischen Familien geretteten christlichen Frauen und Mädchen verlief nach heutigen Maßstäben keineswegs problemfrei. Für alle Überlebenden bildeten die Deportation und die Entwurzelung aus ihrer Heimat und ihrem vertrauten Milieu einen tiefen Einschnitt, angefangen beim Abbruch der Schulbildung. Auch christliche, in der Regel evangelische Missionare, die die »befreiten« Mädchen in ihren Waisenheimen betreuten, handelten insofern nicht besser als die osmanisch-staatlichen Heime, indem sie diese Mädchen schon sehr früh mit ihnen völlig unbekannten, meist erheblich älteren Männern in Übersee verheirateten. Die Vermittlung geschah durch Kataloge der Missionsgesellschaften, weswegen man diese Mädchen auch als »Katalogbräute« – auf Englisch *photograph brides* – bezeichnete. Von osmanischen Hafenstädten aus gelangten sie in die Neue

Welt und an dortige christliche Ehemänner ihrer eigenen oder anderer christlichen Denominationen aus dem Nahen Osten. Aber lässt sich so ein zerstörtes Leben wieder einrenken? Kann überhaupt an das Leben vor dem Genozid angeknüpft werden? Das Bühnenstück *Beast on the Moon* (1992) des US-amerikanischen Autors Richard Kalinosky schildert am Beispiel seiner armenischen Schwiegermutter die Problematik einer Ehe zwischen zwei Völkermordüberlebenden. Ob sich die Ehe der traumatisierten Arschalujs Martikjan ähnlich gestaltete?

Das Unsagbare schreiben

Menschen reagieren unterschiedlich auf traumatische Extremsituationen wie einen Genozid. Viele verstummen und wollen die Nachgeborenen nicht mit ihrem Leid belasten oder sprechen nur mit Leidensgenossen über ihre Erfahrungen. Andere drängt es, Unbeteiligte mit dem ihnen zugefügten Leid zu konfrontieren, um humanitäre Interventionen auszulösen. Wiederum andere treibt die »Überlebensschuld« dazu, als Augen- und Zeitzeugen auszusprechen, was die Ermordeten nicht mehr einklagen können. Auch Arschalujs Martikjan wurde von dem Bedürfnis getrieben, in ihrem Aufnahmeland USA ihre Leidenserfahrungen öffentlich und in der damals wirkungsvollsten Weise zu bezeugen und mit möglichst vielen Menschen zu teilen.

In der Abfolge der in die internationalen Verkehrssprachen Englisch und Französisch übersetzten Überlebendenberichte bildet vermutlich Arschalujs Martikjans Erinnerungserzählung *Ravished Armenia* die ereignisnächste Publikation, dicht gefolgt von der französischen Übersetzung des Armenisch abgefassten Berichts der Pailadzo Captanian (Paris 1919; engl. Ausgabe: New York 1922). Die aus der Schwarzmeerhafenstadt Samsun stammende Armenierin hoffte, damit Einfluss auf die Pariser Friedensverhandlungen zunehmen. Erst Jahrzehnte später, 1993, erschien eine deutsche Ausgabe.¹⁵¹ Zu den relativ frühen Übersetzungen eines Überlebendenberichts ins Englische gehört *Neither to Laugh Nor*

151 Captanian, Pailadzo: 1915: Der Völkermord an den Armeniern; eine Zeugin berichtet. Übers., bearb. u. mit einem Vorw. u. einer Nachbemerkung

to Weep (1968) des in Sewerek (Türkisch: Siverek) bei Urfa geborenen evangelischen Pfarrers Abraham H. Hartunian.

Im Unterschied zu Martikjan handelt es sich bei diesen Berichten um Darstellungen aus der Perspektive von Erwachsenen, ähnlich wie die 2009, also erst nach sehr großem Zeitabstand ins Englische übersetzten Berichte des Bischofs Grigoris Palakjan (Westarmenisch: Balakian)¹⁵² und des Journalisten Jerwand Otjan¹⁵³ (Westarmenisch: Jerwant Odjan). Dokumentarische Genauigkeit war diesen Autoren äußerst wichtig. Captanian führte sogar während der Deportation zunächst ein Tagebuch, das ihr aber von »Bergbewohnern« weggenommen wurde. »Meine Seele ist jedoch von den erduldeten Leiden so tief durchdrungen, mein ganzes Ich so voll dieses Alptraums, dass es mir gelungen ist, alles mit ausreichender Genauigkeit wiederzugeben.«¹⁵⁴

Auch der erfahrene Konstantinopler Journalist J. Otjan erstrebte »fotografische Genauigkeit«. Rückblickend schrieb er: »Ich wurde bis nach Der-Zor und darüber hinaus nach El-Busera [Basra; TH] (...) getrieben, wo Ezechiel seine Vision hatte. Ich weiß nicht, ob ich angemessen beschreiben kann, was ich sah, aber ich werde es versuchen.«¹⁵⁵ Das Ergebnis fasste Otjan am Ende seines Berichts zusammen: »Das also ist die Geschichte der dreieinhalb Jahre meines Exils. Der Leser wird natürlich bemerkt haben, dass ich sie in der einfachsten Weise und in einem unliterarischen Stil verfasst habe. Aber vor allem anderen wollte ich, dass es eine wahrheitsgemäße Geschichte ist, in der keine Tatsache entstellt, kein Ereignis übertrieben wurde.«¹⁵⁶

Das Narrativ von Völkermordüberlebenden wird wesentlich davon geprägt, wie alt sie zum Zeitpunkt des Geschehens waren. Bei sehr jungen Überlebenden verengt sich der Blick auf den Verlust der Eltern und Geschwister. Da eine ausgeprägte Erinnerung

versehen von Meliné Pehlivanian. (Leipzig: Gustav Kiepenheuer, 1993); Neuaufl.; Reichert, 2015.

152 Balakian, Grigoris: *Armenian Golgotha: A Memoir of the Armenian Genocide, 1915–1918*. Translated by Peter Balakian with Aris Sevag. New York: Alfred A. Knopf, 2009; XLI, 509 S.

153 Odian, *Accursed Years*, a. a. O.

154 Captanian, 1915, a. a. O., S. 14.

155 Odian, a. a. O., S. XII.

156 Odian, a. a. O., S. 307.

an die Zeit vor dem Trauma und somit Vergleichsmaßstäbe fehlen, gewinnt das Trauma übermächtige Bedeutung und ersetzt vielleicht sogar die vorgenoizidale »Normalität«.

Von herausragender geschichtswissenschaftlicher Bedeutung sind die von der armenischen Ethnologin Verjiné Svazlian¹⁵⁷ zwischen 1955 und 2010 gesammelten Berichte und Lieder armenischer Überlebender, denn sie erlauben den Vergleich der unterschiedlichen osmanischen Regionen und Alterskohorten. Problematisch ist hier allerdings die teilweise sehr späte Aufzeichnung, oft Jahrzehnte post factum. Gerade die Erinnerungen von Überlebenden, die 1915 noch sehr jung waren, sind »kontaminiert« mit dem kollektiven Geschichtsnarrativ nachgeborener Generationen. Ähnliches gilt auch für andere späte Aufzeichnungen in den USA¹⁵⁸ und Frankreich,¹⁵⁹ in denen sich zudem unbewusst Wertevorstellungen der jeweiligen Aufnahmegesellschaft widerspiegeln. Besonders in den Erinnerungserzählungen von Armeniern in den USA fällt auf, dass sie den im Nahen Osten weit verbreiteten Schicksalsglauben durch sozialdarwinistische Überzeugungen ersetzen und so ihr Überleben nicht auf den blinden Zufall oder das Schicksal zurückführten, sondern auf ihre persönliche Schlaueit (cleverness). Genozid wird als Survival of the Fittest gedeutet.

Autobiografische und mehr noch biografische, von der zweiten oder dritten postgenozidalen Generation veröffentlichte Berichte erschienen seit A. Martikjans »berühmter Erinnerungserzählung«¹⁶⁰ in nicht mehr zu überblickender Zahl. »Unter der in der Diaspora veröffentlichten Erinnerungsliteratur von Armeniern aus Dersim befindet sich die bekannte Autobiographie von Hampart-zum Mardiros Chitjian [Dudenumschrift: Hambardzum Martiros

157 Svazlian, Verjiné: *The Armenian Genocide: Testimonies of the Eyewitness Survivors*. Yerevan 2011, 847 S.

158 Miller, Donald E.; Touryan Miller, Lorna: *Survivors: An Oral History of the Armenian Genocide*. Berkeley, Los Angeles, London: University of California, 1993 [1978–80: 30 Interviews].

159 Das INSTITUT FÜR DIASPORA- UND GENOZIDFORSCHUNG der Bochumer Ruhr-Universität unter der Leitung von Mihran Dabag dokumentierte 1989 bis 1996 in Frankreich 140 autobiografisch-narrative Interviews mit armenischen Genozidüberlebenden, von denen sieben Erinnerungsberichte 2015 in deutscher Übersetzung erschienen. Vgl. Dabag/Platt, a. a. O., 388 S.

160 Törne, Dersim, a. a. O., S. 54.

Tschitschjan)], der aus Peri stammte und in *A Hair's Breadth From Death: The Memoirs of a Survivor of the Armenian Genocide* (2003) detaillierte Erinnerungen an seine Kindheit in Dersim festhielt.«¹⁶¹

A. Martikjans Bericht ist insofern problematisch, als sich wohl nie mehr wird feststellen lassen, wie viel darin auf die Redaktion von Harvey Gates zurückgeht. Was hat er hinzugefügt, was ausgelassen? Was hat er missverstanden oder entstellt? Das Buch *Ravished Armenia* enthält eine Reihe unzutreffender oder schiefer Sachbehauptungen. Am aufsehenerregendsten war die Behauptung im 7. Kapitel, bei Malatya sei es zu Kreuzigungen von 16 Armenierinnen gekommen, deren Leichen Martikjan angeblich selbst gesehen haben soll. Peter Balakian zufolge hat A. Martikjan das bereits bei den Dreharbeiten, bei denen dennoch diese Episode verwendet wurde, richtiggestellt,¹⁶² doch vermutlich geschah dies erst 70 Jahre später im Gespräch mit Anthony Slide.¹⁶³ Martikjans »Richtigstellung« besteht darin, dass »die Türken« Armenierinnen nicht gekreuzigt, sondern mit Kreuzen gepfählt hätten. Damit ersetzte sie eine Gräueltat durch eine noch stärkere, abstoßendere.

H. Gates führt in seinem *Prolog* den guten Schäfer »Vartabed« ein, der im 13. Kapitel als *deus ex machina* auftaucht, um Arschaljus aus dem Harem des Hadschi Ghafour zu retten. Hat Gates gewusst, dass Wardapet im Armenischen kein Eigennamen, sondern ein geistlicher Titel ist, der einen höheren, also zölibatären und gelehrten Geistlichen, einen Archimandriten, bezeichnet? Wurde gar der Name in Anspielung auf den Beruf des geistlichen Hirten bewusst gewählt? Auf jeden Fall erspart das märchenhafte Verfahren dieser Variante einer »Entführung aus dem Serail« genauere und möglicherweise für die Protagonistin Martikjan zu unangenehme Auskünfte über die Art ihrer Rettung bzw. ihres Überlebens. Im 9. Kapitel bricht sie die Schilderung ihrer sexuellen Bedrängnis im Harem des Hadschi (Türkisch: Haci) Ghafour mit der lapidaren Bemerkung ab: »Es lohnt sich nicht, mehr von dieser schrecklichen Nacht zu erzählen.«

Für Raphael Lemkin bestand das Wesen von Völkermord nicht primär in der physischen Ausrottung, sondern in der Auslöschung

161 Ebenda.

162 Balakian, *Burning Tigris*, a. a. O., S. 315.

163 <https://bit.ly/2AvoCwW>.

einer Gruppenidentität, wobei den Angehörigen der Gruppe eine andere Identität aufgezwungen wurde. In *Axis Rule of Occupied Europe* definierte Lemkin Genozid als

... einen koordinierten Plan verschiedener Aktionen, der auf die Zerstörung essentieller Grundlagen des Lebens einer Bevölkerungsgruppe gerichtet ist mit dem Ziel, die Gruppe zu vernichten. ... Genozid hat zwei Phasen: Eine erste, bei der die typischen Eigenschaften und Lebensweisen der unterdrückten Gruppe zerstört werden und eine zweite, bei der die Eigenschaften und Lebensweise der unterdrückenden Bevölkerungsgruppe der unterdrückten aufgezwungen wird. Diese Aufzwingung wiederum kann erfolgen, indem die unterdrückte Bevölkerungsgruppe bleiben darf oder sie wird sogar nur dem Gebiet allein aufgezwungen, indem die Bevölkerung beseitigt wird und eine Kolonisierung dieses Gebiets durch die unterdrückende Bevölkerungsgruppe folgt.¹⁶⁴

Die deutsche Ausgabe von A. Martikjans semi-autobiografischem Bericht veranschaulicht schon im Titel diesen Zusammenhang von physischem Überleben auf Kosten der individuellen und kollektiven Identität. Martikjan stand ihr ganzes langes und von seelischen Schmerzen erfülltes Leben hindurch stets für Interviews und Gespräche als Betroffene und Zeitzeugin zur Verfügung, darunter auch ihrem Landsmann, dem Dokumentarfilmer Dr. J. Michael Hagopian; er stammte aus der Stadt Harput und begründete die ARMENIAN FILM FOUNDATION, deren Sammlung unter anderem 400 videoverfilmte Überlebendenberichte¹⁶⁵ sowie 18 Dokumentarfilme¹⁶⁶ enthält, darunter *Voices from the Lake* (1999) über den Genozid in der Stadt und Provinz von Harput bzw. Mamuret-ül-Aziz. Anthony Slide, der Arschalujs-Aurora Martik(an)jan zunächst für eine filmische Kunstfigur hielt, würdigte sie nach seiner Begegnung mit ihr mit diesen Worten:

164 Lemkin, Raphael: *Axis Rule in Occupied Europe: Laws of Occupation; Analysis of Government; Proposals for Redress*. Washington, 1944 (Neuauffl. New introduction by Samantha Power. Clark, New Jersey: 2005), S. 79.

165 <http://www.armenianfilm.org/drupal/armenian-genocide-digitization-project>.

166 <http://www.armenianfilm.org/drupal/films>.

Andy Warhol verspricht uns allen fünfzehn Minuten Ruhm. Für Aurora dauerte dieser altruistische Ruhm etwas länger – etwa zwei Jahre. Und dann wurde sie vergessen. Sie starb allein, als verlorene armenische Seele, ihre sterblichen Überreste wurden weder von Verwandten noch von Freunden (von denen sie in der armenischen Gemeinschaft Millionen hätte haben sollen) beansprucht, und sie ist in Los Angeles in einem nicht näher bezeichneten Grab begraben.

Ihr Andenken lebt heute dank verschiedener Projekte, die Aurora selbst nicht zugutekommen, weiter. Zu einem großen Teil repräsentiert sie die Hunderttausende von Toten und Verlorenen armenischer Opfer des Völkermordes. Auch sie ist ein Opfer. Sie opferte sich selbst für eine wohltätige Sache und für den Profit anderer. Sie überlebt, um daran zu erinnern, wie leicht es ist, vergessen und beiseite geworfen zu werden, wenn die Welt weiterzieht und die Schrecken und Tragödien der Vergangenheit vergisst.¹⁶⁷

*Dersim: Vom armenischen Mets Jerern
zum alevitischen Tertele*

Dersim besitzt in der armenischen Geschichte eine besondere Bedeutung als Zufluchtsort. In dieser Region lebten bis zum Ersten Weltkrieg etwa 200 000 Menschen, davon 75 000 Armenier. Die damalige ethnische Zusammensetzung geht auf das 10. bis 12. Jahrhundert zurück, als aus dem Iran iranischstämmige Ethnien zuwanderten, die Vorfahren der heutigen Dimili bzw. Zaza sowie der Kurden. Unter der Herrschaft der rivalisierenden Turkmenenstämme der Ak und Kara Koyunlu wanderten ab dem späten 14. Jahrhundert auch turkstämmige Ethnien zu. Jahrhunderte der Vormachts- und Religionskämpfe zwischen den Koyunlu, den Osmanen und dem safawidischen Iran, zwischen Anhängern der Schia bzw. des Alevitentums und dem sunnitischen Islam brachten Leid und Verfolgung über alle Bevölkerungsgruppen, ganz besonders aber über Angehörige von Minderheiten.

Bis in die 1870er Jahre bildete Dersim eine halbautonome Provinz des Osmanischen Reiches, die aus einem flachen und einem waldbedeckten, fast 2000 Meter hohem Gebirgsteil bestand.

167 <https://sfi.usc.edu/video/day-14-30-days-testimony-anthony-silde-auro-ra-mardiganian>.

Während die Ebene im 19. Jahrhundert zunehmend unter die Kontrolle des osmanischen Staates geriet, konnten die Einwohner des fast unzugänglichen Gebirgshorstes ihre Unabhängigkeit länger bewahren. Aus nicht-armenischen Quellen ist ersichtlich, dass Dersim spätestens ab dem 17. Jahrhundert für Armenier aus Bingöl, aus Sebastia bzw. Sivas, aus Jersnka bzw. Erzincan, aus Charberd bzw. Harput zum Zufluchtsort wurde. Wer dem türkischen Druck ausweichen wollte oder musste, flüchtete dorthin, und manche der christlich-armenischen Flüchtlinge traten auch zum Alevitentum über. Während des Ersten Weltkrieges retteten Dersimer Aleviten Zehntausenden Armeniern das Leben, von denen die meisten weiter nach Ostarmenien und in russisches, später sowjetisches Hoheitsgebiet flüchten konnten. Der geringere Teil blieb jedoch in Dersim und assimilierte sich an die Mehrheitsbevölkerung. Noch am 18. August 2007 behauptete der damalige Vorsitzende der türkischen Historikergesellschaft, Yusuf Halaçoğlu, dass der Großteil der alevitischen Kurden konvertierte Armenier seien, und berief sich bei dieser Aussage auf eine Liste aus dem Jahr 1936/37.¹⁶⁸ Die armenische Ethnologin Hranusch Charatjan vertritt eine ähnliche Auffassung: Der im 17. Jahrhundert einsetzende Prozess der Alevitisierung der Armenier, der sich infolge der Genozide von 1915 und 1938 beschleunigte, bewirkte, dass es heute praktisch unmöglich sei, zwischen Armeniern und Aleviten in Dersim zu unterscheiden.¹⁶⁹

Arschaluj's Martikjan stammte aus der Kreisstadt Çemişgezek (Armenisch: Չմշկաձագ – Tschmschkadsag), die vor dem Ersten Weltkrieg eine armenische Bevölkerung von 1348 aufwies.¹⁷⁰ Der gleichnamige Landkreis (Türkisch: *kaza*) gehörte zum Bezirk (*sancak*) Dersim der osmanischen Provinz (*vilayet*) Mamuret-ül-Aziz; mit einer Fläche von 37 800 Quadratkilometern gehörte diese Provinz – einschließlich Dersims – zu den eher kleinen osmanischen

168 »Türkischer Historiker leugnet Identität der Kurden«, DER STANDARD, 27.08.2007. <https://www.derstandard.at/story/3006108/tuerkischer-historiker-leugnet-identitaet-der-kurden>.

169 Kharatyan, Hranush: The search for identity in Dersim: Part 2: The Alevized Armenians in Dersim. »Repair«, 25 Juni 2015. <https://repairfuture.net/index.php/en/identity-standpoint-of-armenia/the-search-for-identity-in-dersim-part-2-the-alevized-armenians-in-dersim-armenian>.

170 Kévorkian, Armenian Genocide, a. a. O., S. 422.

Gebietseinheiten. Die Provinz Mamuret-ül-Aziz zählte »unter 575 300 Einwohnern 174 000 Christen, nämlich 168 000 Armenier, 5000 Syrer [Syrisch-Orthodoxe; TH] und 1000 Griechen. Die muhammedanische Bevölkerung setzt sich zusammen aus 180 000 schiitischen Kisilbasch, 95 000 Kurden (70 000 sesshaften und 20 000 Nomaden), 126 300 Türken.«¹⁷¹

Nach Angaben des armenisch-apostolischen Patriarchats zu Konstantinopel besaß der Kreis Çemişgezek 22 Siedlungen mit einer armenischen Gesamtbevölkerung von 4494 Personen, 19 Kirchen, zwei Klöstern sowie 23 Schulen mit 1114 Schülern.¹⁷² Außerdem lebten in der *nahiye* (Gemeinde) von Saint-Toros, im Nordwesten des Landkreises Çemişgezek, 4935 weitere Armenier nahe der Kleinstadt Barasor am linken Euphratufer, die im späten 18. Jahrhundert islamisiert worden waren.¹⁷³ In den Dörfern Mamsa, Chntrgig und Setrga lebten außerdem sogenannte »horom«-Armenier: Angehörige der griechisch-orthodoxen Glaubensgemeinschaft und oft auch Grekophone, die in der osmanischen Statistik unter die *rum millet*, die Glaubensnation der »Römer« bzw. Griechisch-Orthodoxen, gerechnet wurden, so wie die islamisierten Armenier als Muslime zählten.¹⁷⁴

In Arschalujs Martikjans Heimatprovinz Mamuret-ül-Aziz, die nach ihrem Hauptort auch Harput (Armenisch: Charberd; heute Elazığ) genannt wurde, trugen sich 1915 schwerste Verbrechen an armenischen Kindern zu. Der Bezirksvorsteher Kadri ließ achthundert aus Palu (Armenisch: Balu; Provinz Mamuret-ül-Aziz) stammende Kinder lebendig verbrennen. In Furuncular, in derselben Provinz, begruben Gendarmen 90 bis 100 armenische Kleinkinder im Alter von drei bis vier Jahren lebendig in einem großen Erdloch.¹⁷⁵

Leslie Davis, 1915 der einzige im anatolischen Landesinneren verbliebene Konsul der USA, bezeichnete die Provinz Mamuret-ül-Aziz als »Schlachthof-Provinz«, in die vermutlich viele Deportierte aus entfernten Provinzen eigens gebracht wurden, um dort

171 Lepsius, Todesgang, a. a. O., S. 66.

172 Kévorkian, Armenian Genocide, a. a. O., S. 276.

173 Kévorkian, Armenian Genocide, a. a. O., S. 422.

174 Kévorkian, Armenian Genocide, a. a. O., S. 422 f.

175 Dadrian, Children as Victims, a. a. O., S. 11; online verfügbar unter <http://genhist.asj-oa.am/86/1/3-19.pdf>.

massakriert zu werden.¹⁷⁶ Davis bat den Provinzgouverneur angesichts der zahlreichen Waisen in den Deportiertenkonvois um die Erlaubnis, ein Waisenheim eröffnen zu dürfen. Aber Gouverneur Sabit Cemal Sağiroğlu lehnte mit der Begründung ab, die Regierung wolle selbst für die armenischen Waisen sorgen. Kurz darauf ordnete Sabit die Deportation der Frauen und Kinder auch aus Harput an. Konsul Davis notierte in seinem Tagebuch: »Danach verschwanden die Kinder, und es hieß, dass sie alle zu einem See etwa 20 Meilen von Harput entfernt gebracht und dort ertränkt wurden.«¹⁷⁷ Er fand dieses Gerücht bei einer späteren Erkundungsreise zum Kratersee Gölcük (heute: Hazar Gölü) bestätigt, wo er die Leichen von mindestens zehntausend Armeniern vorfand, alle mit Bajonettwunden in Brust oder Bauch und verstümmelt. Davis schrieb: »Was sich am schönen Gölcük-See im Sommer 1915 zutrug, ist fast unvorstellbar. Abertausende Armenier, überwiegend unschuldige und hilflose Frauen und Kinder, waren an seinen Ufern abgeschlachtet und barbarisch verstümmelt worden.«¹⁷⁸

R. Kévorkian paraphrasiert den *sancak* Dersim als Rettungsort für armenische Deportierte. Gleichwohl erfolgten auch dort Deportationen und Massaker, die Kévorkian, gestützt auf die Berichte Überlebender, wie folgt zusammenfasst: In der Kreisstadt Çemişgezek begannen am 1. Mai 1915 Razzien nach Waffen in den armenischen Schulen, den Geschäften des Basars sowie in den Heimen Öffentlich Bediensteter; einen Tag darauf wurden an die einhundert Personen festgenommen. Die Foltern, denen sie unterzogen wurden, sollen grausamer als irgendwo sonst gewesen sein – einige Männer wurden an die Wand genagelt – und dauerten bis zum 20. Juni, als der Kaymakam, der Vorsteher des Landkreises, verkündete, dass die Gefangenen nach Mezre (auch: Mezireh), der Zwillingshauptstadt der Provinz, überstellt würden, um dort gerichtet zu werden.

Am 1. Juli 1915 verkündete der Ausrufer in Çemişgezek den Deportationsbefehl. Schon am folgenden Tag mussten eintausend Armenier losziehen, nachdem zuvor einige Kinder und junge

176 Davis, Leslie A.: *The Slaughterhouse Province: An American Diplomat's Report on the Armenian Genocide, 1915–1917*. Ed. by Susan A. Blair. New Rochelle, New York: Aristide D. Caratzas, 1989, S. 87.

177 Davis, a. a. O., S. 64.

178 Davis, a. a. O., S. 87.

Frauen von türkischen Familien entführt worden waren. Der Konvoi brauchte vier Tage bis Arapgir (Armenisch: Arabkir) und zog von dort drei Tage später nach Harput. Obwohl diese Strecke üblicherweise nur anderthalb Tage dauert, erforderte sie jetzt drei Wochen, weil die Deportierten willkürlich enorme Umwege zurücklegen mussten. Von Mezre aus ging es weiter in Richtung Diyarbakır über Hanlı Han, wo die männlichen Deportierten im Alter zwischen zehn und 15 sowie 40 bis 70 Jahren aus dem Konvoi genommen und in einer Karawanserei untergebracht wurden. Als der übrige Konvoi Ergani [Argana] Maden erreichte, erblickten sie Hunderte Leichen, die am Euphratufer verwesten. Sechs Wochen später erreichten sie Siverek, wo die Deportierten aus Çemişgezek ausgeraubt und einige massakriert wurden. In Urfa wurde der Konvoi zweigeteilt, um nach Suruc bzw. Rakka weiterzuziehen. Nachdem sie die Durchgangslager von Mumbuc und Bab passiert hatten, erreichten nur noch 150 Frauen aus Çemişgezek das Durchgangslager Aleppo.¹⁷⁹

Im Landkreis Çemişgezek war vor allem das Dorf Garmrig (Armenisch: Karmrik) betroffen, wo die Suche nach Waffen am 19. Juni 1916 erfolgte. Am 3. und 4. Juli 1915 wurden 200 Männer aus Garmrig und den umliegenden Ortschaften festgenommen und an den folgenden Tagen von Gendarmen sowie Einheiten der Sonderorganisation exekutiert,¹⁸⁰ gleichzeitig wurden alle Knaben unter zehn Jahren von ihren Familien getrennt. Am 5. Juli bestellte man die Frauen von Garmrig in die Kirche, um vor der Deportation nach Urfa ihren Besitz zu registrieren. Am 10. Juli 1915 zog der erste Frauenkonvoi aus den Dörfern des Landkreises Çemişgezek los und erreichte am Abend desselben Tages das Euphratufer, wo ihnen die Begleitmannschaften die blutbefleckte Kleidung ihrer ermordeten Ehemänner zeigten. In Arapgir vereinten sich die Konvois aus Çemişgezek. »Einem Teil der Dörfler des Kazas, vor allem aus seinen nördlichen Ortschaften, gelang die Flucht in die kurdischen Gebiete, wo sie, so gut sie konnten, bis zum Frühjahr

179 Kévorkian, *Armenian Genocide*, a. a. O., S. 423.

180 Kévorkian, Raymond: *The Extermination of Ottoman Armenians by the Young Turk Regime (1915–1916)*. <https://www.sciencespo.fr/mass-violence-war-massacre-resistance/en/document/extermiation-ottoman-armeniens-young-turk-regime-1915-1916.html>.

1916 überlebten. Dann zogen sie weiter nach Erzincan, als die russische Armee die Kontrolle über die Region übernahm.«¹⁸¹

Armenier bildeten eine Minderheit im Landkreis Çemişgezek. Die Mehrheit seiner Einwohner, wie auch im übrigen Dersim, sprach iranische Sprachen: Zazaki und Kirmandschi [Kırmanci], das auch als Nordkurdisch bezeichnet wird. Die Volksgruppe der Dimili, die sich auch Kirmanc, Kird oder Zazas nennen, bildet nach Ansicht des armenischen Historikers Andranik (Westarmenisch: Antranik), der 1888 und 1895 Dersim bereiste, die Nachfahren der parthischstämmigen Dailemi; deren ursprüngliches Siedlungsgebiet lag an der Südküste des Kaspischen Meeres und im westlichen Chorassan. Nach anderer Gelehrtenmeinung stellt das Ethnonym Zaza den Sammelbegriff für eine ethnisch heterogene Bevölkerungsgruppe dar. Entsprechend unterschiedlich werden die bereits erwähnten Selbstbezeichnungen als Zaza, Dimili oder Kirmanc verwendet. Die aktuelle Anzahl der Zazas bzw. Dimili wird auf drei bis vier Millionen geschätzt. Ihre zur nordwestiranischen Sprachgruppe gehörende Muttersprache Dimili bzw. Zazaki sprechen allerdings nur noch zwei bis drei Millionen. Zazaki weist die größte Verwandtschaft mit der ausgestorbenen parthischen Sprache auf. Die UNESCO verzeichnet es als eine von insgesamt 18 bedrohten Sprachen auf dem Staatsgebiet der heutigen Türkei.

In religiöser Hinsicht zählen die Dimili in Norddersim zur Religionsgemeinschaft der Aleviten bzw. Kizilbaschen (»Rotköpfe«); in der Südhälfte gehören Dimili dem sunnitischen Islam an, ebenso wie Kurden und Türken. Die alevitischen Dimili hingegen lehnen es ab, als Muslime eingestuft zu werden. Sie betonen die Eigenständigkeit ihres mündlich überlieferten synkretistischen Glaubens, der neben naturreligiösen Elementen auch Bestandteile des Zoroastrismus und sogar Schamanismus enthält. Ebenso wirkmächtig erwies sich das armenische Christentum: Dersimer Armenier und alevitische Zazas verehrten gleichermaßen das Kloster des Heiligen Johannes des Täuflers (Armenisch: Surb Karapet, Westarmenisch: Surp Garabed) in Halwori (Halvori).

Eine wichtige Quelle für die Geschichte Dersims während des Ersten Weltkriegs bilden die ereignisnah, d.h. bereits 1916

181 Kévorkian, *Armenian Genocide*, a. a. O., S. 423.

aufgezeichneten Aussagen armenischer Überlebender aus der Provinz Mamuret-ül-Aziz. Ihnen ist zu entnehmen, dass sich der damalige *sancak* Dersim zumindest teilweise im Belagerungszustand befand, weil er von regulären und irregulären osmanisch-türkischen Einheiten angegriffen wurde. Ein grundsätzliches Problem bei der Erforschung und Deutung des Genozids in Dersim bildet die in der damaligen Zeit weit verbreitete Gleichsetzung der sprachlich, religiös und ethnisch heterogenen Bevölkerung Dersims mit den Kurden; unterschiedslos wurden im frühen 20. Jahrhundert Dersimis mit Kurden gleichgesetzt, oft sogar von den Betroffenen selbst und durchgehend von den armenischen Zeitgenossen. Heute lehnen viele Dimili bzw. Zazas, vor allem in der Diaspora, eine Vereinnahmung durch die Kurden oder eine Zuordnung zu ihnen ab, wie sie auch der türkische Staat in neuerer Zeit vornimmt, nachdem er zuvor gegenüber den Dimili, Zazas und Kurden eine heftige Türkisierungspolitik betrieben hat.

Zwischen 15 000¹⁸² und 20 000¹⁸³ armenische Deportierte aus Erzincan und anderen Orten verdankten ihr Leben vermutlich der Intervention alevitischer Dersimis, auch wenn deren Hilfe, vor allem zu Beginn der Deportation, nicht immer uneigennützig erfolgte; viele Dersimis ließen sich reichlich für ihre Fluchthilfe bezahlen,¹⁸⁴ zumal die Anwesenheit zahlreicher Flüchtlinge

182 Nach Schätzung von Raymond Kévorkian (2006), erwähnt bei Gerçek, Burçin: Report on Turks who reached-out to Armenians in 1915, o.J., S. 60, Fußnote 232: https://www.raoulwallenberg.net/wp-content/files_mf/1435335304ReportTurkishrescuerscomplete.pdf.

183 Marchand, Laure; Perrier, Guillaume: Turkey and the Armenian Ghost. Montreal & Kingston; London; Ithaca: McGill-Queen's University, 2015, S. 64.

184 »1915 stellten die Dersim-Clans nicht nur den Armeniern eine Bleibe zur Verfügung. Sie organisierten auch die Flucht von Armeniern aus vielen Regionen, vor allem aus der Provinz Mamuretül Aziz, nach Dersim. Kangozade Mehmet vom Karabal-Clan wurde zum bekanntesten Namen bei diesen »Fluchtoperationen«. In verschiedenen Zeugenberichten heißt es, dass diejenigen, die die Flucht nach Dersim organisierten, eine Geldsumme erhielten. Menschen für Geld zu retten, kann nicht unter die Definition der »gerechten Haltung« fallen. Die überraschende Dimension der Aktivitäten, die Kangozade Mehmet in dieser Zeit durchführte, und sein tragisches Ende machen es jedoch notwendig, dass zumindest sein Name in Erinnerung bleibt. Laut den Zeugenberichten der Armenier, die den Völkermord überlebt haben, haben in

in Dersim eine Hungersnot auslöste.¹⁸⁵ Der Überlebende Missak Papadschanjan aus Harput berichtete 1916 namentlich über »den Kurden« Matchudschi: »Der Kurde Matchudschi Pascha rettete sechs- bis siebenhundert Armenier und versteckte sie. Die Regierung versuchte sie zu finden, aber Matchudschi widersetzte sich, kämpfte gegen 50 türkische Dörfer und rettete zahlreiche Armenier. Jetzt sind diese Menschen immer noch bei ihm.«¹⁸⁶

Des Weiteren erwähnte Missak Papadschanjan die Grundherren (Ağa) Mehmet, Zeynal und Süleyman, die bis zu 800 Armenier vor Massakern und der Deportation versteckten und ihretwegen mit osmanischen Truppen kämpfen mussten. Ganze armenische Dörfer überlebten, indem sie zum Islam bzw. Alevitentum konvertierten bzw. ihre religiöse, sprachliche und kulturelle Identität aufgaben oder zumindest verbargen.

In seinem Bericht vom Sommer 1918 stellte Siegfried Graf von Lüttichau, der Prediger an der deutschen Botschaft zu Konstantinopel, über das wechselvolle Dreiecksverhältnis zwischen türkischem Staat, alevitischer Stammesgesellschaft und armenischen Christen fest:

Interessant ist, dass in dem Gebiet der Derssimkurden nicht nur die dort bereits ansässigen, in einer Art Hörigkeitsverhältnis stehenden Armenier geschont wurden, sondern dass gerade dieser Kurdenstamm, sicherlich nicht aus Liebe zu den Christen, sondern aus Hass gegen die Türken, grosse Scharen von Armeniern durch sein Gebiet sicher hindurch leitete und über die russische Grenze brachte. Allerdings hat jetzt leider dieses Entgegenkommen aufgehört, seitdem die Derssimleute nicht mehr die Russen als Deckung im Rücken haben und durch diplomatische, äußerst kluge Maßnahmen des letzten Kommandanten an der Kaukasusfront, Isset [Izzet; TH] Pascha, der

dem Dorf Ağzunik, in dem Kangozade Mehmet Agha regierte, im Jahr 1915 und danach Tausende von Menschen Zuflucht gesucht.« Gerçek, a. a. O., S. 59. 185 Gerçek, a. a. O., S. 60.

186 Virabyan, Amatowni (Hg.): Hayoc'i c'egäspanowt'yownë osmanyän kaysrowt'yownown: verapracneri vkayowtyownner; pastatğteri zoğovacow (Der Völkermord an den Armeniern im Osmanischen Reich: Die Berichte der Überlebenden; Faktensammlung): Hator 3 (Bd. 3): Erzrowmi, Xarberdi, Diarbekri, Sebastiyi, Trapizoni nahangner, Parskahayk' (Die Provinzen Erzurum, Charberd, Diyarbakır, Sivas, Trapesunt). Erewan: Hayastani Azgayin Arxiv, 2012, S. 257.

türkischen Regierung wieder gefügig wurden. In dem Gefühl eigener Unsicherheit und in der Angst vor den berüchtigten Strafexpeditionen, die früher gegen sie unternommen wurden, liefern sie neuerdings auf Befehl der ottomanischen Regierung alle Armenier aus, die sich noch bei ihnen versteckt halten. Das hat natürlich sofort Hinrichtungen zur Folge. Etwa 500 Frauen und Kinder, die aus dem Derssimland kamen, befinden sich in Mesere [Mezre]. (...) ¹⁸⁷

Über Jahrhunderte hatte sich das halbautonome Dersim erfolgreich der Zentralmacht in Konstantinopel, später in Ankara widersetzt, keine Steuern entrichtet und auch in den Anfangsjahren der Republik Türkei der Assimilationspolitik widerstanden. Der in Harput tätige US-amerikanische Missionar Henry H. Riggs berichtet in seinen bereits 1918 publizierten Erinnerungen über die brutale Niederschlagung eines Aufstands der »Dersim-Kurden« im Frühjahr 1916:

Ein beunruhigender Vorfall, der dem Aufstand der Kurden in Dersim folgte, war das Bemühen der türkischen Regierung, diese Kurden zu terrorisieren, indem sie ihnen drohte, wie sie die Armenier behandelt hatten. Die türkischen Funktionäre in Harput sagten: »Wir werden keine Kurden in dieser Region zurücklassen, wir werden sie genauso deportieren, wie wir die Armenier deportiert haben.« Es schien unglaublich, dass die türkische Regierung etwas so absolut Törichtes unternehmen sollte, aber eines Tages trafen tatsächlich die abgeschobenen Kurden ein. Eine bedauernswerte Karawane von etwa tausend Männern, Frauen und Kindern zog sich in der Stadt zusammen. Sie gehörten zu einem der Stämme, die den türkischen Angriffen widerstanden hatten, aber überwältigt worden waren, und sie wurden ins Exil geschickt. Als sie durch die Stadt zogen, wiederholten sich die Szenen, die während der Deportation der Armenier so vertraut geworden waren, direkt vor unseren Augen. Sieben Frauen, die mehrere Tage unterwegs waren und endlich Harput erreichten, legten sich auf den Straßen nieder und konnten nicht mehr weitergehen. Das kleine Baby, das von einer der Frauen geboren wurde, bevor sie auf der Straße von Harput starb, wurde zu uns gebracht und in unserer Obhut zurückgelassen und lebt meines Wissens immer noch in der Obhut einer freundlichen armenischen Exilantenfrau, die das Kind als ihr eigenes annahm. Mehrere

187 [http://www.armenocide.net/armenocide/armgende.nsf/\\$\\$AllDocs/1918-10-18-DE-001](http://www.armenocide.net/armenocide/armgende.nsf/$$AllDocs/1918-10-18-DE-001).

andere starben, ohne dass sich außer den armenischen Exil-Armeniern jemand um sie gekümmert hätte.¹⁸⁸

Mit Blick auf den Widerstandsgeist der Dersimer dehumanisierte der türkische Abgeordnete Hamdi 1926 die Region und ihre Bevölkerung zu einem »Abszess, der dringend der medizinischen Aufmerksamkeit eines Chirurgen der Republik bedarf.«¹⁸⁹ Der Schlag gegen Dersim erfolgte in den Jahren 1935 bis 1938, beginnend mit dem *Dersim Kanunu* (1935; auch: Tunceli Kanunu), der Verhängung des Kriegsrechts und der Verstärkung der Militärpräsenz in der Region. 1937 startete Mustafa Kemal unter dem Vorwand, einen Stammesaufstand niederwerfen zu müssen, eine brutale Militäroperation, in der manche Forscher eine Fortsetzung des Genozids an den Armeniern erblicken. So vermuten die Auslandskorrespondenten Laure Marchand and Guillaume Perrier, dass in Dersim 1938 vollendet werden sollte, was 1915 misslang, nämlich die vollständige Vernichtung der Armenier in der Region; zugleich sollte die alevitische Bevölkerung Zentral-Dersims dafür bestraft werden, dass sie 25 Jahre zuvor Armenier aufgenommen und geschützt hatte. 1938 suchten türkische Soldaten in einigen Dörfern nach unbeschnittenen Kindern.

Andere Forscher wie David McDowall vermuten, dass der Dersim-Genozid vor allem die Vernichtung der Kırmanciye-Sprachgemeinschaft bezweckte. Im kurdischen Geschichtsnarrativ wird der Dersim-Genozid regelmäßig als Beleg für die Verfolgung und Unterdrückung der kurdischen Nationalbewegung in Anspruch genommen.

Als *Tertele* – der Tag der Vernichtung, an dem die Welt unterging – bezeichnen Überlebende und Nachfahren die systematischen Massaker und Vertreibungen des Jahres 1938. Welche Gründe für das Verbrechen man auch immer annimmt, so starben von einer Gesamtbevölkerung von 65 000 bis 100 000 Einwohnern nach amtlichen Angaben 13 806 Menschen und nach Schätzungen der Betroffenen bis zu 70 000, darunter auch zahlreiche Krypto-Armenier, die 1915 den alevitischen Glauben angenommen hatten

188 Riggs, Henry H.: Days of Tragedy in Armenia: Personal Experiences in Harpoot, 1915–1917. Ann Arbor, Michigan: Gomidas Institute, 1996, S. 183.

189 Marchand; Perrier, a. a. O., S. 64.

und sprachlich bereits assimiliert waren. Brutal und unterschiedslos vernichteten Militärangehörige ganze Dörfer: Männer, Frauen und Kinder. Viele der unbewaffneten Frauen und Kinder starben bei einem regulären Holocaust¹⁹⁰: lebendig verbrannt in Höhlen oder Scheunen. Um die Existenzgrundlage der ohnehin armen Region zu zerstören, wurde das Vieh abgeschlachtet und das Eigentum vieler Dersimer beschlagnahmt.

Der aus Dersim stammende Tierarzt und Aktivist der kurdischen Nationalbewegung, Dr. Mehmet Nuri Dersimî (*1893 in Axzonike; †22. August 1973 in Aleppo), der bereits 1915 in Erzincan Augenzeuge von Massakern an Armeniern geworden war und 1937/38 zahlreiche Verwandte beim Genozid in Dersim verlor, berichtete, dass sich die Frauen und Kinder jener Stämme, deren Männer gegen die Armee kämpften, in Höhlen versteckten:

Tausende dieser Frauen und Kinder kamen um, weil die Armee die Höhleneingänge vermauerte. Diese Höhlen sind auf den Militärkarten der Region mit Zahlen versehen. An den Eingängen zu anderen Höhlen entfachte das Militär Feuer, um jene im Innern zu ersticken. Wer aus den Höhlen zu fliehen versuchte, wurde mit dem Bajonett niedergemacht. Ein Großteil der Frauen und Kinder [der Stämme] Kureyschan und Bachtijar sprang von den hohen Klippen in die Schluchten des Munzur und Partschik, um nicht den Türken in die Hände zu fallen. (...) Weil die Kirgan den Türken vertrauten, wurden sie vernichtet. Ihre Häuptlinge wurden gefoltert und dann erschossen. Alle, die zu fliehen versuchten oder Zuflucht bei der Armee suchten, wurden zusammengetrieben. Die Männer wurden auf der Stelle erschossen und die Frauen und Kinder in Scheunen gesperrt, die man in Brand setzte.¹⁹¹

Die Stämme der Karabal, Ferhad und Pilwank, die sich ergeben hatten, wurden trotzdem vernichtet. Die Frauen und Kinder auch dieser Stämme wurden lebendig in Scheunen verbrannt. Selbst Angehörige von Stämmen, die wie die Pilwank und Asagi Abbas

190 Der Begriff Holocaust entstand 1895 in der US-amerikanischen Publizistik und bezog sich auf die häufige Lebendverbrennung osmanischer Christen, vor allem von Armeniern.

191 Dersimî, Mehmet Nuri: *Kürdistan Tarihinde Dersim* (Dersim in der Geschichte Kurdistans). Aleppo 1952; Neudruck Köln 1988; vgl. auch ders., *Hatıratım* (Meine Memoiren). Stockholm 1986.

stets regierungstreu geblieben waren, wurden erschossen. Im Dorf Irgan wurden die Frauen und Mädchen zusammengetrieben, mit Benzin übergossen und in Brand gesetzt.

Chetsch, das Hauptdorf des Stammes von Scheich Mehmet, der sich ebenfalls ergeben hatte, wurde nachts angegriffen und sämtliche Einwohner mit Maschinengewehren und Artilleriebeschuss getötet. Die Einwohner des Städtchens Hozat und alle Angehörigen des Karaca-Stammes wurden nahe einem Militärlager bei Hozat mit Maschinengewehren niedergemäht. Gegen Ende des Sommers 1938 wurden auch die Hormekan, Kureyschan und Alan des Bezirks Nazimiye und Teile der Bamasuran von Mazgirt [Armenisch: Metskert – »Große Festung«] vernichtet und ihre Leichen verbrannt. Selbst junge Rekruten aus Dersim, die ihren Wehrdienst in der türkischen Armee leisteten, wurden erschossen.

Der britische Konsul zu Trabzon verglich in einem Bericht Ende September 1938 die Vorgänge in Dersim mit den Massakern an den Armeniern 1915/16 und kam zu dem Schluss:

Tausende Kurden einschließlich Frauen und Kinder wurden erschlagen; andere, meist Kinder, in den Euphrat geworfen; während Tausende andere in weniger feindseligen Gebieten erst ihres Viehs und anderen Besitzes beraubt wurden, und dann in Vilayets (Provinzen) in Zentralanatolien deportiert wurden. Jetzt heißt es, dass die Kurdische Frage nicht mehr länger in der Türkei existiert.¹⁹²

Doch es gab auch manche Unterschiede. In Dersim wurden zum ersten Mal vom Flugzeug aus Bomben auf die Verstecke von Widerständlern und Zivilisten geworfen; angeblich wurde auch Giftgas eingesetzt, um Menschen, die sich in Höhlen versteckt hielten, zu vernichten. Bei den Bombenabwürfen zeichnete sich Mustafa Kemals Adoptivtochter Sabiha Gökçen aus, die erste Kampfpilotin der türkischen Luftwaffe und ein Waisenkind aus den Jahren des Weltkriegs-genozids. »In den staatlichen Gewaltverbrechen in

192 Bericht des Konsuls zu Trabzon, 27. September 1938 (Public Record Office, London, FO 371 files, document E5961/69/44). – Übersetzt nach: Bruinissen, Martin van: *Genocide in Kurdistan? The suppression of the Dersim rebellion in Turkey (1937–38) and the chemical war against the Iraqi Kurds (1988)*«, in: George J. Andreopoulos (ed): *Conceptual and historical dimensions of genocide*. University of Pennsylvania Press, 1994, S. 14.

Dersim 1938 war Sabiha Gökçen als prominente Bomberpilotin an der unterschiedslosen Vernichtung der Bevölkerung beteiligt. Für ihre vermeintlichen Verdienste wurde sie anschließend als Nationalheldin gefeiert, wobei ihre eigentliche Tätigkeit sowie die Gründe und Ziele der Militäroperation verschwiegen wurden.«¹⁹³

Es steckt ein bitterer Zynismus in der Tatsache, dass ausgerechnet eine Frau armenischer Abstammung eine Region zusammenschoss, der so viele ihrer Landsleute ihr Leben verdankten.

Im Unterschied zum Genozid an den Armeniern, den vor allem irreguläre Bewaffnete und breite Teile der muslimischen Zivilbevölkerung begingen, beschränkte sich der Täterkreis 1938 in Dersim auf die nationalen Streitkräfte. Insofern bildet der Dersim-Genozid ein eindeutiges und ausschließliches Staatsverbrechen, das zugleich eine religiöse Dimension besitzt: den jahrhundertealten Konflikt zwischen Schia bzw. Aleviten und Sunniten. Doch zu dieser Deutung wie zu manchen anderen Einzelheiten besteht noch erheblicher Forschungsbedarf. Mir scheint das Motiv der effektiven Ausdehnung des türkischen Zentralstaats auf alle Regionen und Bevölkerungsgruppen der Republik vorrangig gewesen zu sein, was den Dersim-Genozid als ein Verbrechen des Binnenkolonialismus der türkisch-nationalistischen Regierung erscheinen lässt. Den Opfern wurde angelastet, sich dem Fortschritt und der Vereinheitlichung widersetzt zu haben. Die Kemalisten handelten hierbei als Vollstrecker der nationalstaatlichen Homogenisierungspolitik der Jungtürken und rechtfertigten sich zugleich mit Belangen des Staatsschutzes. Als Hauptmotiv scheinen jedoch in den Äußerungen der politischen Elite jener Zeit Rassendünkel und die daraus abgeleitete vermeintliche Berechtigung selbst zu schwersten Menschheitsverbrechen auf: »Die Türken sind die einzigen Herren dieses Landes, seine einzigen Besitzer. Wer nicht von rein türkischer Herkunft ist, besitzt nur das eine Recht, nämlich Diener und Sklave zu sein. Mögen Freund und Feind und selbst die Berge diese Wahrheit wissen!«¹⁹⁴

193 Törne, Annika: Dersim – Geographie der Erinnerungen: Eine Untersuchung von Narrativen über Verfolgung und Gewalt. Berlin, Boston: Walter de Gruyter, 2019, S. 46.

194 Justizminister Mahmut Esat İt. Tageszeitung *MILLİYET* vom 19. September 1930; zitiert nach Bruinessen, a. a. O., S. 170.

Regierungschef Ismet İnönü hatte schon 1925 die Rangfolge zwischen Türken und Nicht-Türken definiert: »Wir sind offen nationalistisch. Nationalismus ist der einzige Grund, der uns zusammenhält. Außer der türkischen Mehrheit soll kein anderes [ethnisches] Element irgendeinen Einfluss besitzen. Wir werden jene, die in unserem Land leben, um jeglichen Preis türkisieren und jene zerstören, die sich gegen die Türken und das Türkentum erheben.«¹⁹⁵

Der Türkisierung diente 1938 auch die Zwangsumsiedlung von Aleviten in die Westtürkei, wovon nach amtlichen Angaben 11 683 Menschen, de facto aber etwa 20 000 betroffen waren. Zugleich lief ein Assimilierungsprogramm an, das ebenfalls in der von den Jungtürken begründeten Tradition gewaltsamer Kindeswegnahme stand; diese bildet, wie eingangs dargestellt, einen der fünf Straftatbestände von Völkermord. Das aus alevitischen Familien Dersims stammende Ehepaar Nezahat und Kazım Gündoğan spürt seit 2005 den aus ihrer Heimat verschleppten und verschollenen Mädchen nach. In einem Vortrag der Reihe *Geschlecht, Gewalt, Genozid: Frauen im Völkermord*¹⁹⁶ berichtete die Regisseurin Nezahat Gündoğan im November 2019 in Berlin:

Wir begannen 2005 mit Augenzeugen der Massaker von Dersim Interviews zu führen. Wir hörten von diesen Augenzeugen sowie ihren Kindern, dass tausende Frauen, Kinder und alte Menschen in Wälder und Höhlen flüchteten, um sich vor den militärischen Operationen zu retten. Es wurden uns so viele Geschichten erzählt: über die Ermordeten, über Frauen und Mädchen, die Selbstmord begingen, um einer Vergewaltigung zu entkommen, über Familien, die ihre Kinder auf der Flucht nicht schützen konnten und zurücklassen mussten, über Frauen,

195 Ansprache an die *Türk Ocakları* in Ankara am 21. April 1925. Zitiert nach: Aslan, Güney: *Üniformalıkasaplar* (Uniformierte Metzger). (Istanbul: Pencere Yayınları, 1990), S. 14, hier nach Bruinessen, Martin van: »Genocide in Kurdistan? The suppression of the Dersim rebellion in Turkey (1937–38) and the chemical war against the Iraqi Kurds (1988)«, in: , a. a. O., S. 150.

196 Veranstaltet von der Menschenrechtsorganisation ARBEITSGRUPPE ANERKENNUNG – GEGEN GENOZID, FÜR VÖLKERVERSTÄNDIGUNG E.V. und gefördert von der Landeszentrale für Politische Bildung Berlin: <http://www.aga-online.org/event/detail.php?locale=de&eventId=177>; vgl. auch: Gündoğan, Nezahat; Gündoğan, Kazım: Dersim'in Kayıp Kızları (Dersims verschollene Töchter) »Tertele Çeneku« (Kızlar Kırımı). Istanbul: İletişim, 2012.

die ihre Kinder erstickten oder ertränken mussten, damit ihr Versteck nicht entdeckt wurde. Dass unter solchen Umständen Kinder verloren gingen oder Kinder, deren Familien getötet wurden, in staatliche Obhut kamen, erschien sehr plausibel. Je intensiver wir uns mit den Erlebnissen der Frauen und Kinder beschäftigten, desto klarer wurde uns jedoch, dass die Wegnahme der Mädchen durch das türkische Militär fester Bestandteil der erbarmungslosen Türkisierungs- und Islamisierungspolitik war. Wir haben uns Beispiele von politischen, ideologischen und ethnischen Assimilationsmaßnahmen angeschaut, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts gegen Kinder in verschiedenen Regionen der Welt angewendet wurden, und festgestellt, dass Kinder in Australien, Südamerika und Deutschland ähnlichen Maßnahmen ausgesetzt wurden wie armenische und griechische Kinder im Osmanischen Reich.

Im Rahmen unserer Recherchen zu dem Projekt »Dersims verschollene Töchter« haben wir zwischen 2007 und 2010 in ca. 30 Provinzen der Türkei Interviews mit Zeitzeugen oder ihren Angehörigen geführt und die Geschichten von 72 Betroffenen aufgezeichnet. Von diesen haben 42 Frauen ihre Familien wiedergefunden, 30 Frauen wurden immer noch von ihren Familien gesucht oder suchten selbst nach ihren Familien. Mit 10 von den 42 Frauen, die ihre Familien wiedergefunden hatten, haben wir persönlich gesprochen, 14 von ihnen haben unsere Interviewanfrage direkt oder indirekt abgelehnt, 18 Frauen lebten nicht mehr. Die Eltern von 20 der 72 Frauen wurden während der militärischen Operationen getötet, die Eltern der restlichen 52 Frauen waren zu der Zeit noch am Leben. Auch wenn wir keine genauen Zahlen angeben können, können wir davon ausgehen, dass hunderte von Mädchen ihren Familien weggenommen wurden.

Das Alter dieser Mädchen betrug zwischen 3 und 14 Jahren, die meisten von ihnen waren zwischen 5 und 10 Jahre alt. Gemeinsam ist ihnen allen, dass sie sich in einer Entwicklungsphase befanden, in der sie noch dabei waren sich selbst, ihr Umfeld, ihre Kultur und ihre Sprache zu entdecken und das kollektive Gedächtnis ihrer Gemeinschaft noch nicht verinnerlicht hatten. Kurz gesagt, ihre Identität war im Entstehen und noch ungefestigt. Somit waren sie in einem Alter, in dem man sie ohne große Schwierigkeiten ihren Familien und ihrer Heimat entreißen und assimilieren konnte.

Ein anderer Punkt, der uns auffiel, war die soziale Stellung der Familien, denen die Mädchen übergeben wurden. Es waren Familien, die der mittleren oder oberen Schicht der türkischen Gesellschaft angehörten. Das war sicherlich kein Zufall, denn sowohl das gute Verhältnis der mittleren und oberen Schichten zu den politischen Kadern des

Regimes, als auch ihre Unterstützung des Modernisierungsprojekts ließ diese Familien für die staatlichen Behörden vertrauenswürdig und zuverlässig erscheinen.

Im Laufe unserer Recherchen stellten wir fest, dass während der Massaker nicht nur Erwachsene, sondern auch Kinder, d.h. Jungen und Mädchen gleichermaßen getötet wurden. Die überlebenden Jungen und Mädchen aber wurden unterschiedlich behandelt. Einige der Mädchen steckte man in Sammellager in Erzincan und Elazığ, wo die »gesunden und schönen« von Offizieren aussortiert wurden. Die Mädchen, die als »krank und hässlich« betrachtet wurden, setzte man in Züge und verteilte sie auf der Strecke an jeder Station an Honoratioren und Staatsbeamte. Der weibliche Körper war also Gegenstand einer Selektion, wobei Anzeichen für Fruchtbarkeit und Weiblichkeit bei der »Auswahl« eine entscheidende Rolle spielten.

Die Waisenjungen aber kamen ins Waisenhaus.

Unsere Bemühungen, die verschwundenen Mädchen zu finden und ihre Lebensgeschichten zu dokumentieren, gehen weiter.

Im Zuge ihrer Projektarbeit drehte N. Gündoğan die Dokumentarfilme *Hay Way Zaman* (»O Zeit!«, 2013) über die Lebens- und Leidensgeschichte der verschleppten alevitischen Dersima Emoş Gülvers, *İki Tutam Saç: Dersim'in Kayıp Kızları* (»Zwei Bündel Haare: Die verschollenen Töchter Dersims«, 2010)¹⁹⁷ sowie den Dokumentarfilm *Die Kinder von Vank* (2017), der dem Schicksal der Dersimer Armenier nachspürt. Sie alle bilden eindrucksvolle Zeugnisse zur Geschichtserforschung und Erinnerungskultur Dersims, die mit A. Martikjans *Ravished Armenia* begann, und tragen zur Rekonstruktion und Wiederaneignung der Geschichte dieser heimgesuchten, gequälten Region bei.

197 <http://www.mc-promedia.de/index.php/ausstellung-a-programm/86-archiv/archiv/680-qzwei-buendel-haare-die-verschollenen-toechter-dersimsq-dokumentarfilm-im-cinedom.html>.

Aurora und ihr Sieg über die Finsternis¹⁹⁹

Das Buch *L'Arménie Ravagée*²⁰⁰ enthält Memoiren eines armenischen Mädchens, Aurora Mardiganian, ursprünglich Arshaluys Mardigian, geboren in Tschemschkadsag in Westarmenien. So wie sie hätten uns Tausende, ja Hunderttausende armenische Mädchen an ihrem Leidensweg teilhaben lassen können, an den ungeheuren Strapazen und Qualen, denen sie in der Zeit der Massaker ausgesetzt waren, die von den Jungtürken an den Armeniern verübt wurden.

Aber es wird kaum möglich sein, solche Geschichten aufzutreiben, denn Zehntausende armenische Mädchen sind auf den Straßen und Wegen, die in die syrischen Wüsten führen, ermordet worden, oder man hielt sie ihr Leben lang in den Harems der Moslems gefangen. Wenn wir uns Auroras Geschichte vergegenwärtigen, können wir erahnen, was auch all die anderen durchgemacht haben müssen. Bestimmt hätte jede einzelne Biografie genug dramatischen Stoff für ein Filmszenario zu bieten.

Der Augenzeugenbericht von Aurora Mardiganian trägt den Titel *Ravished Armenia*. Das Buch wurde mehrmals neu aufgelegt. Die Erstausgabe erschien 1918 in kleiner Auflage beim Verlag Kingfield Press Inc. in New York und enthielt im Anhang bis dahin unveröffentlichte Fotos von Massakern und Massen-

198 Hayk Demoyan, 1975 in Gjumri, Armenien, geboren, Geschichtswissenschaftler, war von 2006 bis 2018 Direktor des GENOZID-MUSEUMS in Erivan. Er verfasste zahlreiche Studien und Bücher zur neueren Geschichte Armeniens, u. a.: *Armenian Legacy in America: A 400-Year Heritage*. New York: Aurora Humanitarian Initiative 2018.

199 Aus seinem Vorwort zur französischen Ausgabe von *Ravished Armenia: L'Arménie Ravagée*, aus dem Englischen übersetzt von Armen Baghdasarian, THE GENOCIDE MUSEUM-INSTITUTE, Erivan 2015.

200 Englischer Originaltitel: *Ravished Armenia. The Story of Aurora Mardiganian. The Christian Girl Who Survived the Great Massacres*. New York: Kingfield Press Inc. 1918.

deportationen. Der Umschlag des Buches zeigte ein Foto von Aurora in traditioneller armenischer Kleidung. Im Jahr darauf erschien die zweite Ausgabe. Sie wurde wie alle weiteren Ausgaben zum Bestseller.

Viele Amerikaner wussten bereits von den monströsen Verbrechen der Jungtürken gegen die Menschlichkeit. Die Vereinigten Staaten blieben bis 1917 neutral, und die Repräsentanten des Diplomatischen Korps sowie der Bildungsinstitute und die amerikanischen Missionare in der Türkei des Osmanischen Reiches konnten sich im Land frei bewegen. Sie wurden nicht daran gehindert, Augenzeugen des Völkermordes an den Armeniern zu werden. Henry Morgenthau²⁰¹, der Botschafter der Vereinigten Staaten im Osmanischen Reich, erhob wiederholt bei der türkischen politischen Elite Einspruch und forderte den sofortigen Abbruch der Deportationen der armenischen Bevölkerung in die syrischen Wüsten und das Ende der Massaker, die er als »neue Methode, ein ganzes Volk auszumerzen«, bezeichnete.

Aurora berichtete auf Armenisch. Ihre Simultanübersetzer waren Mitglieder der armenischen Familie, die sie gleich in den ersten Tagen nach ihrer Ankunft in New York aufgenommen hatte. Harvey L. Gates schrieb den Bericht sofort auf Englisch nieder.

Im Jahr 1918 inspirierten Auroras Memoiren Oscar Apfel zu einem Film mit dem doppelten Titel *Das ausgeraubte, geschändete Armenien oder die versteigerten Seelen*²⁰². Er wurde in Kalifornien gedreht und war äußerst erfolgreich. Die amerikanische Presse überbot sich in Artikeln über den Stummfilm und über die »armenische Jeanne d'Arc«.

Der Erlös aus dem Verkauf der Eintrittskarten zu diesem Film – er brachte 30 000 000 Dollar ein – kam den humanitären Projekten zugunsten Zehntausender armenischer Waisenkinder

201 Henry Morgenthau senior (1856–1946), geboren in Mannheim, 1866 mit der Familie in die USA ausgewandert; Studium an der Columbia Law School; in der Demokratischen Partei aktiv; 1913–1916 amerikanischer Botschafter in Konstantinopel; verkörpert diese Rolle persönlich in der Verfilmung von *Ravished Armenia 1918/19*; starkes Engagement für die Armenier u. a. in *The Tragedy of Armenia* (London 1918) und *Ambassador Morgenthau's Story* (New York 1918); setzte sich auch für Juden in Palästina und Polen ein.

202 Originaltitel: *Ravished Armenia or Auction of Souls*.

zugute, die nach Armenien²⁰³, nach Griechenland und in den Nahen Osten geflüchtet waren.

Es ist anzumerken, dass der Film, der auf den Erlebnissen Auro-
ras beruht, die Qualen, die sie am eigenen Leib erdulden musste,
und die Gräueltaten, deren Zeugin sie geworden war, nur andeu-
tungsweise auf die Leinwand brachte.

Das Filmszenario war schon fertig, als Oscar Apfel, der Regis-
seur, seine Wahl der Hauptdarstellerin traf: Aurora Mardiganian
selbst. Auch Henry Morgenthau übernahm persönlich die Rolle
des Botschafters der Vereinigten Staaten im Osmanischen Reich.
Irving Cummings, in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhun-
derts ein berühmter amerikanischer Schauspieler, spielte General
Andranik. Ein weiterer Hollywoodstar, Anna Nilsson, spielte
Ms. Graham, die Direktorin des Waisenhauses.²⁰⁴ In den Massen-
szenen traten Armenier und Griechen auf.

Die Dreharbeiten dauerten nicht ganz zwei Monate. Es handelte
sich um ein außergewöhnliches Filmprojekt, denn hier wurde nicht
nur zum ersten Mal ein Stummfilm über ein aktuelles politisches
Ereignis von historischer Bedeutung, nämlich den Genozid an den
Armeniern, gedreht, sondern zudem hatte die Hauptdarstellerin im
wirklichen Leben diese Torturen und Schmerzen am eigenen Leib
erfahren, die sie jetzt dem Zuschauer so eindringlich vor Augen
führte.

Dieser Stummfilm ist also zugleich Dokumentar- und Spielfilm.
Das macht ihn einzigartig und besonders wertvoll.

Als die Fluchtszene aus dem Harem von Hadji Ghafour gedreht
wird, knotete Arshaluys zwei *Kelims*²⁰⁵ zusammen und ließ sie von
einem sechs Meter hohen Fenster aus an der Außenwand herunter.
Auf das Signal des Regisseurs hin – »Seien Sie bereit!« – sprang
sie schnell auf das Fenstersims und ließ sich hinuntergleiten, wobei

203 Hier handelt es sich um die Demokratische Republik Armenien (1918–
1920). Es folgten die Sozialistische Republik Armenien (1918–1920) dann die
Sowjetische Sozialistische Republik Armenien (1922–1991) und ab 1991 die
Demokratische Republik Armenien. Seit der friedlichen Revolution 2018 ist
die heutige Republik eine parlamentarische Demokratie.

204 Anders als im späteren Film ist Ms. Graham im Buch eine sehr junge
englische Lehrerin, keine Direktorin.

205 Teppich oder Wandbehang, bei dem der Schussfaden beim Weben auf
beiden Seiten das Muster bildet.

sie jedoch einen Augenblick losließ, mit einem Aufschrei zur Erde fiel und sich den Fußknöchel brach. Die Ärzte des Filmstudios eilten zu ihr und brachten sie in ein Krankenhaus. Die Untersuchung ergab, dass der Bruch nicht sehr schlimm war, sie auf Empfehlung der Ärzte aber zwei bis drei Tage im Liegen verbringen sollte.

Arshaluys bat die Studioärzte und den Regisseur, die Dreharbeiten fortzuführen. »Sehen Sie«, sagte sie, sprang vom Bett und belastete den verletzten Fuß. »Sehen Sie, es tut mir gar nicht weh. Ich kann gehen, also kann ich auch weiterarbeiten.« Sie ließ sich nicht davon abbringen. Der Regisseur beschloss, zuerst die Szenen zu drehen, in denen Arshaluys weder gehen noch den verletzten Fuß belasten musste.

Nach Vollendung sämtlicher Dreharbeiten zeigte die Röntgenaufnahme, dass der Knöchelbruch schlimmer als angenommen war, sodass Arshaluys einige Tage das Bett hüten musste. Erst nach der Heilung gestand sie, ihre Schmerzen ignoriert zu haben. »Wenn ich meine mir auferlegten Pflichten gegenüber meiner Heimat Armenien nicht rechtzeitig erfüllt hätte, hätte es mir in der Seele wehgetan und mir großen Kummer bereitet.«

In New York zeigte man ihn dem Publikum in der Tanzhalle des Luxushotels Piazza. Danach machte er die Runde durch die Großstädte von 23 amerikanischen Bundesstaaten, darunter Philadelphia, Chicago, Boston und Los Angeles. Auch in einigen südamerikanischen Staaten war der Film sehr erfolgreich, besonders in Mexiko und auf Kuba. Unentwegt standen der Name Aurora und der Filmtitel in den Tageszeitungen. So kam die sogenannte Hollywoodmaschinerie in Gang und versuchte, aus Aurora aufgrund ihres hohen Bekanntheitsgrades einen neuen Star zu machen. Aber Aurora war nicht daran interessiert. Wegen des unermesslichen Leids, das sie erfahren hatte, war sie nervlich noch sehr angegriffen. Nachdem sie einmal während einer Cocktailparty im Anschluss an eine Filmvorführung in Ohnmacht gefallen war, wollte sie nicht mehr öffentlich auftreten.

Das Ehepaar Gates fand schnell eine Lösung. Sie engagierten einige Mädchen, die Aurora ähnelten, und stellten sie dem Publikum als Aurora Mardiganian vor.²⁰⁶

206 Aram Arkun, amerikanischer Journalist, berichtet in seinem Artikel *New Material on Genocide Survivor Film Star* vom 19. Mai 2016 im *ARMENIAN*

In Großbritannien fand die Premiere mit dem Titel *Die versteigerten Seelen* nach vorangegangener Zensur²⁰⁷ im Januar 1920 in der Royal Albert Hall²⁰⁸ statt. Die britische Presse meldete, alle Eintrittskarten seien bereits verkauft, doch diesen Film solle man sich unbedingt ansehen. Die Wochenzeitung THE BIOSCOPE zitierte Berichte von Menschen, die den Film gesehen hatten: »Die Colstonhalle hat 3500 Plätze, aber Hunderte Interessierte, die sich vor der Halle drängelten, konnten keine Eintrittskarten mehr bekommen. Wir gratulieren Ihnen zu dieser Filmvorführung in Bristol! Es ist der beste Film, der jemals gedreht wurde! Sorgen Sie dafür, dass die Vorführungen um eine Woche verlängert werden.«²⁰⁹

Die Organisation der Aufführungen des Stummfilms in Großbritannien fand unter der Schirmherrschaft des Völkerbundes statt, aber die britische Zensurbehörde erhob mehrmals Einspruch dagegen und erwirkte schließlich ein dauerhaftes Verbot des Films. Die britische Regierung fürchtete, dass die dargestellten Verbrechen der Türken im Namen des Islams unter der moslemischen Bevölkerung in ihren Kolonien zu Unfrieden und Revolten führen könnten.

Dennoch bleibt bis heute die Frage offen, wie es dazu kam, dass sowohl das Buch als auch der Film, die beide einen bis dahin nie da gewesenen Erfolg hatten, schlagartig aus dem Verkehr gezogen wurden, obwohl in den Vereinigten Staaten täglich große Tageszeitungen Artikel darüber veröffentlichten.

Buch und Film fielen dem Wandel politischer und geopolitischer Tendenzen und Prioritäten zum Opfer. Beide wurden nun auch in den Vereinigten Staaten untersagt. Ein anderes Filmprojekt

MIRROR-SPECTATOR über neu entdeckte Akten des Vormundschaftsgerichtes des County New York und über einen Zeitungsartikel vom 25. Februar 1921 in der EVENING WORLD, aus denen u. a. hervorgeht, dass die Kosten für die neu engagierten jungen Frauen von der Gage der Hauptdarstellerin abgezogen wurden und dass diese während der Dreharbeiten wöchentlich nur 15 Dollar erhalten hatte. Die Genehmigung zur Akteneinsicht erhielt der Journalist und Schriftsteller James Bone im Rahmen seiner Recherchen über die Schauspielerin Audrey Manson, während derer er auch auf den Fall Mardigian stieß.

207 THE NEW YORK TIMES, 21. Januar 1920.

208 Es war am 26. Januar 1920, s. Hayk Demoyan und Lousine Abrahamian: *Odyssey of an Armenian Genocide Survivor*. THE GENOCIDE MUSEUM-INSTITUTE 2015, S. 106–107.

209 THE NEW YORK TIMES, 21. Januar 1920.

teilte dasselbe Schicksal mit *Die versteigerten Seelen*, der Film, dessen Szenario auf Franz Werfels²¹⁰ Roman *Die letzten Tage des Musa Dagh* beruhte. Dieser Roman erzählt von der heldenhaften Selbstverteidigung der Armenier auf dem Berg Moses', dem Musa Dagh. METRO-GOLDWYN-MAYER, die bekannte, bedeutende Filmgesellschaft in Hollywood, wollte 1935 mit den Dreharbeiten beginnen, aber unter dem Druck der türkischen Regierung verbot Washington die Produktion. Der Grund liegt auf der Hand: der Film sollte den Tatbestand des fünfzig Tage dauernden Widerstands und der Selbstverteidigung der schlecht bewaffneten Armenier gegen die reguläre türkische Armee vor Augen führen, bevor es ihnen gelang, mit französischen Schiffen nach Port Saïd evakuiert zu werden. Für das kemalistische Regime in der Türkei war das ein sehr heikles Thema und durfte nicht toleriert werden. Daher der Druck auf die amerikanischen Behörden.

Der Augenzeugenbericht der Aurora Mardiganian verschwand aus den Bibliotheken, und der darauf basierende Film in seiner vollständigen Version ist bis heute noch nicht wieder aufgetaucht. Wer weiß, ob das vollständige Original des Regisseurs Oscar Apfel nicht vielleicht im Archiv einer Provinzkinemathek oder gar in Hollywood selbst vor sich hin schlummert und auf seine Stunde wartet. Bisher waren alle Versuche, es zu finden, erfolglos. Heute existiert lediglich noch ein Ausschnitt von achtzehn Minuten.

Im Jahr 2011 gelang es dem Verfasser dieser Zeilen durch Zufall, bei Familienangehörigen von Aurora Mardiganian ihr Fotoarchiv zu entdecken, darunter die einzige Aufnahme ihrer Familie mit der damals vierjährigen Aurora. Auch ihre Briefe waren dort sorgfältig archiviert. Nach Verhandlungen mit ihren Angehörigen wurden diese Dokumente dem Forschungsarchiv des GENOZID-MUSEUMS zur Verfügung gestellt. Später kamen noch Auroras Bibel und andere Gegenstände aus ihrem persönlichen Besitz dazu, auch originale Zeitungsartikel über den Film sowie Plakate. Mit 28 Jahren heiratete Aurora einen Armenier, der ebenfalls eingewandert war,

210 Franz Viktor Werfel (1880–1945): jüdisch-deutscher Herkunft; aus Prag; Lyriker, Dramatiker und Romanschriftsteller, wanderte 1941 in die USA aus. Der bis heute erfolgreiche Roman erschien 1933, basiert auf wahren Begebenheiten und wird von Armeniern in der ganzen Welt geschätzt.

und sie bekamen einen Sohn. Menschen, die Zugang zu ihr finden konnten, sagten, sie habe ganz am Ende ihres Lebens den Verstand verloren und dauernd darauf gewartet, dass die Türken kämen. Eine Armenierin erledigte die Einkäufe für sie und reichte sie ihr durch das Fenster ihres Hauses.

Nach einem sehr kurzen Aufenthalt im Seniorenhospiz Araratheim 1994 starb sie mit 93 Jahren. Niemand sorgte für ihr Begräbnis, und so kam es, dass die »armenische Jeanne d’Arc« anonym in einem Gruppengrab beigesetzt wurde. Ein Metallschild, in das die Zahl 1994 eingraviert ist, bezieht sich auf das Todesjahr aller darin Bestatteten.²¹¹

Zweifellos steht Arshaluys bzw. Aurora symbolisch für den Widerstand einer ganzen Generation gegen das Morden und die Gewalt. Den nachfolgenden Generationen gilt sie als Beweis dafür, dass sich hier eine junge Frau mit starker Willenskraft, Mut und Entschlossenheit unbeirrbar und erfolgreich gegen das Böse gewehrt hat.

Hayk Demoyan
Erivan 2015

211 Mittlerweile wurde eine kleine zweisprachige Gedenkplakette mit ihrem Namen und ihren Geburts- und Sterbedaten in den Rasen eingelassen. Ein Foto davon ist in diesem Buch auf S. 258 abgedruckt.

Nora Waln²¹²

Bericht über die erste Begegnung mit Arshaluys Mardigian²¹³

Nun stand es wirklich neben mir, das zierliche Mädchen mit den glänzenden schwarzen Haaren. Ich konnte kaum glauben, dass es Aurora Mardigianian war, die ich schon erwartet hatte, bis ich mit ihr ins Gespräch kam und ihr, als sie zu mir aufblickte, in die Augen sehen konnte, aus denen man ihre unauslöschliche Leidensgeschichte ablesen konnte. Sie sprach kein Englisch, sagte aber ein paar Grußworte auf Armenisch.

Es war unser erstes Treffen, vergangenes Jahr im Frühling. Mehrere Wochen davor hatte mich ein Brief erreicht, in dem die baldige Ankunft dieser kleinen Armenierin angekündigt wurde, derer ich mich annehmen sollte. Im Jahr zuvor war ein armenischer

212 Nora Waln (1895–1964): amerikanische Journalistin, Schriftstellerin und Pazifistin; sehr früh engagiert in der Nothilfe für den Nahen Osten; ging 1920 nach China und lebte dort zwölf Jahre, worüber sie in *House of Exile* berichtete. Von Juni 1934 bis April 1938 hielt sie sich in Deutschland auf, wo sie den aufkeimenden Nationalsozialismus erlebte und in ihrem Buch *Nach den Sternen greifen* (erschieden im April 1939 in Boston, USA, bei Little, Brown and Co.) schilderte und analysierte, das mit dem zuversichtlichen Wunsch schließt, die Deutschen würden diese Ideologie bekämpfen und besiegen. Vor und während des Zweiten Weltkriegs setzte sie sich von England aus für Flüchtlinge und Deportierte ein, vor allem für Kinder. Danach warb sie engagiert für die Wiedereingliederung Deutschlands in die demokratische Staatengemeinschaft. Sie gehörte zu den offiziellen Beobachtern der Nürnberger Prozesse. Später berichtete sie als Journalistin aus dem Fernen Osten und gewährte in ihren Artikeln aufgrund ihrer guten Sprachkenntnisse tiefe Einblicke in Länder wie Japan, Korea, die Mongolei und China. Nora Waln und Arshaluys waren Freundinnen, sahen sich aber nach 1920 nur selten. Ein Foto aus den Fünfzigerjahren spiegelt die innige Verbundenheit Nora Walns mit Arshaluys, ihrem Ehemann und ihrem Sohn wider.

213 Aus ihrem Vorwort zur Erstausgabe des Buches *Ravished Armenia*, New York, im Dezember 1918.

Junge von unserer Notaufnahmestation im Kaukasus gekommen, und gute Freunde hatten es ermöglicht, ihn auf ein Internat zu schicken. Ich hatte für Aurora etwas Ähnliches vorgesehen und wollte sie nach ihrer Ankunft ebenfalls dort einschulen.

Als wir an diesem Nachmittag im Beisein ihres Dolmetschers über den Schulbesuch sprachen, schüttelte sie nur traurig den Kopf. Sie wäre gern weiter aufs Gymnasium gegangen und hätte dann, wie es ihr Vater für sie vorgesehen hatte, Musik studiert, aber jetzt habe sie eine Botschaft zu überbringen – eine Botschaft ihres leidgeprüften Volkes an die Mütter und Väter der Vereinigten Staaten. Die Entschlossenheit, die sich in den Augen des Mädchens spiegelte, veranlasste mich, es nach seinem Alter zu fragen, und es antwortete: »Siebzehn.«

Aurora war zwar müde und erschöpft, bestand aber darauf, uns von den Schreckensszenarien, die sie hinter sich hatte, zu berichten – Massaker, Familien, die in die Wüste getrieben wurden, Mädchen, die an Haremsbesitzer verkauft wurden, Frauen, die am Straßenrand vergewaltigt wurden, kleine Kinder, die verhungern mussten. Sie bat uns inständig, ihr zu helfen, Hilfsaktionen für ihr Volk in Gang zu setzen. »Mein Vater hat gesagt, Amerika sei der Freund der Unterdrückten. Der General Andranik hat mich im festen Vertrauen darauf, dass Sie mich unterstützen, hierhergeschickt!«, sagte sie flehend.

Und so kam es, dass ihre Geschichte ins Englische übersetzt wurde. Manchmal brauchte sie ein paar Tage Ruhe, denn die leidvollen Erfahrungen erschütterten sie immer von Neuem. Auch im heißen Sommer wollte sie unbedingt weitermachen, aber unter dem Vorwand, sie müsse jetzt Englisch lernen, konnten wir sie überreden, drei Wochen in einem Jugendcamp an der Küste von Connecticut zu verbringen.²¹⁴

Wenn Sie die Geschichte der vergangenen drei Jahre in Aurora Mardiganians Leben lesen, werden Sie es nicht glauben können, dass in unserer Zeit und in unserer Generation noch solche unglaublichen Dinge geschehen können. Sie werden genauso erschüttert sein wie ich, als ich zum ersten Mal von dem Leidensweg ihres

214 Hier zeigt sich, dass beim Verfassen des Buches auf die Gesundheit der Autorin geachtet wurde. Das änderte sich später bei den vielen öffentlichen Auftritten in Zusammenhang mit dem Film.

Volkes hörte. Ich kann mich genau erinnern, wie entsetzt ich Anfang Oktober 1917 war, als ich während eines formellen Mittagessens den Berichten einer Gruppe von 17 armenischen Konsulen und Missionaren lauschte, die gerade aus der Türkei zurückgekommen und zwei Jahre lang Zeugen der Massenmorde und der Deportationen gewesen waren, und zu Ehren derer ein formelles Mittagessen vom AMERICAN COMMITTEE FOR ARMENIAN AND SYRIAN RELIEF²¹⁵ ausgerichtet wurde. Dort erfuhr ich, wie eine Kirche mit armenischen Christen – Frauen und Kindern – gefüllt, dann mit Öl begossen und angezündet wurde; wie gebildete, kultivierte junge Mädchen aus gutem Hause auf den Sklavenmärkten des Orients verhöckert wurden; von kleinen Kindern, die man verhungern ließ. Darauf folgte der eindringliche Appell, den erbarmungswürdigen Überlebenden, die in den Notaufnahmestationen Zuflucht suchten, Hilfe zukommen zu lassen.

Damals hörte ich mir alles an, war aber nahezu unfähig, es zu glauben. Doch um mich herum sah ich nur grundehrliche Gesichter von Männern und Frauen, an deren Worten nicht zu zweifeln war: Dr. James Barton, der Vorsitzende des AMERICAN COMMITTEE FOR ARMENIAN AND SYRIAN RELIEF, die Botschafter Morgenthau und Elkus, die aus eigener Erfahrung sprechen konnten, und Cleveland H. Dodge, dessen Tochter Mrs. Elizabeth Huntington in Konstantinopel und dessen Sohn in Beirut lebt – beide aktiv an der Nothilfe beteiligt.

Ferner möchte ich erwähnen: Ms. Lucille Foreman aus Germantown, C.V. Fickrey, Sekretär des AMERICAN COMMITTEE FOR ARMENIAN AND SYRIAN RELIEF, Dr. Samuel Dutton vom Weltgerichtshof des Völkerbundes, George T. Scott vom Aufsichtsgremium der Presbyterianer für die Mission im Ausland und noch andere.

215 Die Organisation hieß ab 1923 NEAR EAST FOUNDATION. Daraus wurde THE AURORA HUMANITARIAN INITIATIVE FOUNDATION, die heute aus drei Stiftungen besteht: eine gleichen Namens in New York, in der Schweiz die 100 LIVES FOUNDATION (Genf) und in Armenien die IDEa FOUNDATION (INITIATIVES FOR DEVELOPMENT OF ARMENIA) (Erivan). Seit 2015 vergibt die Stiftung jährlich am 24. April, dem Gedenktag an die Opfer des Genozids, in Armenien den Aurora-Preis zur Förderung der Menschlichkeit (Aurora Prize for Awakening Humanity) an eine Person, die an einem gefährlichen Ort oder unter schwierigsten Bedingungen irgendwo in der Welt mit außergewöhnlichem Engagement lebensrettende humanitäre Arbeit leistet.

Ohne diese Kontakte mit glaubwürdigen Zeugen und Autoritäten, die mir ja bei diesem Essen zur Verfügung standen, werden Sie, lieber Leser, dieser Geschichte vielleicht noch weniger Glauben schenken wollen als ich zunächst. Mittlerweile sind immer mehr Berichte, ja, fast sämtliche Berichte aus dem Orient – Persien, Russischer Kaukasus und Osmanisches Reich – durch meine Hände gegangen, und ich weiß, dass die im vorliegenden Buch geschilderten Zustände keineswegs übertrieben sind. In diesem Text möchte ich auch auf die Berichte von Lord Bryce²¹⁶ und Botschafter Morgenthau verweisen, auf die Reden von Lord Cecil²¹⁷ vor dem Britischen Parlament und nicht zuletzt auf die Dokumente in unserem Außenministerium. Daraus geht hervor, dass ähnliche Erlebnisse von jedem der Überlebenden von einst 3 950 000 Heimatvertriebenen erzählt werden könnten, die jetzt völlig hilflos im Nahen Osten vermutet werden.

Hier dokumentiert ein junger Mensch einen Abschnitt aus seinem Leben. Nicht immer stimmen die Namen, Daten und Orte genau mit den Berichten von Botschafter Morgenthau, Lord Bryce und anderen überein. Wir müssen bedenken, dass Aurora erst 17 Jahre alt ist und eine der gnadenlosesten Perioden der Geschichte in diesem Teil der Welt durchlebt hat, der am stärksten unter dem Weltkrieg zu leiden hatte. Sie ist keine Historikerin. Der Übersetzer, der der amerikanischen Öffentlichkeit diese Geschichte zugänglich gemacht hat, hatte nicht vor, ein geschichtswissenschaftliches Buch zu schreiben, sondern den Amerikanern Auroras persönliche Botschaft zu

216 James Bryce, Viscount (1838–1922) Britischer Jurist, Historiker und Politiker, Armenienkenner; bestieg 1876 den Ararat, gründete 1878 die ANGLO-ARMENIAN ASSOCIATION, war 1907 bis 1913 britischer Botschafter in den USA, bereiste Armenien während des Genozids und sammelte 149 Augenzeugenberichte, die er im Auftrag der britischen Regierung zusammen mit dem Historiker Arnold J. Toynbee unter dem Titel *The Treatment of Armenians in the Ottoman Empire 1915/16* bereits 1916 herausgab und veröffentlichte. Das Buch wird oft schlicht als *The Blue Book* bezeichnet. Später beobachtete und bewertete er auch die Politik der Kemalisten und klärte über weitere Massaker auf.

217 Robert Cecil, Viscount Cecil of Chelwood (1864–1958), Britischer Politiker, Diplomat und Schriftsteller; Gründer und Präsident der INTERNATIONALEN FRIEDENSKAMPAGNE; Nobelpreis 1937; setzte sich im britischen Parlament vehement für die Armenier ein, nachzulesen in der Sammlung *British Parliamentary Debates on the Armenian Genocide, 1915–1918*, herausgegeben 2003 von Ara Sarafian und Eric Avebury, Gomidas Institute, Princeton und London.

übermitteln, damit sie verstehen, was seit 2015 im Mittleren Osten vor sich ging, und dabei helfen können, dort in der Zukunft die Bildung einer normalen, stabilen Regierung zu ermöglichen.

Aurora Mardiganian ist nach Amerika gekommen, um Zeugnis von der Leidensgeschichte ihres Volkes abzulegen und um ihren Teil dazu beizutragen, dass ihr Heimatland wieder aufgebaut werden kann. Sie ist noch ein junges Mädchen, aber indem sie in Tageszeitungen, in diesem Buch sowie in der vom AMERICAN COMMITTEE FOR ARMENIAN AND SYRIAN RELIEF geplanten Verfilmung der amerikanischen Bevölkerung ihre Geschichte erzählt, trägt sie, glaube ich, besonders viel dazu bei, dass in den alten biblischen Ländern, zu denen selbst die junge Generation ihr Heimatland zählt, wieder »Friede auf Erden und allen Menschen, die guten Willens sind«, hergestellt werden kann. Ihre Mutter, ihr Vater, ihre Brüder und Schwestern sind alle tot, aber nach sehr vorsichtigen Schätzungen gibt es dort noch 3 950 000²¹⁸ völlig mittellose Menschen, meist Frauen und Kinder, die oft tausend Meilen weit aus ihrer Heimat weggetrieben wurden. Sie richten jetzt ihre erbarmungswürdigen Blicke erwartungsvoll auf Amerika und bitten in der jetzt so schwierigen Anfangsphase, in der sie sich eine neue Existenz aufbauen müssen, inständig um Unterstützung.

Dass Dr. James L. Barton nun mit einer Abordnung von 200 Männern und Frauen aufbrechen wird, um den Menschen der Gegend, aus der Aurora kam, dabei zu helfen, wieder ein normales Leben führen zu können, ist bereits ein Teil der Antwort auf diesen Appell. Eine weitere Reaktion darauf ist die Kampagne, die das AMERICAN COMMITTEE FOR ARMENIAN AND SYRIAN RELIEF für 30 000 000 Dollar in der Hoffnung startet, dass sich die gesamte Bevölkerung Amerikas daran beteiligt. Sie, liebe Leser dieses Buches, können Aurora ebenfalls bei der Verbreitung ihrer Botschaft unterstützen, indem Sie es jemand anderem zu lesen geben, wenn Sie es ausgelesen haben.

Nora Waln

New York, 2. Dezember 1918

Sekretärin für Öffentlichkeitsarbeit

AMERICAN COMMITTEE FOR ARMENIAN AND SYRIAN RELIEF

218 Diese Einschätzung hat sich später als zu hoch erwiesen.

H. L. Gates

Würdigung aus der Erstausgabe
von *Ravished Armenia*, 1918

Für die Überprüfung der unerhörten Ereignisse, die ich auf Geheiß der kleinen Aurora der ganzen Welt in unserer Sprache übermittelt habe, bin ich Lord Bryce, ehemals Britischer Botschafter in den Vereinigten Staaten, der im Auftrag der britischen Regierung Nachforschungen über die Massaker durchführte, zu großem Dank verpflichtet, ebenso Herrn Dr. Clarence Usher, Augenzeuge der Massaker von Van, von dem Aurora in ihrer Geschichte erzählt, und Dr. MacCallum, der Aurora in Erzurum rettete und ihre Einwanderung nach Amerika ermöglichte. Sie können Auroras Bericht in vollem Vertrauen auf seine Glaubwürdigkeit lesen. Jedes Wort darin ist wahr. Sie erzählt, was einem christlichen Mädchen passiert ist. Es handelt sich um ein Dokument von hoher Beweiskraft.²¹⁹

219 In seiner Würdigung beruft sich der 24-jährige Harvey Gates auf berühmte Augenzeugen des Genozids, von denen Dr. Usher bereits aus Kapitel 7 und Dr. MacCallum aus Kapitel 14 bekannt sind. H. Gates konnte das *Blue Book* (1916) von Lord Bryce bereits gelesen haben, der als ehemaliger britischer Botschafter (1907–1913) in den USA bekannt war. Gates bittet die Leser, der Autorin zu vertrauen und ihrem Bericht Glauben zu schenken. Wir haben jedoch gesehen, dass in Bezug auf einige Abschnitte im Buch Zweifel an seiner, des Übersetzers, Glaubwürdigkeit bestehen. Dort wich er offenbar von Arshaluys' Bericht ab, vermutlich zugunsten der Angleichung an das fiktionale Filmskript. Was auf der Leinwand des Stummfilms nicht gezeigt werden konnte, hätte man im Buch durchaus *sagen* können. Fiktive Szenen aus dem Film, wie die Schlacht um Erzurum oder die Kreuzigung, gehörten wiederum schlichtweg nicht ins Buch.

Jedoch haben wir es Harvey Gates zu verdanken, dass wir diesen spannenden Erzählbericht heute in Händen haben und uns einen Begriff davon machen können, was sich während der Deportationen in Wirklichkeit abspielte. Sicher war es H. Gates, der Arshaluys dazu riet, die Fülle der Ereignisse in einer Art Kurzroman darzustellen. Eine schlichte Aneinanderreihung einzelner Episoden hätte diese Dokumentation weniger angreifbar gemacht. Doch der

dramaturgisch erfahrene Gates stellte sich dieser Herausforderung, und schon innerhalb weniger Monate nahmen immer mehr Menschen über alle Grenzen hinweg lebhaft am Schicksal dieser jungen Frau und ihres ganzen Volkes teil. So kam es, dass sich die beiden dringendsten Wünsche der Autorin erfüllten: Sie erwarb Unsummen für die Überlebenden ihres Volkes, aufgrund von H. Gates' Niederschrift der Übersetzung und Mitgestaltung ihres Berichtes, seiner unermüdlichen Werbekampagnen in allen verfügbaren Medien, der Herausgabe des Buches und dann der Anbahnung der erfolgreichen Verfilmung.

Aber ihr innigster Wunsch war wohl noch etwas anderes: Arshaluys wollte mit ihrem Bericht den anderen, viel zu früh aus dem Leben Gerissenen, Respekt zollen, ihre Existenz bezeugen. Die Namen derer, die ihr begegnet waren, sollten in der Welt weiterklingen, derer, die nirgends einen Grabstein bekamen. Dahinter steckt weniger die Scham, selbst überlebt zu haben, als ein Liebesbeweis, durch das Festhalten ihrer Herkunft, ihrer Wesenszüge, ihrer letzten Worte oder Gesten. In H. Gates fand sie einen Unterstützer, der ihr dazu verhalf, uns mit diesen Individuen vertraut zu machen und ihr Andenken lebendig zu halten.

Editorische Notiz

In dieser Übersetzung wird die Autorin bei ihrem ursprünglichen Namen *Arshaluys Mardigian* genannt und nicht, wie im englischsprachigen Originaltext, bei ihrem Pseudonym *Aurora Mardigianian*, zu dem man ihr 1918 in New York dringend geraten hatte. In einem Interview mit dem amerikanischen Reporter Anthony Slide am 17. Dezember 1988 fasste sie ihren jugendlichen Protest wie folgt zusammen: »Ich will keinen anderen Namen. Ihr wollt, dass ich meine Erlebnisse aufschreibe. Ich bin Armenierin. Ohne meinen richtigen Namen bekommt ihr nichts von mir!«²²¹

Mrs. Eleanor Gates, ihr gesetzlicher Vormund, rechtfertigte die Namensänderung mit der möglichen Gefährdung eventuell überlebender Angehöriger in der Türkei. Die damals siebzehnjährige Autorin war mit dem Nachnamen Mardigianian einverstanden, da ihre Familie ganz früher einmal so geheißen hatte, aber sie legte Wert auf ihren echten Vornamen. Doch darauf nahm man keine Rücksicht. Nach mehr als hundert Jahren scheint es angebracht, nun ihrem Wunsch zu entsprechen und ihr als Autorin sowie innerhalb ihres autobiografischen Berichtes ihre Identität zurückzugeben. Besonders in der direkten Rede, im Kreise ihrer Familie, klingt ihr armenischer Vorname authentischer als das lateinische *Aurora*, das dem Namen Arshaluys (Licht des Morgens) inhaltlich entspricht.

Der Nachname Mardigian erscheint in Transkriptionen aus dem Armenischen auch mit k in der Mitte. In Angleichung an den älteren Namen Mardigianian wurde hier das g beibehalten, zumal es im Armenischen zwei K-Laute mit verschiedenen Schriftzeichen gibt, ein hartes k, stark behaucht, und ein unbehauchtes, mit Kehlkopfverschluss, das weicher klingt und sich dem g im Deutschen annähert.

221 Hayk Demoyan und Lousine Abrahamian: *Aurora's Road*. Erivan: THE GENOCIDE MUSEUM-INSTITUTE 2015, S. 34.

Die im Buch vorkommenden Dörfer, Städte, Flüsse, Gebirgspässe und Schluchten konnten größtenteils auf damaligen und meist auch heutigen Landkarten ausfindig gemacht werden. Die wenigen übrigen Orte könnten verschwunden sein, unter Mustafa Kemal neue, türkisierete Namen bekommen haben oder später in den riesigen Stauseen der Türkei geflutet worden sein. Im Text kommt es manchmal vor, dass ausländische diplomatische Vertretungen, Schulen und soziale Einrichtungen irrtümlich an andere Orte verlegt oder verwechselt werden.

Die Übersetzerin hat Wert darauf gelegt, sich in diesem Erzählbericht von 1918 der Wortwahl und dem Sprachstil der Autorin anzupassen. Manches wird darüber hinaus in den den Originaltext ergänzenden Fußnoten erläutert.

Es ergeben sich Unterschiede in der Orthografie von Personen- und Ortsnamen: Tessa Hofmann hält sich in ihrem Text bei der Transliteration des Armenischen ins Deutsche durchgehend an die Dudenumschrift. Die Übersetzerin transkribiert die Namen aus den verschiedenen Sprachen phonetisch mithilfe einer Tabelle, die Zeichen, Laute und Aussprache veranschaulicht.

Hinweise zu Phonetik und Umschrift osmanischer Eigen- und Ortsnamen

Die Autorin ist noch zur Zeit des Osmanischen Reiches aufgewachsen, das bekanntlich ein Vielvölkerstaat unter türkischer Vorherrschaft war. In Westarmenien handelt es sich neben dem Türkischen im Wesentlichen um indoeuropäische Sprachen (Armenisch, Kurdisch, Zaza, Persisch, Griechisch) und semitische Sprachen (Syrisch, Aramäisch Arabisch). Das damalige Türkisch hieß Osmanli und verfügte über einen großen Reichtum an Lehnwörtern aus den zahlreichen Ethnien, die, was ihre Muttersprachen anging, noch weitgehend autonom waren. Namen von Personen, Orten und Landschaften zeugen von dieser Vielfalt, können aber nicht immer eindeutig einem Volk zugeordnet werden. Manche Ortsnamen gehen noch auf die frühen Epochen der Hethiter und der Urartäer zurück, deren direkte Nachfolger die Armenier wurden. Das Osmanli wurde noch in arabischer Schrift notiert, die bekanntlich eine Konsonantenschrift ist. In der gesprochenen Sprache ergänzte man die Vokale jeweils nach dem örtlichen Dialekt, und bei der Transliteration in die lateinische Schrift tauchten oft unterschiedliche Vokale auf, z. B. Erzurum, Erzerum oder Mohamed, Muhamad. Das armenische Alphabet dagegen, das in den Jahren 401 bis 405 nach Christus von Mesrop Maschtots entwickelt und in Kirche und Staat verbindlich wurde, gibt 36 Laute (heute 39) sehr differenziert wieder und unterscheidet bei e, r, und o je zwei Lautzeichen. Die Verschlusslaute p, t und k haben jeweils einen Buchstaben für den harten, stark aspirierten Laut und einen für die mildere Variante mit Kehlkopfverschluss.

Die Schreibweise der Namen und Begriffe, die im Folgenden ohne Buchstaben mit diakritischen Zeichen des modernen Türkisch vorgenommen wurde, erfolgt weitgehend phonetisch und bei größtmöglicher Annäherung an die Laute der jeweiligen Ausgangssprache.²²²

222 Hilfreich war dabei die Lautlehre von Margret Eggenstein-Harutunian: Einführung in die Armenische Schrift. Hamburg: Helmut Buske Verlag

v	entspricht dem w im Deutschen	(Van, Vartan)
dj	weich, stimmhaft, wie im englischen <i>George</i>	(Hadji)
kh	wie das ch in <i>Dach</i> Reibelaut zwischen k und h	(Kharput)
gh	sanfter Reibelaut zwischen g und h	(Kaghak)
z	stimmhaftes s wie in <i>Rose</i>	(Erzurum)
sh	entspricht sch im Deutschen	(Anush)
y	entspricht i, aber zwischen zwei Vokalen: j	(Hayatian)
u	selten auch ou, gleichlautend	(Toumayan)
ey	klingt wie äi	(Bey)

In den Fußnoten mit den Personen- und Ortsnamen in der heutigen türkischen Rechtschreibung ist phonetisch zu beachten:

c	entspricht dsch in Dschungel, also dj in obiger Tabelle
ç	klingt wie tsch (Tschechien)
ş	wie sch im Deutschen
ğ	wie in obiger Tabelle gh (<i>Ağa</i>)
h	wie ch im Deutschen <i>ach</i>
ı	Laut zwischen i und e in kurzen, unbetonten Silben, wie in <i>Wind</i>
s	immer stimmlos
z	stimmhaftes s wie in <i>zero</i> oder <i>sanft</i>

Osmanische und armenische Titel und Würdenträger

Agha	Großgrundbesitzer, Befehlshaber einer Waffengattung, hoher Beamter
Badvelli	Titel eines evangelischen Pfarrers
Bey (Beg)	Nachgestellt Anrede für Personen höherer Stellung; Titel hoher osmanischer Offiziere; heute allgemeine Anrede <i>Herr</i>
Derder (ostarm. Terter)	liebvolle Anrede eines armenisch-apostolischen Priesters

2000/2012. In dem großen Lautvorrat des Armenischen sind die Phoneme anderer Sprachen weitgehend enthalten, weshalb Armenien seit dem 5. Jahrhundert eine rege Übersetzungskultur aufweisen kann.

Efendi (Effendi)	Nachgestellter Ehrentitel für Gelehrte, Beamte und islamische Theologen
Hadji (Hadschi)	Ehrentitel für einen, der nach Mekka gepilgert ist, den Hadsch gemacht hat
Hakim (Hakkim)	Weiser, Philosoph, Gelehrter; Titel für Ärzte und Richter
Kadi	Muslimischer Unter-Richter; gilt als Geistlicher; zugleich Notar und Vorsteher eines <i>Kazas</i> (Landkreises) oder eines größeren Stadtteils
Kaimakam	Verwaltungschef eines <i>Kazas</i> , untersteht dem Mutessarif
Khatib	Laienprediger, Hilfsgeistlicher
Mudir (Müdür)	Vorsteher eines Kantons, dem die Ortsvorsteher (Muhtar) unterstehen
Muhtar	Ortsvorsteher, Bürgermeister
Mutessarif	Gouverneur eines <i>Sandschaks</i> (Regierungsbezirks), untersteht dem Vali
Pascha	Nachgestellter höchster Ehrentitel eines Beamten, oft eines Provinzgouverneurs und/oder ranghohen Militärs
Res	Titel eines Dorfvorstehers
Sultan	Hier islamischer souveräner Herrscher über alle Länder des Osmanischen Reiches, Repräsentant höchster weltlicher und geistlicher Macht
Vali	General-Gouverneur und damit höchster Regierungsvertreter einer Provinz
Vardapet	gehobener klerikaler Titel der armenisch-apostolischen Kirche für einen Priester-mönch mit anspruchsvollen theologischen Aufgaben bis hin zum Bischofsamt; wird den Archimandriten, den höheren zölibatären Geistlichen, verliehen

Über Arshaluys Mardigian

Arshaluys Mardigian kam am 12. Januar 1901 in der Kleinstadt Tschemschkadsag, Vilayet Mamuret-ul-Aziz, in Westarmenien zur Welt. Ihr Vater war ein erfolgreicher Geschäftsmann und besaß etwas Land mit Obstplantagen und Weizenfeldern. Die vierzehnjährige Arshaluys hatte gerade das ausgezeichnete Abschlusszeugnis der gemischten Mesropyan-Schule erhalten und wollte zum amerikanischen College in Marsovan überwechseln, als am Ostersonntag 1915 plötzlich die von den Jungtürken geplanten Hausarreste und Massaker begannen.

Arshaluys verlor zuerst ihren Vater und ihren Bruder Poghos (Paul) und dann, auf den endlosen Todesmärschen der Vertriebenen, die am 14. Juni begannen, alle anderen aus ihrer Familie: fünf Geschwister, die Mutter und zwei Tanten. Sie wurde Zeugin und z. T. Opfer von unvorstellbaren Verbrechen an Erwachsenen und Kindern. Dreimal wurde sie geraubt und verkauft, konnte aber fliehen. Mehr als ein Jahr lang irrte sie durch die Steppen der Provinz Dersim und verdingte sich phasenweise bei kurdischen Bauern als Arbeitskraft, um Nahrung und Kleidung zu erhalten. Im Frühling 1917 begegnete sie auf ihrem Weg nach Norden unendlich langen Flüchtlingskonvois der aus den Balkanländern vertriebenen Türken. Sie erreichte Erzindjan, wo sie in der armenischen Kirche auf andere armenische Flüchtlinge stieß, und gelangte schließlich in das von den russischen Truppen bereits im Februar 1916 eroberte Erzurum, wo sie sich in der Amerikanischen Mission erholen konnte, General Andranik Ozanian kennenlernte und mit hohen Vertretern der russischen Streitkräfte sprach. Bis September arbeitete sie mit dem kanadischen Arzt und Missionar Frederick MacCallum und Professor Luleiyan zusammen und kümmerte sich um Waisenkinder und um Armenierinnen, die aus Harems oder türkischen Familien befreit worden waren. Sie erforschte auch ihre Herkunft und legte Personenregister an.

Entschlossen, in den USA öffentlich als Zeugin des Genozids auszusagen und Spenden für die vielen Waisen und anderen Überlebenden in Armenien und Syrien zu sammeln, gelangte sie im

Oktober mit Unterstützung der Russen und der Amerikaner per Zug über Tiflis nach Sankt Petersburg, wo sie wenige Tage vor Ausbruch der Oktoberrevolution²²³ ankam. Ihre Papiere waren ungültig, und sie wurde Zeugin von Straßenkämpfen und Hungersnot. In der Amerikanischen Botschaft verhalf man ihr zu neuen Ausweisen, und sie fuhr weiter nach Oslo, von dort per Schiff nach Halifax, Kanada, wo sie an Bord des Ozeandampfers *Oskar II* ging, der am 5. November 1917 im Hafen von New York anlegte.

Eine amerikanisch-armenische Familie nahm Arshaluys auf. Sie arbeitete in einer Fabrik und suchte mithilfe von Zeitungsannoncen nach ihrem ältesten Bruder Vahan, der Jahre zuvor nach Amerika gegangen war. Dadurch kam sie in Kontakt mit dem Journalisten und Drehbuchautor Harvey Leyford Gates und seiner Frau Eleanor Brown Gates, Schriftstellerin, die bald darauf Arshaluys' gesetzlicher Vormund wurde. Mithilfe der Gasteltern, die Arshaluys' mündlichen Bericht satzweise ins Englische übersetzten, brachte H. L. Gates diesen zügig, aber mit Erholungspausen für Arshaluys, zu Papier und sorgte dafür, dass er in Fortsetzungen in diversen Zeitungen erschien und schließlich im Dezember 1918 mit dem Titel *Ravished Armenia* bei Kingfield Press in New York herauskam. Das Buch wurde bald ein Bestseller, auch in Europa.

Der Regisseur und Schauspieler Oscar Apfel verfilmte es in Kalifornien mit Arshaluys als Hauptdarstellerin. Die Dreharbeiten dauerten vom 9. November 1918 bis Anfang Januar 1919; die Filmrechte hatte der Produzent Colonel William N. Selig erworben. In Los Angeles, wo gerade die Spanische Grippe herrschte, traf Arshaluys ihren Onkel Steve Long-Ouzounian alias Stepan Yerkanian.

Nach den ersten öffentlichen Vorführungen des achteiligen Stummfilmes in Los Angeles (16. Februar 1919) und New York überschlug sich die Presse mit Lob, besonders auch für Arshaluys' schauspielerisches Können. Sie wurde zum gefeierten Star und reiste zu den Premieren quer durch die USA. Sie organisierte Matinéevorstellungen nur für Frauen mit anschließender Aussprache, und auch nach den Abendvorstellungen erwartete man Arshaluys

223 Nach dem gregorianischen Kalender brach sie am 7. November, nach dem julianischen am 25. Oktober 1917 aus.

und ihren Regisseur auf Festveranstaltungen. Der Stummfilm fand bald in 23 Staaten der Welt hohe Anerkennung.

Die vielen Auftritte hatten zur Folge, dass Arshaluys zunehmend erschöpft war, insbesondere, da sie dabei kaum Abstand zu ihren traumatischen Erfahrungen gewinnen konnte. Nachdem Arshaluys im Mai 1920 während einer Soiree in Buffalo in Ohnmacht gefallen war, engagierte Eleanor Gates sieben junge, ihr etwas ähnelnde Frauen, die wechselweise an verschiedenen Orten als Arshaluys' Double auftraten. Sie selbst wurde in eine Klosterschule mit Internat geschickt, war jedoch mit all dem nicht einverstanden. Schließlich kam es zu einem Suizidversuch. Zurück in New York, fand sie eine gute Freundin in Mrs. Oliver Harryman, und, vertreten durch Rechtsanwalt Allen Rock, klagte sie im Mai 1921 vor dem Vormundschaftsgericht des County New York mit Erfolg ihre Filmgage ein, von der sie nur einen kleinen Teil erhalten hatte. Die Filmindustrie in Hollywood interessierte sich sehr für sie, aber sie lehnte ab und blieb in New York. Inzwischen war der Film in England bereits der staatlichen Zensur zum Opfer gefallen und verschwand bald auch in den USA von den Spielplänen.

Am 7. Dezember 1929 heiratete sie Martin Hovanian, ebenfalls ein Immigrant aus Armenien. Sie fanden eine Wohnung in der Bronx, wo 1931 ihr Sohn Michael Sedal zur Welt kam. Arshaluys widmete sich ganz ihrer Familie und einem kleinen Kreis von Verwandten und Freunden.

Während des Zweiten Weltkriegs engagierte sie sich im Roten Kreuz, wofür sie eine Auszeichnung erhielt. Ein Jahr nach der Ermordung des Präsidenten John F. Kennedy schrieb sie einen teilnahmevollen Brief an Jackie Kennedy und legte, als Geschenk an die John-F.-Kennedy-Bibliothek, ihr Buch *Ravished Armenia* mit einer Widmung bei. Im Jahr 1978 starb ihr Mann. Ihr Sohn lebte sein eigenes Leben und hielt bald keinen Kontakt mehr zu ihr. Ihren Bruder hatte sie nicht gefunden. Sie zog nach Los Angeles, wo sie im Stadtteil Van Nuys 15 Jahre lang sehr zurückgezogen lebte. In den Jahren 1984 bis 1988 gab sie jedoch sechs Interviews, drei davon wurden gefilmt. Am 3. Januar 1994 wurde sie in das Altenpflegeheim *Ararat Home* in Mission Hills, Los Angeles, gebracht, doch schon am 6. Februar 1994 verstarb sie im Holy Cross Hospital ohne Angehörige. Ihre Asche wurde im

County Cemetery von Los Angeles in einem Gruppengrab anonym, nur mit der Jahresangabe 1994, beigesetzt. Später wurde eine kleine Metallplakette in den Rasen eingelassen, mit der Aufschrift:



Foto: Apres Davtyan, 15. Mai 2019

Über Walburga Seul

Walburga Elisabeth Seul, 1946 in der Eifel geboren, studierte nach dem Abitur in Birkenfeld/Nahe Schulmusik, Musikwissenschaften und Romanistik in Mainz. Bis 2011 unterrichtete sie Musik und Französisch an Gymnasien in Mainz, Berlin und Preetz. Schon früh wurde ihr Interesse an anderen Sprachen und Kulturen, indigenen und bedrohten Völkern geweckt. Armeniern begegnete sie zum ersten Mal 1968 während eines Auslandssemesters in Aix-en-Provence, und dann wieder auf Zypern, 1972. Es beschämte sie, in der Schule nichts über den Genozid der Türken an den Armeniern erfahren zu haben, und es war ihr daher ein dringendes Anliegen, darüber aufzuklären. In den Jahren 2015 bis 2017 unternahm sie drei längere Reisen durch die Republik Armenien.

Über Tessa Hofmann

Prof. h.c. Dr. phil. Tessa Hofmann ist Philologin (Armenistik, Slawistik) und Soziologin. Sie publizierte zahlreiche Bücher zur Geschichte, Kultur und Gegenwartslage Armeniens und seiner Diaspora, zur Genozidforschung sowie zu Minderheiten in der Türkei. Hofmann engagiert sich menschenrechtlich und erinnerungspolitisch, unter anderem in der GESELLSCHAFT FÜR BEDROHTE VÖLKER; sie ist Mitgründerin sowie Vorsitzende der ARBEITSGRUPPE ANERKENNUNG – GEGEN GENOZID, FÜR VÖLKERVERSTÄNDIGUNG E.V. und wissenschaftliche Redakteurin der Website *Virtual Genocide Memorial* (virtual-genocide-memorial.de) der FÖRDERGEMEINSCHAFT FÜR EINE ÖKUMENISCHE GEDENKSTÄTTE FÜR GENOZIDOPFER IM OSMANISCHEN REICH (FÖGG) E.V.

Wolfgang Gust (Hg.)

Der Völkermord an den Armeniern 1915/16

Dokumente aus dem Politischen Archiv
des deutschen Auswärtigen Amts

675 Seiten, 18 x 24,5 cm,
Hardcover mit Schutzumschlag
ISBN 978-3-93492-059-0

Gut die Hälfte der etwa zwei Millionen Armenier im Osmanischen Reich fiel dem ersten Völkermord im 20. Jahrhundert zum Opfer.

Die von Wolfgang Gust vorgelegte Auswahl der im Auswärtigen Amt gesammelten Berichte gibt ein sehr genaues Bild des Völkermords an den Armeniern – und der deutschen Mitverantwortung.

»Eine umfängliche, gut aufbereitete Dokumentation« *FAZ*

zuKlappen! 